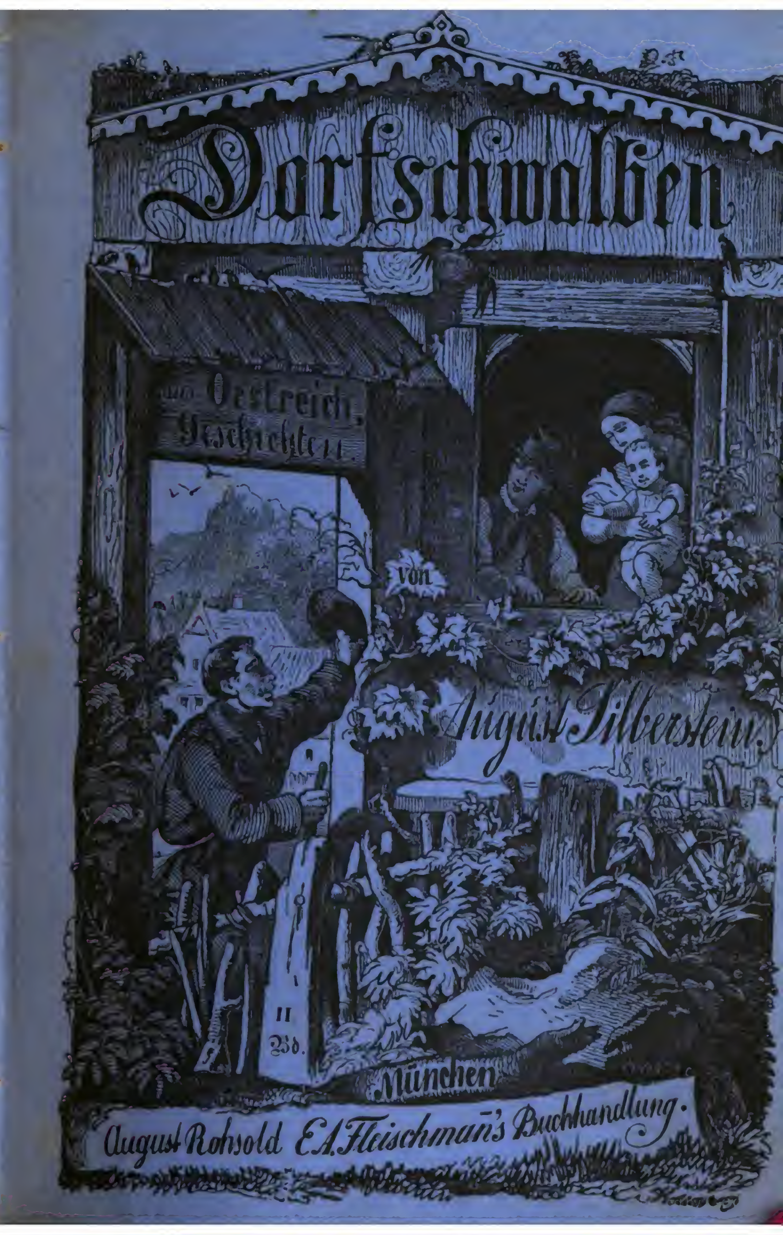
DORFSCHWALBEN AUS OESTREICH: GESCHICHTEN

August Silberstein








Dorfschwalben
Oestreich. Geschichten.
von
August Silberstein.
II
Bd.
München
August Rohsold E. A. Fleischman's Buchhandlung.

Dorfschwalben

aus Oestreich.

Geschichten

von

August Silberstein.

Zweiter Band.

München, 1863.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Inhalt.

Seite

Der Schulmeister und seine Tochter.

Auf der Hald
Viel Röslein stehn,
Durch den Wald
Die Rehlein gehn;
Ach wie bald
Ist es geschehn —
Das Verschwinden und Verwehn!

Jetzt noch licht
Und Sonnenschein,
Bald doch bricht
Die Nacht herein;
Ach wie dicht
Der Todtenschrein —
Lebet wohl, gedenket mein!

Eine Geige, welche die langgezogenen und rührenden, doch viellieblichen Grundklänge dieses Liedes spielte, und eine Mädchenstimme, neben diesen Geigentönen jedes Wort des Liedes deutlich vernehmbar singend, vollrund und herzinniglich, tönten in die stille Abendluft des Dorfes, aus dem Schulhause heraus.

Die Geige spielte der alte Schulmeister, und die Liedworte sang seine Tochter.

Nicht weit vom Schulhause weg rieselte der Bach, und in dem vom Abendsonnenschein rothgoldigen Wasserl wuschen Buben und Mägde das frischgemähte Raingras oder Klee, Laub und allerlei Gekräute, vom Staube, daß es dem leckeren Hausthiere besser schmecke und bekomme.

Ueber dem Bache, jenseits, hinter den gegenseitigen Häusern und Gärten hob sich das Weingebirge, und manche der Winzer und Maierleute oben und unten standen mit den Sicheln, Schnitzmessern und Kräutern, horchten, statt den letzten Rest des Tagewerkes rasch aufzuarbeiten, und blinzten mit den angeglühten Augen.

Die Bauern und Häuer, die Ehalden (Dienstleute) jeden Geschlechtes und Alters, die mit hoch über den Kopf hinaus beladenen Kraxen (Rückenkörben) voll duftigem Grummet des Weges kamen, Alle heimkehrend, blieben stehen, oder verzögerten ihre Schritte, um so lange als möglich zu hören und sich nichts entgehen zu lassen.

Bei dem Grüßen und Kopfnicken, das sie sich gegenseitig spendeten, war sicher ein verständigender Blick dabei.

Die Luft war aber auch so abendstille, so klar und ruhig, als hielte sie selbst den Athem an, um zu hören, um willig weiterzutragen und nicht mit Baumgeräusch und Laubgeraschel diesen Sang und Klang zu stören.

Einen Burschen, der oben im Weingebirge ein Gehege von Weichselbäumchen zog, drängte es, bei einem Absatze des Liedes, als müßte er jetzt einen Jauchzer in die Lüfte loslassen und sein Herz dadurch erleichtern — sei es zum Danke oder aus Bewegtheit — und er wölbte schon die Zunge dazu. Aber er fürchtete, er könne das Nachkommende stören, oder etwas überhören, und er unterdrückte Jodler und „Juchezer!"

Doch es war nicht nur eine Freude für alle hörenden Dorfleute draußen.

Es war auch immer einer der schönsten und vergnügtesten Abende inner des Schulhauses, wenn der Alte mit seiner Tochter sang und musizirte.

Sie hatte ja sonst gar viel auf sich und zu thun, als alleinige Hauserin.

Der Schulmeister, ihr Vater, war ja, von ihrer Mutter selig, verwitwet.

Und that sie ihm den Gefallen, stimmte sie Abends mit ihm ein Lied, und erst dies sein altes Lieblingslied an, so hatte er ein innig erquickendes Hausfest, dem kein lärmendes, allgemeines irgendwo, selbst in der Stadt, gleichkommen kann!

Ja, wenn die Schulmeistergehilfen nicht immer die Gewohnheit hätten — wenigstens essen zu wollen, um zu leben! Dann würde freilich das Schulhaus belebter gewesen sein!

Das Dorf und die Schule hätten dringend einen Schulmeistergehilfen bedurft.

Aber die Gemeindekasse langte nicht, und bei den vielerlei Steuern und Auflag' wollte Keiner etwas vom Zugeben für die Gemein' wissen.

Freilich, vor Jahren ließ man den Schulgehilfen „herumessen“ bei den Leuten, welche Kinder haben, und der Hausvater ließ dem Gast die Ehr, das Vaterunser vorzusagen — wenn derselbe nemlich zu Tische kommen konnte und nicht, wegen der Feldarbeit, während welcher Niemand zu Hause, das Essen in's Schulgebäu' geschickt bekommen mußte. Aber von diesem Herumessen wollen heutzutage beide Theile nichts mehr wissen — aus guten Gründen!

Und es glaubt's kein Mensch, was ein Schulmeister für Mühe sich's kosten läßt, um für seine eigene Person und Familie die üble Gewohnheit des Nothfühlens abzulegen. Und er bringt das sein Lebetag, trotz aller Pein, nicht ganz zuwege!

Nun erst für die Schulmeistergehilfen — und nun erst die Schulmeistergehilfen selbst!

Diese sind noch dazu jung!

Sie tappen in der Jugend in die Schulmeisterei hinein. Und da bringen sie nicht nur gesunde Glieder — wozu auch innerlich der Magen gehört — sondern hübsche Hare, oft die flammendsten und funkelndsten Augen, und allerlei verführerische Bartanlagen mit.

Da könnte der Schulmeister auch noch Alles eher haben, Gänse, Hühner, Schinken, Schmalznudel unangefochten — aber nur keine Tochter!

Unser Schulmeisterhaus steht mitten im Dorfe, auf einem netten freien Platze, und die Sonne scheint mit doppelter Vorliebe auf dem Vorgärtchen und den Bohnengewinden zu weilen, welche die Fenster halb verhüllen. Ja es ist, als ob die sumsenden Bienen, mitten im Tage, von den rothen und blauen Blüthen da doppelt gerne naschen und bei dem gemeinsamen Aufsagen der Kinder fleißig mitsummen und mitbrummen. Es stört sie gar nicht. Sie sind alte Bekannte. Und das Schulhaus wäre groß und geräumig genug, um in seinen tintenbeklecksten Wänden einen und noch mehr Gehilfen zu bergen; aber — Hubertus Weidinger, unser alter Schulmeister, hat eben ein Töchterl, und dieses Töchterl hat wieder frischblaue Augen, weizengelbe sonnenblonde Hare, und ein Näschen und Lippen — nun, kein Schulgehilf könnte einerseits leiden, ohne anderseits durch die Liebe die erquickendste Entschädigung für Alles zu suchen!

Und kein Mensch könnte das einem Schulgehilfen — der doch auch einer ist — verargen!

Da hat denn auch der alte Weidinger ein Mittel

gefunden, das die meisten Leute finden, die etwas thun möchten, aber nicht dürfen.

Er „ließ es bleiben!"

Er hielt nämlich keinen Schulgehilfen, so sehr er einen bedurft hätte.

Aber seine Gunderl, seine Gundl — wie das Kirchenbuch sagte: seine Kunigunde — die war Schulgehilf, Unterlehrer, Nebenmeßner, zweiter Gemein'-Schreiber, Familienbriefsteller und all' derlei, was im Schulhaus und Dorf nöthig war.

Glaubt Ihr aber etwa, die Wirthschaft ging deshalb hinter sich?

Beileibe!

Vom Brunnen und Töpfe-Reinigen, vom Geisställchen oder Kochherde und Waschtroge weg, ließ Gundl nur den aufgeschürzten Rock hinab, that ein Fürtuch (Schürze) weg, ein anderes, oder auch gar keines, um, trat frischmuthig und ohne Umstände in das Schulzimmer ein und nahm das Namenbüchlein oder Schreibtäfelchen aus der Hand des Vaters, der sie gerufen oder erwartet hatte!

Auch nahm Gundl das Schulmeister-Stäbchen oder Birkenrüthlein, das sie aber baldigst beiseite legte, und lehrte nun frisch d'rauf los, daß die Kehlen der Jugend nimmer zur Ruhe, die Augen und Gedanken nimmer zur Rast kamen!

Und die Buben und Mädl schliefen sogar weniger, wenn dieser Unterlehrer Stunde hielt. Es bedurfte weniger des Auszankens und Greinens. Es machte ein Spitzbube den andern gar nicht auf irgend eine Lächerlichkeit im Gesichte des Vortragenden aufmerksam — etwa auf die Brille, oder ein vergessenes Restchen des schwarzen

Schnupftabakes an der Nase — wie es beim Schulmeister doch geschah; — sie ließen sich die Gundl gerne gefallen!

Sie waren sie schon gewohnt!

Freilich hatte sie schon oft den einen bösen Buben, wenn er zerzaust in die Schule kam, nicht blos ausgezankt, sondern gleich säuberlich gekämmt.

Jener kleinen Schelmin, die durch stetes verbotenes Katzenspielen sich die Schürze und das Kleidchen zerriß, ward von ihr Alles hübsch fein zusammengenäht, damit daheim die Schläge erspart werden.

Dem Einen hatte sie schon aus einem bösen Finger den „Speil" (Splitter) herausgezogen und der Andern heimlich einen Fleißzettel zugesteckt, wenn das strenge Gewissen des Herrn Schulmeisters, ihres Vaters, eine solche Spende und Anerkennung nicht vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit verantworten zu können glaubte!

Ihr Auge war aber auch, als ob es überall hin und die „Leutl" (Kinder) durch und durch sehen könnte!

Die Schelmereien las sie von den Stirnen ab.

Das auf einen Fingernagel gemalte Tintengesicht, welches ein scheinbar ganz ruhig sitzender, die Hand sittig auf die Bank legender Junge, zur heimlichen Belustigung seiner ganzen Umgebung, lange in Gegenwart des Schulmeisters aufwies, hatte sie im Nu heraus!

Die papierenen Vögel, „Kleschen" (Knaller) und Generalshüte, trotzdem die Kinder mit dem breitesten Gesäße sie verbargen, machte sie sofort unwirksam, und von neuen Erzeugnissen solchen Schulfleißes konnte, während ihrer Zeit, gar nicht mehr die Rede sein!

Freilich guckte sie wieder, ohne zu strafen, durch's Thürfensterl, wenn die müßigen Buben Schule spielten

und den Schulmeister, mit „Staberl" (Stöckchen) und „Glasaugen" (Brille) und Dose nachahmten.

Auch lächelte sie blos, wenn der A-huber dem Behofer eine Strafschrift abkaufte, anstatt sie selbst zu verfertigen.

Aber sie hatte eigene Strafen!

Sie verbot sich die Hilfeleistung bei Gebetläuten; sie verpönte Dem und Jenem das Kreuztragen bei Bittgängen, das Schulfahntragen bei Aufzügen; sie redete zur Strafe wochenlange nicht an und „hörte (fragte) nicht aus."

Das waren Strafen, fühlbarer, als mit Stöckchen und Rüthchen! Denn wer auf einer Dorfschulbank gesessen, der weiß es, daß man vor seinen kräftigen Schülern seine eigene Stärke und Würde nicht erniedrigen darf, indem man lange flennt und dadurch zeigt, daß Einem der Schulmeister, trotz seiner bösen Absicht und guten Mühe, wirklich wehe gethan hätte! Und wer auf einer Stadtschulbank gesessen, der weiß es auch, daß man im Trotz, im Gleichmuth und im lederhäutigen Ertragen „seinen Mann" als Bube stellen muß!

Stöckchen und Ruthe thun also keineswegs die Wirkung, die man ihnen in aller Welt beilegen will.

Gundl sparte sie — ohne je was darüber gelesen oder abgehandelt haben.

Während sie das Schulmeisteramt versah und Unterricht gab, hatte der Vater freilich dringend zu thun.

Er machte sich, durch sie, nicht etwa blos die Sache leichter.

Sein alter Rücken mußte sich in Garten und Feld noch zu Manchem krümmen, damit „es das Jahr über ausgehe!"

Das Dorf macht keinen so feinen Unterschied zwischen Bauer und Schulmeister, und erspart nicht etwa Letzterem auch Ersteres zu sein. Zu jeder Zeit kam ihm der Tagelohn hoch und wuchs noch, während der Schulmeistergehalt klein war und im Wachsthume stecken blieb. — Und so hat's der Schulmeister nicht, für Acker und sein Gründchen zu bezahlen. Ja er wäre in den meisten Ortschaften froh, wenn er, selbst noch beim Mondenscheine, graben, hacken und arbeiten könnte, hätte er nur den Grund dafür!

Und so zog Weidinger allerlei Heranwachsendes im Acker und Garten, wenn er nicht die Heranwachsenden in der Schulstube zog.

Und die Bäume und Sträucher, die Gräser und Früchte lachen wahrhaftig dankbarer dem Erzieher, als es die Menschenkinder und Pfleglinge thun. Jene spotten nicht und geben ihr Bestes für die Mühewaltung, für die Sorgfalt und den Schutz!

Daran dachte Weidinger zuweilen; und wenn es ihm auch hart mit seinen alten Armen ankam, er griff deßhalb doch rüstig und wohlgemuth aus; in Gottes freier Schulstube war ihm die Arbeit selbst eine Erholung für die Dorfschulstube!

Aber noch eine Wichtigkeit hatte er nebst dem Allen, zu vollbringen.

Das Musikalische im Dorfe!

Glaubt etwa Einer, der Schulmeister Hubertus Weidinger werde eine Oster-, Pfingst-, Kirchweih- und Weihnachtsmesse vorübergehen lassen, ohne daß sie eine „gesungene" würde?

Wozu war er „Stiftsknabe"!? — Noch heute spricht

der Alte von sich, als einem Chorknaben, und wenn er des großen, allbekannten geistlichen Stiftes erwähnt, in welchem er für den Gesang und die Musik geschult wurde, worin er einst für seinen Sopran Essen und Unterricht erhielt, so wächst er ober seinen Knien empor, und er fingert sich mit der Hand durch die Hare, als wären sie noch dicht und dunkel, anstatt spärlich und weiß, und hätte er Mühe, sie von der Knabenstirne, die jetzt tiefe Furchen hat, zurückzuhalten und zurückzudrängen.

Sein Nebenknabe und einstiger dünnstimmiger Stiftskamerad war freilich Chordirigent da oder dort geworden, Kapellmeister irgendwo, oder gar berühmter Sänger. — Ihm aber war nicht mehr, als die Schulmeisterei zugefallen vom Schicksale.

Und da sollten die „Maner" des Dorfes, oder die wilden Musikanten darin, Begriff davon bekommen, was ein Chorknabe eigentlich sei!

Stolz auf diesen Titel und diese Erinnerung, plagte er sich mit dem „Halder" (Viehhüter) und brachte in sein gräuliches Trompeten- und Hornblasen System, prägte mühevoll die Notenköpfe in die harten Köpfe der Jugend; — und das war ein Geigen, Scharren, Kratzen, Pfeifen, Grunzen, Blasen, Miauen zeitweise auf allerlei Instrumenten, daß sich die Balken auf dem Schulboden zogen und krumm wurden vor Leibschneiden!

Und doch hatte das Dorf bei Hochzeiten, Feierlichkeiten, Aufzügen, selbst auf dem Tanzboden, eine Musik wie keine zweite ihresgleichen in der ganzen Umgebung, zu seinem wohlbewußten Stolze!

Und doch ging sein Chor endlich wie „am Schnürl"; und doch sangen und spielten die Buben, Mädl und Männer

oft in der Messe hoch oben bei der Orgel, daß den Männern und Weibern des Kirchenraumes die Thränen in den Augen standen und sie, erschüttert und erhoben, doppelt so inbrünstig beteten!

Und freilich sagten die ältesten Mütterchen, das wäre in diesem Dorfe noch nie gehört worden, sicherlich so lange die alte steinerne Kirche stehe, und am allersichersten: so lange sie denken und einstens von ihren Alten gehört hätten!

Ja die Primstimme, den Solo-Sopran sang aber auch — die Gundl!

Und alle Vögel im Walde sangen ja nur der Gundl nach, waren nur Stümper gegen sie und brachten nichts zuwege!

Das war ein Stimmchen: „wie ein Seidenfaden, den man aus Honig zieht," sagte einmal die Frau Richterin im Dorfe.

Und der Schulmeister nahm seine Tochter einmal, nach einem „Sanctus", mit seinen beiden Händen so bei dem Kopfe und den Schläfen, und drückte sie, da er einen Geigenbogen in der Hand vergessen hatte, so fest damit, daß sie aus Schmerz zu weinen anfing! —

Der Vater hielt sie freilich für so selig, wie sich, dem die Thränen über die Backen liefen.

Und wenn der Herr Pfarrer, nach der vollbrachten Messe, nach dem „Ite, missa est", im Hinausgehen zur Sakristei, auf die Orgel hinaufsah, welche der „alte Chorknabe" noch „ausspielte", so war dieser beseligt und fühlte sich wieder jung; er hätte gleich meilenweit nach dem Stifte gehen mögen und die ältesten Patres und den Prior herbeirufen, damit sie doch was Rechtes von ihm

hielten und sähen, was aus ihm geworden und der „Chorknabe“ im Stande sei!

Und deshalb leimte er in tiefster Nacht, oder bei Tage, die Geigen, welche sich die wilden Buben oft gegenseitig an den Kopf schlugen, und die nirgends in der Nähe, oder in der Stadt nur um theures Geld, reparirt werden konnten.

Und deshalb war er der „Klampfrer“ (Blechner, Spengler) der Hornisten und Trompeter, drahtete er zersprungene Klarinetten, lederte Klappen, feilte Messingstücke, löthete, schliff Saiten, bezog Bögen, schmelzte Kolofonium, und that weiß-Gott-was-Alles!

Auch sein eigener Klaviermacher, Stimmer und Tischler war er bei seinem dünnstimmigen und dünnfüßigen „Spinettl“, das er seit mehr als dreißig Jahren für ein gutes Klavier in Ehren hält, und dessen Ton ihm lieb ist, so lieb, daß nur Gundl's Stimme dagegen singend aufkommen kann!

Man muß diese aber auch hören, zur Grundstimme des Vaters, etwa sein Lieblingslied, oder mit den Schulbuben und Mädchen die Kirchenlieder singen!

Wer im Dorfe nur irgendwie Zeit hat, steht und horcht von Weitem, so weithin nur gehört wird, und läßt sich das Herz warm werden, wie vom schönsten Gottessonnenschein!

Die Knaben und Mädchen, die Erwachsenen, die bei gesungenen und gespielten Messen „mithalten“ müssen, durchdringt ein eigener Eifer, wenn sie mithalt', und Jeder möcht nur so schön thun und sein Theil machen können, wie die Gundl!

Die Gundl muß bei Hochzeiten singen und an Winterabenden, wenn man zusammenkommt.

Die Gundl ist ein arm's Mädl, und kein reicher Bauerssohn darf sie heiraten.

Die Gundl hilft in der Wirthschaft und in der Schul, sie kocht und wäscht und lehrt und läutet zum Gebet aus.

Die Gundl hat nur einmal im Jahr eine große Freud' — entweder zu Ostern, ist es aber nicht gut gegangen, erst zu Pfingsten, oder gar zum Kirchtage nach der Erndte — wenn der Vater dem Wolferl, der mit den Weichselröhrchen in die Stadt geht, um sie an die feinschmeckenden Raucher zu verkaufen, den Auftrag gibt, ein neues buntes Halstüchel und einige Ellen „Kattun", nach dem im Dorf beliebten schön' Muster, mitzubringen.

Die Gundl thut und arbeitet und leistet was sie nur kann, damit der alte Chorknab', ihr Vater, Zeit hab' für Feld und Garten und Singschul' und Instrumentenmacherei; — so leben im Dorf der Schulmeister und seine Tochter!

Die Schule und die Dorfstille werden unterbrochen.

Im Schulzimmer war es recht sommerlich warm.

Die grünen Bohnengewinde vor den Fenstern legten seltsam gefärbte Schatten auf die Schulwände, über die Bänke und selbst die Gesichter der einzelnen Schulkinder.

Kaum zitterten die Schatten und Ranken, so stille war die Luft. Auch hier innen machte die Hitze fast Alle stille; und die einzelnen naschenden Bienen hörte

man summen, eine durchgeschlüpfte „Wepse" brummen, wie einen unzufriedenen Schuljungen.

Die Buben hatten ihre Hemden gelüftet, und mancher schlenkerte seine nackten Beine unter der Bank, um das so anmuthende Einschlafen zu verhindern.

Die Mädchen auf den vordersten Bänken entledigten sich allmälig ihrer „Gugl" (Kopftuch), oder nahmen ihre Halstüchlein ab.

Der einzige „aufsagende" Junge sprach so langsam, als müßte er sich jede Silbe vor dem Einschlafen abquälen, und er gähnte dazwischen. — Dies wirkte noch besänftigender auf alle seine Mitgenossen und Genossinen. Die Fliegen konnten sich bereits ganz ruhig und ungestört auf Manchens Wange und Schweißtröpfchen setzen.

Es wäre ein allgemeines Einnicken durch die Schule gegangen; und es hätte sich im Einmaleins-Aufsagen unzweifelhaft bei Manchem herausgestellt, daß zweimal-zwei: fünf, sechs oder drei sei, würde der Herr Schulmeister nicht endlich anbefohlen haben, daß der Franzl aus dem Büchlein vorsage und Alle im Gesammt nachsagen.

So ward der Schlaf für zu Hause verschoben und so kam das Einmaleins bis zwanzig ungeschoren durch, ja hatte die Freude, seine unumstößlichen Wahrheiten neuerdings, von einer Reihe heranwachsender Menschheit, anerkannt zu hören, in schmeichelhaftester Uebereinstimmung!

Die Luft draußen im Thale und Dorfe „simmerte" (zitterte) ordentlich im Sonnenscheine.

Jede Gelse, jeden Brummkäfer sah man sich scharf in der Luft abzeichnen.

Der Staub der Dorfstraße lag ruhig, und manch' hariges, glitzerndes Räuplein schob sich mit kleinen Bogen-

bewegungen wohlig in der Wärme vorwärts; ein oder das andere Spätzlein, mit klugglänzenden Augenperlchen, breitete seine Flügel und wetzte sich im warmen Sandbade das behaglich gefüllte Bäuchlein.

Da — tönte es von ferne durch die Stille, plötzlich, wie ein Trompetenstoß! —

Ein zweiter!

Trara! trara! tratratatatra!

Halloh! das ist ein Militärmarsch! Der Trompeter blaset ganz fest und lustig!

Der Franzl und alle Buben halten mit dem Einmaleins ein, als ob es der Trompeter befohlen hätte.

Sie horchen hoch auf. —

Durch die horchende Stille dringt jetzt schon das Pferdegetrappel und Säbelgerassel.

Augenblicklich hebt ein großer Junge zwei Finger zu einem gewissen Begehren in die Höhe und schleicht gleichzeitig, ohne die Antwort abzuwarten, zur Thüre hinaus.

Der Schulmeister wendet sich zum Fenster, um hinauszusehen was es gäbe.

Während er sich aber umsieht und des Trompeters Marsch immer stärker und näher tönt, erhebt sich leise die ganze Schule, und Alles stürzt, ohne Erlaubniß, drängt allmälig lärmender durch die Stubenthüre, und endlich, die Schule heute beendigend, zum Schulthore hinaus, ins Freie!

Draußen wirbeln die Staubwolken der so ruhig gelegenen Straße nun dicht in die Höhe, glänzt und schimmert, wiehert, rasselt, stampft und trappelt es seltsam.

Zuerst kommt ein Kavallerist mit gewaltigem Schnurbart, hochgewölbter Brust und blankem Säbel, hinter ihm,

ebenso, wie ausgeschnitzt auf ihren Pferden, zweie. Dann, in kurzer Entfernung, folgen eine Menge, ein ganzer Trupp, in das Dorf herein und gerade auf den Platz vor dem Schulhause.

Kavallerie ist da, und stellt sich, unter Anführung eines jungen Wachtmeisters, zwei Reihen hoch auf.

Der junge Wachtmeister sprengt auf seinem muthigen Pferde merkwürdig herum, und schreiet und befiehlt, daß seine Wichtigkeit in die Augen fallen muß! —

Das Prächtigste aber ist, wie er mit gewaltiger Stimme befiehlt: „V'sorgt die Säbel!" und mit Einem Schlag alle Eisen in die Scheiden prasselnd fahren, als hätte sie der Blitz allzusammen hineingeschleudert!

Der Gemeinwachter des Dorfes, heute in Uniform, steht merkwürdig dreist zu Fuße neben den schnaubenden und köpfewerfenden Pferden, mit einem Pack Schriften und einer großen Brieftasche in der Hand, und spricht mit dem Zugführer und Korporal so aufrecht und die Brust herausstreckend, als wäre er gewohnt, alle Tage mit großen Herren umzugehen!

Die Schuljugend steht und staunt und sieht mit Verwunderung auf Alles, aber auch: was der Nachtwächter für ein großer Herr ist und bedeutet!

Er theilt Zettel aus, weiset den Einzelnen, mit dem Stocke, die Dorfgasse hinauf und seitwärts; man sollte meinen, er thut so beiläufig was er nur will.

Die einzelnen Kavalleristen sitzen ab, oder sprengen endlich aus der Reihe, der Korporal reitet hin und her, und her und hin, die Schulkinder laufen vor den einzelnen und sehen, welchen sie als „Einquartier" bekommen.

Gundl steht auf der Thürstufe des Schulhauses und

hält die Hand ober den Augen, die der Sonnenschein und das blitzende Beschläge der Kavallerie blendet.

Sie sieht ebenfalls die Merkwürdigkeiten an und ist ruhiger als die Andern, das Schulhaus ist ja befreit von Einquartierung.

Die Kavalleristen, so sehr sie nach Zetteln, Wachtmeister, Korporal und allerlei Zeug zu sehen haben, gucken dennoch auf alle Fenster und Häuser und Leute der neuen Einquartierungs-Station, es entgeht ihnen nichts, und sie schwätzen und schmunzeln nach einzelnen weiblichen Gesichtern — Gundl entging natürlich nicht.

Das Mädchen mit seinen in der Sonne doppelt schönen, weizengelben, welligen Haren, seinem vollrunden kräftig gefärbten Arm, der oben von einem weißen Hemdstreif umschlungen war und sich zur Stirnhöhe wölbte, mit der beschattenden Hand ober den hellblauen Augen — der weißen Hemdbrust, die ober dem beengenden Miederchen schneeweiß sich wölbte — das Mädchen auf der Thürstufe erhöht stehend, neben dem Vorgärtchen ganz im Sonnenschein, nur das Gesicht beschattet von der eigenen Hand — konnte wol manchem Kavalleristen, selbst Korporal und Zugführer, vielleicht noch höher hinauf, ein „Schmuzen" (Schmunzeln) ablocken!

Nach vielem Hin- und Hertraben und Säbelrasseln ist endlich fast Jedermann an seinem gehörigen Orte.

Im Innern der Häuser ist nun Allerlei mit Herd, Tisch, Lager und Stall für die Ankömmlinge zu thun.

Ober den Hausthüren oder den Zaunpfählen, auf der Gasse, werden Stöckchen mit kleinen Strohbüscheln ausgehängt, welche die Zahl der Einquartierten bezeichnen.

Wo der Korporal und Zugführer hausen, wird zudem

noch ein dicker grüner Kranz gebunden, mit allerlei nach Rang und Stufe aufwärtsgezählten und Allen wohlverständlichen Strohbüschelchen behängt.

Der Erstgenannte geht mit einem gewaltigen „Röthel" (Stück Rothkreide) und der Brieftasche in der Hand herum, und bestreicht, in grausamer Unbarmherzigkeit, die schönst weißen Mauern mit rothen Zeichen, welche die Schulkinder lange studiren und als, 1 M. 2 P., (1 Mann 2 Pferd) oder 1 M. 1 P. — 2 M. 2 P. — herausbringen, oder — auch nicht.

Dann disputiren sie, wessen Einquartierter ein schöneres Pferd habe; und jedes hält bei seinem eigenen Mann.

Die Wiesen, Grasplätze und Hausgärten haben nun weniger Ruhe als sonst, die Schuljugend spielt Exerziren, reitet auf Haselstöcken, zäumt sich gegenseitig mit den daheim nöthigen Schürzen- oder Unterrockbändern; und manches in der Schule dringend bedurfte Stück Papier wird zum Reiterhelm mißbraucht.

In einem kleinen Dorfe, worin nicht so viele Mannschaft liegt, daß ein Zugstrompeter dabei sein kann, werden in jeder Gasse, neben dem Gehwege, zwei Pflöcke, beiläufig bis zur Brusthöhe, einen Schritt von einander entfernt, eingeschlagen, dann wird ein Brettchen quer an sie gehängt; und mit zwei hölzernen Schlägeln, oder kurzen Stöckchen, schlägt der bestimmte Mann, zur Fütterungszeit, Morgen, Mittag oder Abend das Zeichen; ebenso zur Versammlung; in der nächsten Gasse, oder wenn das Dorf nur eine hat, eine Strecke vorwärts, wird dies von dem rechten Mann wiederholt, und die Mannschaft verständigt sich so mit den bestimmten, eingelernten Lärmzeichen.

Abends gucken die Mädl, wenn die Arbeit gethan,

das Vieh daheim und versorgt ist, neugierig nach den Soldaten, stecken die Köpfe zusammen und machen Bemerkungen, oder schäckern in ihrer Gesellschaft.

Das Wirthshaus ist besuchter als jemals; die Burschen sind eifersüchtig, oder geschwätzig.

Der König überall, der Kaiser in dem kleinen Reich, ist für den Augenblick der Zugführer, und seine strahlende Sonne verdunkelt sich nur auf kurze Zeit, wenn die Lieutenants oder der Rittmeister und ein Stabsoffizier von der Station herübersehen!

Eine Ueberraschung.

Gundl stand Abends im Hofe beim Brunnen und goß eben klares Wasser über staubiges, von den Rainen frisch gemähtes Gras.

Sie hatte den Rücken nach dem Thore gekehrt und verrichtete ihre Arbeit. Da fühlte sie sich plötzlich um die Hüfte gefaßt, und ein kräftiger Druck wollte ihr einen Kuß aufnöthigen.

„Vielleicht gar!“ ruft sie im Augenblick unerschrocken, und ein derber Ruck treibt den Angreifer zurück.

Der hübsche, schlanke Kadetwachtmeister, derselbe, welcher beim Einzuge sein Pferd so geschäftig tummeln ließ und das Säbeleinstecken so scharf einschlagend kommandirt hatte; derselbe junge Kadetwachtmeister mit dem feingedrehten Schnurbärtchen, nun aber ohne glitzernden Helm, blos mit einfacher leichter Kokardenkappe bedeckt — weicht bei der kräftigen Abwehr zurück, bleibt aber, einen Schritt entfernt, aufrecht stehen.

Gundl wendet sich um, sieht erst erbost mit ihren blauen Augen und geröthetem Gesichte über die ganze Gestalt, dann in das Gesicht, das sonderbar — noch lächelt. —

Sie starrt und starrt nochmals — — „Schani!" ruft sie endlich, halb fragend halb erkennend.

„Gundl!" ruft der Kavallerist mit der wohlbekannten Stimme, und will jetzt erst recht so vertraut werden, wie man es ihm vorhin zu sein verwehrt.

Aber Gundl schlägt nur verwundert in die Hände, weist alle Zärtlichkeiten ab, läßt sich blos zum Handschütteln bewegen und hat bald tausenderlei Fragen.

Ob das der Herr Schani, der Herr Jean, wie sie sich verbessert, wirklich sei; wie er sich nur so zum Staunen herausgewachsen; wie er daherkomme und was seine Verwandtschaft mache?

Gundl pochte das Herz unter dem Leibchen bei dem Anblick des hübschen Burschen. — Aber, sagte sie sich, was darf er mich weiter angehen?

„Was macht Dein Vater?" frug der Soldat.

„Da können S' ihn gleih sehgn. Gehn S' eini in d'Stuben, er wird a rechte Freud haben!"

„Sie — sagst Du zu mir, und vergißst, daß wir in diesem Haus zusammen gespielt haben?"

„Ja damals waren S' a kleiner Bub," sagte Gundl, etwas verlegen, „jetzt sein S' aber a Großer! Und a Herr Wachtmeister, wie ih seh!"

Der alte Schulmeister hörte Säbelgerassel und Männergespräch im Hofe, er erschien in der Thüre und wünschte, um auf sich aufmerksam zu machen, einen „schön' guten Abend!"

Der Kavallerist wendete sich hin, eilte zu dem Alten, und bot alle Zeichen der Freude und des Wiedersehens.

„Schani! Jean, Johann Klier! Denkt man so was!“ Und er zog den jungen Mann durch die Küche in die Stube, hieß ihn Platz nehmen und war bald im tiefsten Gespräche mit ihm.

Der Schani war des Spezereihändlers Sohn, von der nächsten kleinen Stadt, und vor Jahren ein so schwacher Bub, daß ihn sein Vater ganz „auf's Land“ gab, und zwar zum Schulmeister in Kost und Quartier, für gute Worte und gute Bezahlung.

Der Schani kam zwei Sommer mit einem großen Wagen voll Bettzeug, Zucker, Kaffee, Kuchen und allerlei Unnöthigem. Dann kehrte er zur Weinlesezeit heim, und kam, wahrscheinlich als vollkommen geworden, nicht mehr wieder.

Da stand er nun, als Kadet, und mit dem Abzeichen dreier Sterne von weißem Tuch auf dem Kragen des Waffenrockes, schlank und sogar hübsch, wieder.

Er kannte jedes Haus, jedes Dorfmädl und frug um All und Jedes.

Er schlug auf das alte wohlbekannte Spinettl — es hatte richtig noch den alten unverkennbar eigenthümlichen Ton. Er besah die Hausbilder, die er wohl kannte und die noch auf demselben Platze hingen, wie vor Jahren. Sogar Blumentopf, Bücher, Hauskatze und Notenhefte besah, betastete er mit dem Ausrufe: „Das ist auch noch da — ah — merkwürdig!“

Er konnte sich nicht enthalten in die leere Schulstube hinein zu gucken, auf die zerkratzten, zerschnitzten und beklerten Bänke, auf die große schwarze Schreibtafel mit

rothen Linien, und den grünen Kachelofen mit weißen plumpen Marmorirungen.

„Ich war ein wilder Bub! was?“ sagte der Kadet-Wachtmeister und rückte sich in seinem eng geschnürten Säbel-Hüftgurt zurecht, als hätte er sagen wollen — ja wir großen Männer vom Säbel sind alle so!

Der Schulmeister lächelte und gab darauf keine Antwort — die Erscheinung des einstmaligen Schülers that ihm wohl — er fühlte sich beinahe selbst avançirt!

Der Schulmeister gab nicht nach, Gundl rannte in die Küche und mußte einen großen Kaffee bereiten, wie er doch nur im ganzen Dorfe einzig und allein hier zu haben war!

Ob Gundl nicht mehrmal in die Küche lief, als nöthig gewesen wäre; ob sie bei jeder mangelnden Geringfügigkeit nicht neuerdings die Zeit benützte, sich ein wenig ferne zu halten; — wer mag das erforschen!

Stolz und lächelnd, und doch mit Herzpochen, trug Gundl endlich auf — die alten Schalen, die gleich erkannt wurden — saß auch endlich am Tische und gab auf Allerlei Frage und Antwort.

Und der Kadet that manche Scherzreden, ließ sich mit Gundl ein, wie ein hoher Herr, der hier seine Hoheit vergessen will, gab ihr allerlei Scherznamen und Versicherungen, blitzte sie mit seinen Augen an, drehte seinen Schnurbart und schwur: „Hol mich....“ — den Teufel unterdrückte er, als ihn der Schulmeister ansah — „Du bist die säuberste (schönste) von Allen!“

„Ja, wenn die Stasi vom Hegleitner daneben nit wär!“ sagte Gundl, immer freier sich lösend, mit einem hellen Augenzwinkern.

Die Erwähnung der Stasi vom Hegleitner machte den Ausdruck des Gesichtes bei dem Kadeten veränderlich.

„Was ist mit der Anastasi'; ich hab' sie schon von Weitem gesehen; aber mir scheint, sie weicht mir absichtlich aus."

„Sie ist Braut und heirat' in ein paar Wochen. Vielleicht is' bis dorthin die Einquartier' noch nit vorbei. Ihr Bräutigam is' der Tobler Konrad!"

„Die Stasi!" wiederholte der Kadet. „Der Tobler Konrad!" fügte er hinzu, drehte sein Schnurbärtchen, die Augen glänzten auf die frische Gundl. —

Und er sagte bald, nicht ohne noch einige versuchende Vertraulichkeiten zuvor, gute Nacht!

„Der Rittmeister und gar der Oberstwachtmeister seien strenge, die könnten unversehens vom Stabsort herüberkommen. Er müsse noch visitiren, ob Alles daheim! Gute Nacht!" —

Allerlei Einquartierung.

Manch' Blümlein kommt beinahe schon fix und fertig, sammt seinen Blättern und dem ganzen Pflänzlein, vom Grunde heraus. Was guter Essig werden soll, wird früh sauer, und was ein Häkchen, das krümmt sich bei Zeiten.

Die Stasi und der Kadetfeldwebel, letzterer von seinem Vater in den Stand, zu besserem Vorwärtskommen, „eingekauft", waren alte Bekannte, oder vielmehr junge!

Als des Schani's Nase noch nicht so hoch getragen werden konnte, um einem Soldaten ins Gesicht zu reichen,

und die Stasi ihren Kopf immer noch mittelst der Fußspitzen zu dem Spiegel emporbringen mußte, um sich darein zu sehen, da saßen Beider Augen doch schon gerade hoch genug, um sich zu begegnen und so recht tief einander hineinzugucken.

Sie spielten und schäckerten, schenkten sich gerne Allerlei und waren gerne allein.

Kinder! Ja, Kinder sind kleine Leute, und große Leute sind meist nur große Kinder und oft auch sogar kleine!

Die Anastasia war ein schlankes Mädl mit Feuer in den Augen, wie ein Dachs, und schwarzen Haren — nun damit läßt sich in unserer Umgebung leicht nichts vergleichen! Ihr schlanker Körper bog und wendete sich, als ob er nur Fischbein in sich trüge, und die Stasi schien immer mehr zum Tanzen und Lachen, als zum Gehen und Denken aufgelegt zu sein.

Keine im ganzen Dorfe verspürte eine solche stetige Sehnsucht nach der Stadt, als die Stasi.

Wenn sie eine Frau Mahm (Muhme) darin auf einige Tage besuchen konnte, war sie glücklich, und sie hätte sich gerne gar nicht mehr von diesen großen Häusern und prächtigen Vergnügungsorten entfernt.

Auf solchen Wanderungen und Jahrmarktseinkäufen hatte sie auch schon den Jean gesehen.

Wäre es ihr nachgegangen, die Frau Mahm in der Stadt hätte sie behalten müssen, wenn auch nach vielem Bitten.

Aber der alte Hegleitner hätte sich nicht einmal dazu verstanden, wenn man ihn noch um seine Tochter gebeten hätte!

Das tauge für Landleute nicht — sagte der alte Hegleitner — der Stasi schon gar nicht, und er wolle seine Kinder im Dorf und seinen Grund und Boden nicht eines Tages in stockfremder Leute Hände wissen!

Es hat darum lange gedauert, bis ein Mann sich für die Stasi, oder die Stasi sich zum Mann fand.

Der Tobler Konrad war endlich der Rechte, oder wußte es mit Hilfe der Alten so zu machen, daß er der Rechte werden müsse!

Der Konrad war ein Bauerssohn und mußte redlich sein Tagewerk in Feld und Weingarten vollbringen.

Die Militärleut', die den lieben Gott und den Kaiser für Brod, Uniform und ein bischen Geld sorgen lassen, schlenkern, wenn sie auf dem Dorf einquartiert sind, viel des Tages und Abends herum. Und da hatten die fisch-beinige Stasi und der schnauzbartdrehende Schani einander begegnet, öfters begegnet.

Alte Liebe rostet nicht! und neue wird noch blanker geputzt, oder rastet nicht! — In der Stasi lebte die ganze Stadt, die ganze Herrlichkeit auf; und der Jean, der säbelrasselnde Kadet, der als ein erstaunlich hübscher und feiner Mann plötzlich, überraschend, vor ihr stand, wußte nun gar so viel Herrliches und Reizendes!

Sie trafen öfters zusammen, und trafen sich öfters so von ungefähr, als so von ungefähr wirklich zutrifft — und dem Tobler Konrad recht sein konnte!

In das stille, abwechslungslose Leben des Dorfes war diese Einquartier', mit ihren Aufzügen und Herrlichkeiten, wie ein reißendes Wasserl, wie ein prächtiges, aber doch störendes Etwas gekommen.

Die Kavalleristen waren Oestreicher, das Regiment

war ein östreichisches, das heißt vom „Oestreicher Landl", womit man nicht das Kaiserreich, sondern das Erzherzogthum bezeichnet, und diese kräftigen, flinken Reiter-„Landsleut" bereiteten den verliebten Burschen manch' trübes Sinnen und Aergern.

Die Mädl sind oft bei „zweierlei Tuch" gar nicht zu halten!

Der Brautkranz schien auch auf Augenblicke vergessen von dem Mädchen, dem das Mundwerk ging, wie ein Spinnrädchen!

Wenn die Offiziere herüberkamen und aufmarschiren ließen, da liefen Alle hinzu; am meisten die Dirnln. Und wenn die Offiziere scherzhaft anknüpften, liefen wohl manche davon; aber die Stasi lief nicht davon, wie andere, oder barg sich nicht hinter einer Kameradin — sie stand herzhaft Rede und gab auf Scherz wieder Scherz!

Gundl trat gar nicht hinzu.

Aber der Kadetfeldwebel mußte von ihr zu den Offizieren gesprochen und sie wie eine Sehenswürdigkeit, in seinem Bereiche, bezeichnet haben.

Nach dem Exerziren, welches die Offiziere im Dorfe vereinigte, traten einmal mehrere hinzu, eben als Gundl in der Schulstube unterrichtete, schoben die Bohnenranken auseinander und sahen zum Fenster in die Schulstube hinein.

Wenige Minuten ließ Gundl sich dies gefallen, als wollte sie es nicht bemerken, oder genire sie dies gar nicht. Als aber die Scherzworte lauter, die Bemerkungen störender wurden, und sie erröthen machten, faßte sie ein Herz.

„Gehts weiter da!" rief sie plötzlich hinaus.

Das Unerwartete überraschte und erheiterte.

„Ih hab kein' Zeit, wir müssen lernen!" rief Gundl nach — halb gemüthlich entschuldigend, halb die Nothwendigkeit ihrer Ruhe darthuend.

Draußen lachten sie freilich. Aber drinnen hob ihre Stimme Gundl nur noch fester, den Jungen zum Weitersagen auffordernd. —

Und als sie den Kleinen und den Großen gegenüber so that, als kümmere sie das Uebrige gar nicht — so stillten sich allmälig die vielerlei Töne draußen, wurden schwächer und entfernter — und die Ruhe war in der That wieder hergestellt.

Jedoch Stasi schien, in all dem Geschwärme, als ob sie so recht wieder einmal auflebte; fast war es, als wollte sie zeigen, sie sei wie der Fisch im Wasser!

Zuweilen stieg es in ihr selbst empor, als ob es denn doch nicht so gut wär' zu heiraten, weil man dann doch nicht thun könne was man wolle, und fast keinen Menschen, am allerwenigsten einen hübschen jungen Mann, anschauen dürfe!

Konrad hatte endlich Ahnungen und Spuren. Wie ein stechendes Gewürm kroch plötzlich, manchmal, der Argwohn in sein Herz hinein und quartierte sich da.

Der Bursch.

Konrad war auf dem Kleeacker draußen.

Die Lerchen, die schon zu ihren heimatlichen Aeckern flogen, wo ihre lauschigen Nester und Nachtherbergen verborgen waren, segneten die heimische Scholle mit ihrem allgemeinen Kirchen- und Vesper-Gesange.

zitterten die kaum sichtbaren Flügelchen einiger hoch oben vielleicht aus Angst, weil sie ein blankes Eisen blitzen, weil sie Pferde, Wagen und Menschen auf dem sonst still hingestreckten grünen Heimgrunde sahen?

Der Tobler Konrad dachte niemals an Lerchennester, um darüber zu „simuliren", außer wenn man im Herbste die in der Schlagleine gefangenen fetten Lerchen zum Braten heimbrachte.

Aber jetzt, wo er dem Heiraten nahe war, wo er eine Braut hatte und ihm sein Vater ein neues Häuschen auf früher unbebautem Grunde aufrichtete, da kam ihm bei dem Anblicke eines Vogelnestes, oder zweier sich umschwirrender Vöglein, mancher ihm sonst ganz fremde Gedanke.

Und die Vöglein hatten alljährlich, so alt er war, in seiner Nähe, ober und unter ihm gebrütet, ohne daß er jemals über sie gedacht hätte.

Ja doch, wenn sie die Kirschen zerfraßen, oder Sämereien auf- und die Weintrauben an-peckten, da hätte er mögen mit Einer Vogelflinte alle Vögel, eine Meile weit, zusammenschießen!

Jetzt aber machten ihn die flirrenden, wirbelnden Lerchen an sich selbst und die Stasi denken.

Es schien ihm, als redeten sie zu ihm und müßte er doch jetzt ihre Sprache verstehen!

Ja, dachte er, wenn ich so ein Lerchlein ausschicken und auf ihren Dachfirst setzen könnte, daß sie tagein, tagaus belauscht wäre!

Wenn die Lerchen nur allen Leuten nachflögen, die ich meine, und bewachten wohin sie gehen, was sie thun!

Ei, was weiß aber so ein dummer Vogel! dachte er

weiter. Kann er in die Herzen und durch allerlei Wände sehen?

Wie Konrad beim Mähen die auf die „Wab" (Schaft) gestellte Sense schärfte und während des Steinwetzens so vor sich hinsah — überkam es ihn im Herzen plötzlich, als hätte ein vorüberfliegend Feuer es gestreift oder angehaucht.

Er — wollte nun ein vierblättriges Kleeblatt suchen!

Er wollte ein Zeichen für Stasi's Treue und Aufrichtigkeit haben; er wollte das Geheimnißvolle befragen; und auf seinem Grund und Boden, von dem Gewächs, das er selbst gesäet und gezogen, hoffte er um so mehr für sich!

Das Vierblattl wollte sich nicht finden lassen!

Der Klee war, trotz seiner Gedanken und Gefühle, gewachsen dreiblättrig wie alljährlich.

Er hieb mit der Sense in die grünen Stauden hinein, als wären sie an Allem schuld! Er stellte sich unter ihren dichtbuschigen Köpfen ganz andere vor und wünschte, er könnte sie ummähen und unschädlich niederwerfen wie diese da!

Je mehr er Klee niederwarf, desto bedeutender kam er sich vor. Es war ihm in der zornigen Kraft, als könnte er alle Aecker ringsum so ohne Absetzen und Müdigkeit abmähen!

Er fühlte, was er für ein Bursch, für ein Mann sei! Und wenn er die Sengskrickl (Sensengriffe) klammerte, begann er sich in seiner Kraft zu schätzen, immer höher zu schätzen, gegen jeden Windigen, wer immer er sei!

Er mähte viel mehr, als er bedurft hätte, er füllte ohne Nöthigkeit den Wagen, und dann warf er alle

Geräthe hinauf auf das grüne „Gupf" (Gehäuf), als hätten sie allein den Mehrverbrauch und das unnöthige Uebermaß verschuldet.

Er hatte auch keine Geduld und keine Lust sich oben in das Grüne hineinzusetzen und von da aus bedächtig zu fahren.

Er stellte sich vorne auf die Deichselgabel mit auseinandergestemmten Beinen fest auf, nahm die Zügel stramm in die Hand, schwang die Peitsche und ließ die Pferde gehen!

Den grüngoldigen Klee hinter sich — so athletisch frei aufgestellt — die schönen glänzend braunen Pferde vor sich, als ihr kräftiger unverrückbarer Lenker — war er ein Bauernbursch, der sich zeigen konnte!

Im rascheſten Zuge mußten die Pferde, gegen allen Brauch, aus dem lockeren Grunde, in den sich die Räder tief senkten, herausfahren. Sie gingen ihm, trotz alledem, zu langsam — er schrie, er peitschte, die Pferde warfen die Köpfe und stampften!

Er fuhr auf der Straße, dichten Staub aufwirbelnd, dahin.

Er peitschte sich und die armen Pferde in den Schweiß hinein, er hieb immer ärger in sie, die nichts verschuldet hatten — und gerne gelaufen wären, wenn er, trotz allen Schreiens und Peitschens, nur die Zügel loser gelassen und gerade bei den grimmigsten Hieben nicht am festesten sie zurückgezogen hätte!

So tobte er dahin.

Schweißbedeckt trafen Konrad und die Pferde vor dem Hofe ein.

„Und ih laß sie sitzen, meiner Seel!“ rief er wild in sich auf, „wenn ich auf etwas komm! Ich thu ihr die Schand an vor aller Welt — und gilt's was da will!“

Gundl und Stasi.

Abend war's. Der Schulmeister saß in seiner Stube und zog auf einer Geige die langgedehnten, schwermüthigen Töne eines seiner Lieblingsmeister aus. Die Töne schwebten so feinzitternd, so wehmüthig klagend und weich=rund in die Weite.

Gundl war im Gärtchen hinter dem Schulhause und goß die frischen Pflanzen, pflegte die Gemüse und band mancher feuerrothen Nelke das schwer sich neigende Köpfchen, befreite manch' sammtglänzendes Stiefmütterchen von der unschönen Last, welche der Wind darauf getrieben.

Da stürzte plötzlich beim hinteren Zaun Stasi herein.

Das Mädchen glühte in Augen und Wangen.

Gundl, welche dieselbe ersah, ward, ehe sie fragen konnte, was Stasi wolle und es denn gäbe, mit einem festen Drucke, fast krampfhaft, von ihr beim Arm gefaßt.

„Gundl, ih bitt' Dih — kumm auf ein Wort! Wir müssen allein sein — ih bitt' Dih!“

Das erschreckte Mädchen sah mit ihren hellen Augen treuherzig in die unheimlich flammenden Stasi's, ließ das aufgeschürzte Kleid herab — wischte das Wasser rasch von ihren Händen, umschlug diese, wie plötzlich fröstelnd von dem Schauer des Unerwarteten, mit der blauen Schürze und ging mit der Freundin durch den Zaun hinaus, über

eine kleine Wiese, nach der nachbarlichen Scheune des Hegleitner's, welche mit ihren breiten Wänden und den „Heu-Dristen" (Heuschobern) davor, völlig vor dem Gesehenwerden schützte.

Daß Stasi so sorgsam ein geeignetes Plätzchen suchte, sich so tief als möglich zwischen die Dristen hineinzog, und zuvor noch umsah, ob auch wirklich Niemand in der Nähe sei, machte den Vorgang immer bedenklicher und Gundl's Herz völlig gepreßt.

Mit einem rührend-fragenden Blick aus den blauen Augen sah sie nun unverwandt in Stasi's dunkle, glühende, als wollte sie sagen: Nun, end' die Pein, was ist's?

Stasi, die allerlei Einleitungen zuvor machen wollte, sah sich so zum Eigentlichen der Sache gedrängt.

Als hätte sie der Blick zu einem Entschluß gezwungen, rief sie aus: „Gundl — ih bin unglücklich!"

„Was is' g'schehen?"

„Dir sag' ih's! Ih bin mit dem Kadeten-Jean heimlich z'sammkommen. O Gott, wie ih nur so leichtsinnig hab' sein können, wegen mir nichts und dir nichts!"

„Und Du bist Braut!"

„Und ih bin Braut, und hab' doch nur die schön' Wort' von dem Schmeichler und Kourmacher ang'hört!"

Gundl schwieg einen Augenblick, als sänne sie und bedächte.

„Und sonst hast keine Schuld?" frug sie endlich und sah der Andern in die thränenfeuchten Augen.

„Keine! — Aber der Konrad weiß von Allem, und er geht morgen zu mein' Vatern und sagt Brautstand und Hochzeit ab!"

„Um Gottes willen!" rief Gundl mitleidig und erschreckt, denn ein solches „abgesagt's Versprechen", eine solche „zurückgegangene Parthie" schändet allezeit, und nicht so bald mag ein Bursch Das, „was ein anderer übergelassen", oder „aufklauben, was ein anderer wegwirft."

„Um Gottes willen!" wiederholte Stasi, „die Schand! die Schand! Ih überleb's nit! Ih hab' mir das gar nit so bedenkt! In mein' Leichtsinn bin ih nur so drein'gangen, und das Heimliche hat mir g'fallen. Ih kunnt weinen, daß ein' Stein erbarmt, und mir die Har ausraufen, so viel ih am Kopf hab'! — Die Traudl, sein Schwisterkind, hat mir Alles verrathen. Er weiß, daß heut, wenn die Stern aufgangen sein, der Jean da her zu der Scheuer kommen wird, weil ih ihm 's Kommen versprochen hab und der Konrad im Heueinführen is', weil sie Alles einbringen wollen, eh der Regen kommt. Und auf morgen steht Regen! Der Konrad wird mih belauschen und will über mih herfallen!"

„Na!" sagte Gundl fest, als ob ihr endlich ein Stein vom Herzen gefallen wäre und sie ein trostreiches Ende in den Jammer bringen könnte; „so gehst halt nimmer und schaust, daß D' Dir Deine Dummheiten aus'm Kopf schlagst, so is' die G'schicht ja eh aus! — Was soll denn ih noch dabei?" fügte sie hinzu.

„Siehst Gundl, Du weißt, wie ih Dih gern hab' und wie wir immer Kameradinen waren! Schau, ih hab' mit'n Konrad disputirt und hab' g'sagt — Du warst es, die mit'n Jean z'samm kommt und nit ih!"

„Ih!" lachte Gundl schmerzhaft und erstaunt auf, sah dabei der Stasi in's Gesicht, der die Thränen in den Augen standen.

„Ja, Du! — Und da sollst mir einen Gefallen thun. Sieh, wenn heut' die Stern' aufgeh'n, so komm Du da zu der Scheuer."

„Und nachher?" fragte Gundl neugierig.

„Und nachher, wenn der Konrad beischleicht, da laßst Du Dih erwischen; und er sieht nachher, daß ih Recht hab' und unschuldig bin!"

„Schau, was Du für eine Abgedrehte bist!" sagte Gundl erstaunt. „Wie fein Du einfädelst!"

„Und ih laß das ganze Dorf voll Lärm und G'spött über mih werd'n?" fügte sie nach kurzer Weile hinzu.

„Nein! — Ih bitt und beschwör den Konrad, daß er kein Wort weiter erzählt, und er wird's dann mir z'lieb sicher gern thun!"

Gundl stand und sann.

„Geh, ih bitt Dih!" rief Stasi in diese Stille des Besinnens. „Es is' so weit, daß er ein' Heidenskandal macht und mih sitzen laßt! — Der Bub is' grimmig-wild, und ih hätt' mein' Lebtag nit glaubt, daß er so sein kann. — Er laßt mih schandvoll sitzen und schickt oder halt' selber morgen sein' Absag!"

Dabei stürzten schwere Thränen aus den schwarzen, sonst so leichtfertig rollenden Augen, zu denen sie die Schürze hob; und Stasi stützte, schluchzend, endlich das schmerzgebeugte Haupt auf der Schulter Gundl's.

„Siehst es," sagte Gundl, „so weit is's kommen!"

„Nur keine Vorwürf'! O mein, mir is' eh so weh und bitter! So unglücklich is' gar Niemand auf der Welt! — Geh, Gunderl, goldiges Gunderl, thu mir den Gefallen! Ih werd Dir's mein Lebtag gedenken und nit vergessen!"

Die Schulmeisters-Tochter stand eine Weile und sann. Sie bedachte wohl, daß sie gerade am wenigsten von Allen zu verlieren habe, von ihr könne kein Liebhaber Rechenschaft fordern, und Stasi sei mit ihr, als nächstes Nachbarskind, aufgewachsen in Freundschaft.

„Aber Stasi," sagte sie endlich mit tiefernstem Tone, „bist Du denn frei von aller schweren Schuld? — Sag's!"

„Ih bin's!" sagte Stasi fest.

„Bist es und machst mih nit zur Betrügerin, die den Konrad betrügen hilfst?"

„Gundl! Nein, nein!" rief das Mädchen.

„Kannst mir's beschwören?"

„Beim Heiland und allen Heiligen!"

„So wahr Dir die Mutter Gottes helfen soll in dem heiligen Ehstand bis allerletzt?"

„So wahr mir die Mutter Gottes helfen soll!" brachte Stasi kaum durch Schluchzen hervor, und die Knie brachen schier unter ihr, die thränenüberstürzenden Augen bargen sich an Gundl's Brust, die nun selbst aus tiefstem Innern zu weinen begann.

Kein Laut des Vorwurfes kam mehr über die Lippen Dieser, so sehr auch anfangs ein „leichtsinnig's Ding" darauf geschwebt hatte und zur Rede drängte.

Die lange währende, innige Stille ward endlich von Gundl gebrochen.

„Weil's so is', wie Du sagst — meinetwegen! — Da hast meine Hand d'rauf!"

Stasi stürzte über sie und zerküßte die entschlossene Freundin, so wild in ihrer Freude, als ungestüm im Schmerz und rasch in Allem.

Im Stern'-Licht.

Abends spät kamen die Sterne.

An der Scheune, zwischen den Dristen, stand Gundl, zitternd und doch in sich fest.

Alles war stille. Sie hörte nur die Grillen im Grase zirpen; aus dem nahen Walde tönte zuweilen der Aufschrei eines Nachtvogels.

Jetzt hörte sie ein leises Rascheln und Streifen des Grases.

Jean war pünktlich und versäumte keine Minute der bestimmten Zeit.

Er hatte die Gestalt des Mädchens kaum erforscht' und ihre Hand gesucht, als es von einer nächsten Heudriste hervor raschelte und barsch rief: „Wer ist da?!"

Die Stimme war Konrad's. Der Bursche war mit einer solchen Geschicklichkeit herbeigeschlichen — vielleicht mit Händen und Füßen, vielleicht hatte er sich schon lange zuvor verborgen und nicht gerührt — daß von ihm bisher nicht das geringste Geräusch hörbar — gewesen, und Gundl, trotzdem sie sein Kommen erwartet hatte, doch tief bis in's Herz hinein erschrack.

Der Kadet stand stille. Sein ganzer Trotz und Stolz sammelte sich — bis zum Aeußersten — wenn es gegen den Bauernbursch nöthig sein sollte!

Gundl brachen schier die Knie.

„Bist Du's, Stasi?" frug jetzt Konrad derb.

„Na! so schau, wenn's D' Alles wissen mußt!" faßte Gundl sich beherzt und hielt dem vorgestreckten Kopfe Konrad's mit dem Gesichte Stand.

„Gundl?!" sagte Konrad überrascht.

Darauf trat einen Augenblick Stille von Allen ein.

„Schön' gut'n Abend!" sagte bald höhnisch Konrad und entfernte sich.

Er hätte mögen aufjauchzen. —

Ja, er jauchzte auf! Und als er den Weg weiter zu Stasi vorging, jodelte er so tiefselig und hochbeherzt, daß es weithin gehört ward und auch Stasi es wohl hörte.

Sie saß am Fenster und lauschte mit geschnürtem Herzen.

Es war stille, stille in der finstern, absichtlich unbeleuchteten Stube, und der Bohrwurm, der Todtenwurm peckte in einer Tischlade. Jedes leise „tick" desselben schlug ihr ordentlich wie mit einem festen Schlage an's Herz.

Als sie des Konrad's Jauchzer und Jodler hörte, da ging's ihr mit einemmale himmelsselig auf. Gundl hatte Wort gehalten — Alles war geschehen — ihre Ehr, ihr Brautstand, ihr ganzes Leben beinahe, war gerettet!

Dem Tobler Konrad fiel ein „G'stanzl" ein:

Die Tauben vom Dach
Fliegen ham in der Nacht —
Das Dirndl fliegt außi,
Wer weiß denn, was s' macht!
Halbriöh — brioh joh!

Stasi vernahm diese Worte deutlich in der Nacht.

Sie bog sich zum Fenster hinaus und sang ebenfalls dem Buben entgegen. — Das sollte dem Jean zugleich zeigen, daß sie ganz und gründlich mit ihm gebrochen habe und zu ihrem Burschen halte:

Die Sterndl am Himmel
Sein schön in der Nacht —
Die Augen von mein' Buben
Sein a hellere Pracht!

Darauf folgte schon das als Lohn gebührende Umschlingen und der herzhafte Kuß — die Beiden waren beisammen.

Sie saß oben auf dem Fenster, er stand unten, umschlang ihre Hüfte — sie seinen Hals — sie fensterlten und sangen:

Z'was brennet das Feuer,
Z'was brennen die Stern? —
Mein Herzerl is' brennend,
Mein Dirndl hab ich gern!

*

Die Sterndl bleiben aus
Und der Himmel wird trüb —
Aber nimmer mei Bübl,
Und nimmer mei Lieb!

*

Z'wenig san d'Stern
Und der Himmel is' z'klan —
Ih schenket mein Schatz
Die Welt ganz allan!

So sangen und fensterlten die Beiden.

Das war an der Vorderseite des Hauses.

An der entgegengesetzten Seite war Gundl dem Kadetten beigesellt.

Anfangs glaubte Letzterer, er sei, sonderbarer Weise, störend für ein anderes Paar gekommen und Gundl in's Gehege. Er begann mit ihr zu scherzen.

Als er aber ihre Worte und gar das Lied Konrad's und Stasi's hörte, fühlte er innen Scham und stillen Grimm.

Er wollte seinen Stolz dadurch kühlen, daß er Gundl kosend und schmeichelnd zusetzte, um sie zu gewinnen und durch sie einen neuen Sieg zu feiern.

Gundl hatte ihr Versprechen gelöst. Sie hielt nicht mehr Stand.

Sie entlief — von der Scheune nach dem Zaun des Schulhauses.

Jean lief ihr nach und wollte sie fassen.

Da überkam Gundl all' ihr Stolz und ihr Unmuth.

Das respektvolle „Sie" gegen den jungen Herrn und Schulkameraden war im Augenblick vergessen. „Bist noh der alte nirnutzige Bub!" rief Gundl, sich umwendend, und schlug das Zaunthürchen zu, das sie Beide trennte.

Angenehme Trompetentöne, aber andere traurige.

Der Trompeter der Schwadron lag wohl nicht im Dorfe; aber bei „Zusammenziehungen" kam er mit einer Anzahl Reiter herbei, um in die Hauptstation zu reiten, oder er war zuweilen vom Rittmeister, zu bestimmter Stunde, wegen des Exerzirens hieher bestellt.

So hatte der Trompeter den Schulmeister gehört und dessen Kunst auf der Geige, wie auch auf dem Klaviere.

Einmal nun, als der Schulmeister so in dem besten Musiziren war, nahm der Trompeter, um seinen Respekt zu beweisen und gleichzeitig zu zeigen, daß er nicht blos so ein Signal-Blaser sei, sondern ein Musiker von Fach und Noten, sein Extra-Mundstück, setzte es auf die Trompete

und blies, mit dicken Backen, aber zierlich, das Stücklein, das der Schulmeister so eben gespielt hatte.

Der Schulmeister horchte und eilte erstaunt zum Fenster; — kaum ein Ton bis zu Ende fehlte!

Da schüttelten sich die beiden Musikanten die Hände, da fanden sie sich denn bald recht fest zusammen und vertieften sich in Es und As, in Dies und Das, in Kreuz und Schlüssel, die nur Musikanten tragen und mit denen nur sie etwas ausrichten.

Der Trompeter trug auch schon sein Dienstkreuz und war also ein gereifter Mann; die Rede über Messen, Chor, Musikmeister und Aufführungen ging mithin lebhaft hin und her.

So trafen sie öfter zusammen.

Der Trompeter vergaß nie beim Schulmeister einzusprechen, oder der alte **Weidinger** that dem gedienten Trompeter und Musiker die Ehr an und ging zu ihm ins Wirthshaus.

Durch dieses Anregen, Sprechen, musikalische Vertiefen dämmerte in des alten Chorknaben Kopf auch eine hohe, verlockend schöne Idee auf. — Wie wär's, beim kommenden Schutzpatronsfeste des Kirchleins, am Sonntage, eine musikalische Messe mit Trompeten-Solo, oder gar doppelter Besetzung? —

Weidinger fühlte sich glücklich, wenn er sich als Kapellmeister einer so großen Kapelle auf dem Chore dachte! Das sollte ein Festtag und Tagfest seines ganzen Lebens sein! — In der ihm liebsten **Haydn**'schen Messe blätterte er stundenlange, er schwärmte in dem Vorgenusse gewisser Stellen, und von einzelnen Seiten derselben schien er gar nicht loszukommen.

Der Trompeter war heute wieder herüben, wie er versprochen und sie im Voraus verabredet hatten. Der Schulmeister hörte die Signaltöne des Exerzirens mit einer Aufmerksamkeit, als müßte er selbst ihnen gehorchen. Er kannte den „Ansatz" seines Freundes und berechnete im Vorhinein, wie derselbe in der Kirche und Messe wirken werde.

Als Staubwolken und die einrückenden Reiter zeigten, daß das Exerziren zu Ende und das Erholen im Beginnen sei, nahm Weidinger Hut und Rock, zu aller Vorsorge ein Notenheft in die Hintertasche, und ging ins Wirthshaus.

In der zweiten, der Extrastube, saßen die Offiziere, da heute beim Dorfe das Exerzitium für eine größere Abtheilung gehalten worden war, und hatten lebhafte Unterhaltung, wie immer das Militär, das an lautes Wort gewöhnt ist.

In der Vorder- und Gaststube saßen Bauern, Knechte, Soldaten, und auch der Trompeter.

Zu diesem, welcher sogleich auf der Bank recht breiten Platz machte, setzte sich der alte Schulmeister, und sie saßen bald traulich im tiefsten Gespräche, beim Glase Wein, theilten sich ihre Ideen mit und ordneten das große Musikfest, das ein außerordentliches für das Dorf und die ganze Umgebung sein sollte, denn der bedeutend musikalische Trompeter wollte noch Hornisten und Kameraden vom Regiment mitbringen.

Gundl, mit ihrem Stimmlein, von all diesen Instrumenten begleitet, hörte der Vater schon wie in einem Entzückungstraume, und er war selig im Innern!

Die Unterhaltung in der Extrastube drang immer

lauter heraus, denn die Scherze und Witze unter den Offizieren kreuzten sich stets rascher und häufiger, und der Kadetwachtmeister mit ihnen, schien durch laute Rede und ungezwungenen Spaß zeigen zu wollen, wie sehr er unter ihnen zu Hause sei und schon ganz zu ihnen gehöre, obschon ihm noch ein Weniges zur rechten Stufe mangle.

„Also, alle Mädl im Dorfe hängen Ihnen an den Fingern, Herr Kadetwachtmeister!" sagte ein Offizier.

Obschon die Offiziere wol nicht vermutheten, daß Jemand draußen ihres Gespräches achte, so ward doch jedes der lauten Worte heraus gehört; und vielleicht horchten gerade Einige im Vorderzimmer, weil es das Dorf anging.

„Die Geschichte ist aber doch zu lustig!" sagte ein zweiter Offizier, in einem dem ersten entgegengesetzten, widersprechenden Tone.

„Welche Geschichte?"

„Nun, Herr Kadet, Sie schleichen des Nachts zu einem Rendezvous ober der Holzkammer, in der auch die Hühner sitzen; die schlaue Schöne hat aber, mit Hilfe ihres Burschen, ein Brett ausgehoben, und der verliebte Don Juan fällt durch, in den Wasserbottich hinein und in noch Aergeres!"

Das war ein Lachen!

Einige in der Vorderstube sahen sich an und zwinkerten mit den Augen.

„Fatal!" rief ein Offizier mit einem gewissen necken-den Tone.

„Wäre mir auch unangenehm, so etwas!" sagte ein anderer.

„Womit haben Sie sich geheilt?" frug ein dritter, und jeder dieser Späße brachte erneutes Lachen hervor.

„O!" sagte der Kadet, „die Geschichte ist lustig, wirklich, geht aber mich nichts an. Der Korporal hat lange genug, heimlich, an seinen Kleidern geputzt und für den Schaden den Spott getragen! Unsereins aber wüßte ganz andere Geschichten! — Unsereins ist Pascha hier!" Und dabei hat sich sicherlich der Kadet in die Brust geworfen und mit großen Rauchwolken eingehüllt.

„Ich lasse mich herüberversetzen, da es so geht!" sagte der Erste. „So viel schöne junge Dirnen! Wir sind nicht so glücklich auf unserer Station!"

„Was ist's mit der Schulmeisters-Tochter, dem hübschen Mädl, das mit dem Namenbüchl in der Hand die Schuljugend drillt?" frug der Oberlieutenant. „Gundl heißt die Hexe. Gundl, ein netter Name unter Bauern! Bildhübsch und verteufelt kluge Augen!"

Als der Schulmeister plötzlich, im besten Gespräch mit dem Trompeter, den Namen Gundl und wiederholt hörte, wurde ihm warm um's Herz vor Vergnügen.

Also von seinem Töchterl sprachen sie, das stach ihnen in die Augen! Er horchte nun fest hin, um genau zu hören, obschon er that, als denke er nicht daran, es zu thun.

„Die Schulmeister-Gundl!" sagte der Kadet, „die gehört mir, ganz mir! O, die Gundl! Ist eine alte Geschichte!"

„Kapital! Die Sprödeste!" rief Einer.

„Ja, die Spröde ist mit dem Wachtmeister, Hexenmeister sollte er heißen, in der Nacht von der Scheune

aufgestöbert worden!" sagte ein Anderer und lachte „hahaha!" hinterher.

„Hahaha!" stimmten sie Alle ein.

Der Schulmeister erblaßte, griff zitternd zum Glase, ließ es wieder los und griff sich in das Halstuch, der Schweiß trat ihm auf die Schläfen.

Der Trompeter bemerkte das und bemühte sich, scheinbar ohne Absicht, doppelt so viel und laut zu reden.

„Das wird sie wol beim Unterricht den Jungen nicht vortragen!" fuhr ein Offizier fort und brachte abermals Gelächter hervor.

„Ist das wirklich der Fall, Wachtmeister?"

Jean hätte die Gundl sonst nicht so ganz dem Spotte hingegeben. Aber er wollte, in einem rechten Gegensatze, zeigen, daß das früher erzählte komisch-unglückliche Abenteuer einem Glückchen, gleich ihm, nicht zugemuthet werden könne.

Anderseits wurmte, neben der Sprödigkeit Gundl's, noch den Uebermüthigen der Schimpf, den sie ihm, wenn auch nur in der Einsamkeit, fühlen gelassen hatte.

Das Alles zusammen stachelte ihn auf, er wollte sich selbst kühlen und gleichzeitig seinem Hochmuth Genugthuung verschaffen.

Auf die Frage, ob das wirklich der Fall sei, sagte er, wie gerade zum Trotze, fest und laut: „Freilich ist's so; die Gundl gehört auch nur manchen Kalendertag zu den Heiligen! — Und," setzte er lustig-boshaft hinzu, „auf hiesiger Schulbank können noch Kinder sitzen, die . . . ."

„Hahaha!" Gelächter unterbrach das Weitere.

Der alte Schulmeister war bleich, seine Lippen bebten,

er erhob sich, der Trompeter mit ihm gleichzeitig. Beide waren in Verwirrung, bereit für ein Kommendes, noch unentschieden was, des nächsten Augenblickes.

Sollte er, der alte Vater und Schulmeister, hineingehen und den Verführer zur Rede stellen?

Er — der einsame, schwache Mann, dem sein Theuerstes, Heiligstes verdorben und zertreten — schmerzgebeugt unter den Fröhlichen?

Doppelter Hohn — Aergeres konnte die Folge sein!

Er wendete sich wohl nochmals mit einem Schritt gegen die Thüre des zweiten Zimmers, als wollte er umkehren — aber sein Fuß zögerte — der Feldwebel trat ihm unversehens oder absichtlich dazwischen — er sprach kein Wort des Abschiedes, stumm, wie taumelnd, schwer gebeugt schritt er zur Gaststube hinaus — die Thränen rannen im Herzen!

Veränderungen.

Als ob das Dach herabgesunken wäre und auf ihm läge, als ob sich die Wände verengert und eine trübe graue Farbe bekommen hätten, so war es dem Schulmeister.

Alles schien ihn mitleidig anzublicken, jeder Stuhl, jedes altbekannte, mit ihm altgewordene Hausgeräthe.

Er versuchte auf seiner alten braunen Geige den Trübsinn zu vertreiben und andere Gedanken herauszuspielen — er stimmte vergebens, immer und immer klang sie falsch, und er spürte wie seine Finger auf dem Griffe nicht halten wollten und auch der Bogen abglitt.

Er ging an sein Spinettl und schlug Akkorde an —

er fehlte die Uebergänge — es hatte einen eigenthümlichen Ton, den er nimmer und nimmer ertragen konnte.

Geige und Klavier hatte ihm so sehr durch Leben und Schmerzen geholfen — was war's, daß selbst sie jetzt nicht mehr vorhalten wollten?

War er zu alt an Leib, Erfahrungen und Gemüth?

Er griff sich unwillkürlich an die Hare, ob die spärlichen grauen noch da säßen und ihm nicht entfallen wären, wie dem kahlen Baum das letzte herbstliche Laub!

So war Alles dahin, sein einziger letzter Reichthum und ganzer Stolz; so mußte er zum Gespötte aller Leute des Dorfes und der Umgegend werden!

Und doch, wenn er Gundl von der Seite ansah, ihre Fröhlichkeit, ihr heiteres Auge, ihre Ungebeugtheit und stramme Geradheit wie sonst, die Unerschrockenheit, mit der sie ihm ins Auge blickte — so konnte er die Worte nicht aussprechen, die ihm hundertmale sich auf die Lippen drängten.

Sollte er den Jean um Gottes willen beschwören, ihm die Wahrheit zu sagen?

Und wenn der junge Mann, der schon als Knabe immer leichtsinnig und leichtfertig war, geradeaus „Ja!" sagte?

Und wenn er „Nein" sagte? Konnte das ein Trost für den, unter allen, unglücklichsten Vater sein, aus einem Munde, der entweder um jeden Preis Trost geben wollte, oder zu läugnen Ursache hatte?

Sollte er geradraus zu Gundl sagen, was er mit eigenen Ohren, zu seiner tiefsten Schande, gehört und nun vermuthet? —

Sollte er das unschuldige, verleumdete Kind, das nun noch von nichts wußte, so erst in das Leid und den Schmerz hineinziehen?

Sollte er sich als Vater so seiner Tochter gegenüberstellen, sich selbst erniedrigen so wie sie, und ihr gar sagen, daß er so etwas von ihr möglich hielte? —

Und wenn er's bäuerisch heraus sagte und Gundl — sie war das Mädchen dazu — dem Jean gegenüberträte — wird dieser nicht mit einem Spott sein Wort behaupten, das er vor all den Offizieren gegeben, oder sie mit einem zweideutigen Trost stillen, der ihre Schande hinterher verdoppelt?

Wird Gundl dadurch mehr aus oder in der Leute Gerede kommen?

O, er konnte aber seiner Tochter vertrauen? — Liebe und Verführung, wußte der alte Schulmeister, seien oft stärker, als ein schwaches Mädchenherz, und die Umstände waren hier ganz eigen!

Und wenn sie schuldig? Wird der Schmerz des Vaters, wird ihre eigene Lage es ihr nicht rathen — zu läugnen?

Er hatte kein Kind mehr — es war ihm genommen; — er wußte selbst nicht Wem Allen — ihm war es, als ob der ganzen Welt — es zu eigen wäre, und seine Stube die Wände verloren hätte, daß Jeder darein sehen könnte, zum kurzweiligen Gerede!

Er duldete im Stillen das herbste Leid, und wenn er doch wieder zu seiner Geige oder zu seinem Klaviere griff, schienen die hellern heitern Töne ihn nur zu höhnen, die tiefern, ernsten mit ihm zu grollen, und zu klagen.

Ach wie bald
Ist es geschehn
Das Verschwinden und Verwehn!

Jetzt noch licht
Und Sonnenschein,
Bald doch bricht
Die Nacht herein,
Ach . . . .
Lebet wohl . . . .!

Abmarsch und Zuwachs.

So vergingen Tage.

Die Signalbretter auf den Pflöcken in der langen Gasse klapperten plötzlich durch die Stille, zu ungewohnter Stunde, lärmend und weithin.

Nicht lange darauf erschien trabend ein Reiterzug und mit diesem der Trompeter, der hell und kräftig den Aufbruch blies.

Das Signal lautete „mit Sack und Pack!“

Rascher Abmarsch war's!

Der Landeskommandirende zog die Truppen, mehrere Meilen weit von der bisherigen Station, zusammen, und hielt Musterung über sie. Das Regiment zog weiter, die Schwadron von dieser Gegend ab.

In den Häusern begann nun ein geschäftig Tummeln nicht nur der Abziehenden, sondern der Bleibenden.

Dort wollte der Hausherr, die Hausfrau, oder irgend ein Wesen des Hauses dem Soldaten noch „bhüt Gott!“ sagen; — da suchte man ein Stück Weißbrod, einen Schnitt von der Speckseite, oder vom „geseldten Rindernen“

dem Landsmann in den Schnappsack zu schieben; — dort holte man ihm rasch einen Heber Wein aus dem Keller, goß ihm einen Trunk ins Glas und mit dem Rest die Feldflasche voll; — da hatte man ihm die Quartierkreuzer noch zu schenken; — und vielleicht feuchtete sich manches Auge, als dem Roß und dem Reiter das große Thor geöffnet wurde.

Die Bauersleute hatten ja auch Kinder und Söhne! Wer weiß, wo die einzelnen jetzt im weiten Kaiserreich ritten oder marschirten. Wer weiß, wo der Junge, der jetzt noch mit dem Holzspan exerzirte, einquartiert werden wird — und gebe Gott, daß ihm die Hausleute ein Uebrig's thun und was schenken in seiner Heimlosigkeit und Alleinigkeit!

Binnen einer Viertelstunde saß die Mannschaft zu Pferde und hielt mit der andern auf dem Platze.

Einiges Säbelrasseln, einige Kommandoworte — die Trompete tönte, die Pferde hoben im Takt die Beine, der Trompeter drehte sich mehrmals nach dem Schulhause, aus dem kein Kopf sichtbar wurde.

Jean sprengte rechts und links, links und rechts, er wollte Gundl sehen.

Aus dem Schulhause sah Niemand; aber Konrad und Stasi sahen aus der Herrenstuben ihres Vaters zum breiten Fenster ganz behaglich heraus.

Aergerlich, daß er Gundl nicht sah, hielt der Kadet endlich vor dem Fenster Stasi's und Konrad's, ließ das muthige Pferd ein paarmal steigen und springen, salutirte in aller feinen Form, schwunghaft, mit dem im Sonnenschein blitzenden Säbel; — noch ein Satz — und davon sprengte der junge Soldat!

Dem Schulmeister, in seiner Stube, tönte jedes Pferdegetrappel, jeder Trompetenstoß, wie Hölle und jüngstes Gericht.

Daß mit dieser Trompete die geträumte große Messe, gerade vor der Verwirklichung davonzog, das bedachte er im ersten Augenblicke gar nicht und that ihm jetzt gar nicht so wehe, als es ihn zu jeder andern Zeit geschmerzt hätte!

Auf der staubigen Landstraße sprengte man mit seinem Glücke, mit der Jugend eines ihm über Alles theuren Wesens, mit der Frucht langer Pflege und banger Sorgen, mit der Blüthe, die einmal blüht und nicht wieder, davon — davon!

Der Konrad sah die Ehre wohl zuerst mit frohen Augen an, die ihm, d. h. seiner Braut, der Kadet vor Allen angethan.

Aber hinterher wär's ihm doch lieber gewesen, wenn der Reiter nicht so vertraulich gethan und so eigen gelacht hätte!

„Die Gundl," sagte Konrad zu sich, „war wol bei der Scheune; aber da nicht! Die Falsche! Wäre sie beim Abmarsch da gewesen, der Kadet häte nicht der Stasi diese Zierlichkeiten erwiesen!"

Und er „fuchste" (ärgerte) sich später immer mehr im Innern.

Er wußte wohl, die Leute alle, die bei ihren Hausthoren, oder aus den Fenstern, oder herumstehend, das gesehen hätten, würden das alte Gerede von der Stasi wieder aufwärmen!

Vielleicht theilte er seine Gedanken mit.

Oder kannte sein jüngerer Bruder, der Kobi, das Gerede noch besser und hielt die größten Stücke auf die Ehre der Familie, dazu seiner Schwägerin-Braut; so daß er dachte, diese Familienehre müßte ganz makellos hergestellt werden — und darauf sann, wie man dies thue?

Ja, vielleicht hielt dieser noch mehr dafür, daß die Gundl, diese heimliche, heiligthuende Sünderin und Spröde gegen alle Bursche, nach Gebühr nun gekennzeichnet werden müsse — gerade jetzt, zu der rechtesten und allerpassendsten Zeit!

Derselbe nahm ein Stück Holz, Heu und ein paar bunte Lappen, formte ein Wickelkind und machte es, in der Nacht, auf dem Gitter des Vorgärtchens beim Schulhause fest.

Eine alte Schnur, mit einer Quaste behängt, bei der Hüftgegend umgebunden, und einen Reiterhelm aus Papier, mit Schwarzruß und Gelbkreide gefärbt, fügte er hinzu.

Was ein schöner Morgen sehen läßt.

Die lichte Sonne trat Frühmorgens herrlich aus dem Himmel.

Der Thau lag reichlich auf allem vielfättigen Grün und glitzerte wie unzählige kleine helle Flämmchen.

Das Roth der Sonne streifte Feld- und Höhenstrecken, als wären sie nur Eine Flur von lauter rothgelben Blüthen.

Wenn die Silberpappel am Bach ihre grün-weißen Blätter im Morgenlüftchen wendete, war es fast blendend anzusehen.

Der Schulmeister eilte mit den Schlüsseln zur Kirche und zum Thurme, um das Gebet zu läuten, und ließ sich so recht behaglich die Sonne auf die Schultern scheinen.

Die zwitschernden Vögelchen schienen sich heute besonders zu freuen und ihre Lust in die Welt zu sagen, daß keine Trompete und kein Pferdegetrapp sie verschrecken werde!

Der Alte verrichtete seinen Kirchendienst heute mit besonderer Inbrunst und betete an den Stufen des Altares mit einer gerührten Innigkeit und Sehnsucht, welche nur Leute kennen, die einen schweren Schmerz schon selbst gefühlt, und Niemanden hatten, als den Ewigen, Unsichtbaren, um ihm das Herzeleid zu vertrauen und Abhilfe oder Linderung von ihm zu hoffen.

Zum Schlusse tönte das Glöcklein wieder, die Kirchenstühle wurden leer, die Schlüssel des Schulmeisters rasselten, die letzte alte Beterin griff zu ihrem Körbchen und Stocke, die Thüre wurde gesperrt, und Weidinger ging, gebeugter als er noch vor kurzer Zeit war, seines Weges.

Da, als er langsam in die Nähe des Schulhauses kommend, welches er vorhin rasch verlassen hatte, auf das Gitter des Vorgärtchens sah — was bemerkte er dort?

Was ist das! Er starrte zuerst mit seinen alten Augen hin, um sich genauer zu überzeugen — ein „Dabermannl" (ausgestopfter Balg) ein „Bampaletsch" — ein Kind!

An seinem Gitter — am Schulhause — an Gundl's Stube!

Er zitterte, als er hinsah, er hatte sich zu halten, um nicht rücklings zu fallen! —

Die Leute alle waren bereits vorübergegangen und hatten das Aushängezeichen gesehen — die Schande — und Schmach lag vor aller, aller Welt — er war ein Gespött der Kinder und der Niedrigsten!

Sein Auge suchte, feucht und rollend, Gundl; — dann stürzte er hin an das Gitter, faßte die Kinderpuppe und rief in Schmerz und Scham, indem er sich am Gitter stützen mußte: „Gundl! Gundl!"

Diese kam ganz erschreckt und verwirrt — was es denn gäbe!?

„Da sieh her!" rief der Alte, und seine ganze Gestalt zitterte. „Da sieh her! Jetzt ist's offenkundig! Jetzt weiß das ganze Dorf, was ich allein geglaubt hab' zu hören! Jetzt is' kein' Ausred' und Läugnen!" Er hielt einen Augenblick eine Hand über die Augen, wie bewältigt und ohne Rede, dann aber zog er die Hand wieder weg und rief: „Du bist die Schuldige! Gundl, Du bist eine Verführte, eine Verschänd'te und Ehrvergessene!"

„Vater!" rief Gundl, als sie sah, was geschehen und diese Worte hörte.

„O die Schand', die Schand'!"

„Vater! ich bin unschuldig! Und ein elender Bub...!"

„So sagen sie ja Alle!"

Gundl geschah mit diesem Worte, welches sie zu den „Allen" warf, wie durch einen Stoß vor's Herz. Einen Augenblick blieb sie stumm.

„Geh, geh aus mein' Augen! Daß ich das erlebt! Geh und laß mich gleich sterben!" rief der Vater aus.

Er warf den Kind-Balg, mit dem Holzstücke innen, im Grimm und Schmerze von sich weg, um ihn nicht mehr zu sehen.

Das Fortgeschleuderte fiel auf Gundl.

Diese, bestürzt und verwirrt, glaubte sich geschlagen; — und schmerzvoll vom Holze getroffen, sowie von den unerhörten Worten — taumelte und brach sie an dem Gitter zusammen, nieder zum Grunde!

Knechte und allerlei Leute, die des Weges kamen, traten helfend hinzu und brachten den Schulmeister und seine Tochter in das Haus hinein.

Die Festmesse.

Wenn der allgemeine Unterricht längst schon vorüber war, außer der Schulzeit, gingen die Buben noch mit ihren Geigen unter dem Arme, oder ihren Notenheften, im Schulhause aus und ein.

Der Halder mit seiner Trompete, und mancher der Bursche oder Männer im Dorfe, welche die Klarinette bliesen, Baßgeige strichen, Posaune zogen, Flügelhorn fingerten, oder derlei, fanden sich ebenfalls ein; denn die große Messe am Schutzpatronsfeste war nahe und der nächste Sonntag der eigentliche hohe Festtag.

Die kunstvolle hohe Trompete, die geträumte doppelte Besetzung, war fort, fort, in's Weite gezogen, und mit ihr war Manches in die weite Ferne, was besser nie gekommen oder von festem Bleiben gewesen wäre!

Der alte Hubertus Weidinger war der Alte nicht mehr, oder vielmehr, er war viel älter geworden.

Das Gesicht war eingefallen, die spärlichen Haare waren nicht so schlicht und glatt gelegt, wie sonst, um die Augen war eine Grube und ein bräunlich blauer Rand, welche dem Gesichte einen schweren, uralten Ausdruck verliehen. Auch waren diese Wangen nicht so weich und fein säuberlich rasirt, wie sonst; harte, glitzernde, weiße Stoppeln zogen sich um das Kinn und bis auf den Hals herab, in allen Falten noch mehr dicht und weiß scheinend; — zuweilen sah der Schulmeister aus wie krank, schwer krank! —

Die Messe mußte gesungen und gespielt werden; er hatte dies, aus altem Brauch, seit Jahrzehnten nicht unterlassen, und jetzt sie wegzulassen wäre in keinem Falle gegangen.

Was konnte die Gemein' für sein Herzleid und seine Schande?

Die Messe war ein Theil seiner Pflichtleistung geworden; er hätte ja eben so gut gar nicht läuten, zu keiner Tauf, zu keiner geistlichen Handlung gehen — oder gar die Kirche sperren können!

Der Vater war nicht nebenbei Schulmeister; aber der Schulmeister des ganzen Dorfes war, in dem einzelnen Hauswesen nur, seiner einzigen Tochter Vater!

Die Musikanten und Singknaben gaben sich alle erdenkliche Mühe, sie suchten ihm beinahe jedes Wort zu ersparen. So sehr sein Taktgeben und Markiren auch von der alten Festigkeit abwich, sie „nahmen sich doch Alle fest zusammen" und thaten, was sich aus jeder Kehle und auf jedem Instrumente nur thun ließ.

Freilich fehlte eine Stimme, eine Stimme, welche Allen abging, sonst aber vorstieg und an bestimmten Stel-

len dem Ganzen Glanz, Ausdruck, Schmelz, Fülle und Blume verlieh!

Wenn solche besondere Stellen kamen, da schien es, als ob der Schulmeister hinhorchte in die Lüfte . . . . als ob er sich immer wieder von der Vergeblichkeit seines gewohnten Harrens und von der aufdrängenden Täuschung seiner Sinne überzeugen müßte.

Er überzeugte sich nur zu sehr schmerzlich — denn Gundl sang nicht nur bei den Probstunden nicht, auch nicht im Hause, nicht im Dorfe — Gundl war fort! fort!

Ei, freilich, denkt Mancher: was das um die Ehre eines Dorfmädls für „Wesen" ist! Man nimmt es nicht so genau!

Ei, doch nimmt man es an manchen Orten wol genau! Eine, „die sich vergessen hat", und hoch in Ehren inner einem großen Gehöfte säße, sitzt bei einem Häusler oder Knecht — nicht einmal im Heimdörfl, sondern ferne davon — oder ist eine alte Sitzengebliebene noch zu Mancher Gespött!

Und des Schulmeisters Tochter ist, beinahe, wie ein Stück von der Pfarre und Sittlichkeit, wie ein weißes, vor Aller Augen ausgebreitetes Tuch, das auch Aller Augen beschmutzt sehen.

In der Stadt mag man mit allerlei Kränzen am Altar erscheinen; aber auf dem Dorfe gibt es keinen Mirthenkranz für eine Gefallene; und wo es eine Goldhaube oder Brautkrone gibt, wird sie auf ein solch' „entweihtes Haupt" um keinen Preis gesetzt, und nicht so für alle

Zeiten und Ewigkeiten „unrein, unehrlich und entweiht gemacht.“

Man hat so auf dem Dorfe zuweilen noch seine Sitten — und wenn sie Mancher auch „Mucken“ oder „Zöpf“ nennen mag!

Eines Morgens war der Alte erwacht — allein — das Töchterchen war nicht zu finden!

Bedarf es da noch der Worte, um zu sagen, was in dem Alten vorging und seinem Gemüthe geschah — warum er eben so aussah und gebeugter als jemals war?

Die Glocke läutete Sonntags zum Kirchenpatronsfeste — die Kirche prangte im Blumen- und Lichterschmucke — die ausgesendeten Buben zogen an dem Glockenstrange, „was nur Zeug hielt,“ und wenn der Klöppel nicht, zum Angedenken an den schönen Tag, ein Loch in die Glocke schlug, so war es wahrhaftig nicht deren Schwäche zuzuschreiben!

Die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes eilte heute besonders in die Kirche.

Die Musikanten mit ihren Instrumenten und seltsamlichen Notenheften wurden von Alt und Jung bei der Kirche mit eigenthümlichen Blicken angesehen.

Die Kinder umlagerten sie förmlich und sahen mit scheuen oder neugierigen, auch neidischen Blicken, auf die geheimnißvolle Treppe, welche zum Chore führte, und die nur auserlesenen eingeweihten Kunstkräften zu betreten erlaubt war.

Von da oben aus — der Gemeinde zu zeigen, was man kann, ist keine Kleinigkeit! Auch gehört man an solchem Tage fast zur Kirche, wie der Pfarrer, und hat einen Theil seiner Würde! — Man wirkt ja mit ihm vereint

und singt mit ihm — nach Einverständniß und Ordnung abwechselnd!

Alte und Junge kamen heute pünktlicher und eiliger, als sonst; die Einen mit Stolz, weil der Mann, der Vater oder das eigene Kind mitthaten und also, nächst dem Schutzheiligen, heute die allgemeinen Festgeber waren; die Andern aus Andachtsdrang, weil Einem das Herz an einem solchen Tage gar eigen aufgeht! —

Welcher Gang für den Schulmeister in die Kirche!

Weidinger setzte sich an die Orgel oben auf dem Chore und übersah die Schar seiner Getreuen mit einem unaussprechlichen Blicke.

Als die ersten einleitenden Töne der Orgel verbraust waren, da brach über die gläubige und fromm horchende Gemeinde eine Tonfülle herein, welche ihr das Herz mit frommem Schauer erfüllte!

Kaum jemals war so mit Eifer und Weihe die Musik in die Lüfte, an die wiederhallenden Steine und zum Menschengehöre gebracht worden. Die Musiker wußten, was sie ersetzen, welches Herz sie erquicken und auf Augenblicke mit Freude umgeben sollten! Kaum jemals tönte das Schwermüthige mit solcher Inbrunst, jeder fromme Aufschrei mit einer solchen gewaltigen Nachdrücklichkeit, aus dem tiefsten Innern; kaum jemals zitterten die Töne so weich und warm und mit so demüthig ergebener Schmerzlichkeit dahin!

Es war ein erbauliches Kirchenfest! —

Und als das „Kyrie", das „Gloria", das „Credo" nacheinander vorüber waren und Alle auf dem Chore warteten, wer das Solo im „Sanctus" singen werde, jenes Solo, welches Gundl so unaussprechlich schön vortrug;

als Einer den Andern ansah, welcher Stimme oder welchem Instrumente heimlich die Ehre zugefallen wäre, das kostbare Kleinod vorzubringen — da erhob sich der Schulmeister, nahm seine Geige und spielte, nein sang, weinte aus den Saiten sein Solo in die Kirche hinaus!

Die Thränen liefen ihm über die Backen, und die Thränen liefen auch Mancher und Manchem dabei, oder standen ihnen wenigstens in den Augen!

Der Schulmeister weinte und geigte — es gibt kein Wort, zu sagen wie er geigte und wie seine Geige tönte — es ist unaussprechlich! —

Und als bei dem letzten Tone der Chor insgesammt einfiel, da ließ er sich auf die Sitzbank des Chores, hinter ihm, rücklings nieder, und spielte nicht wieder, nicht auf der Orgel, nicht auf einem Instrumente.

Der älteste Musikant übernahm still die Taktirung und focht mit der einen Hand hin und her, so oft er sie losbekommen konnte, oder schüttelte den Kopf, um Alle zusammenzuhalten.

Weidinger fing zuweilen wieder mit der Hand matt Takt zu geben an; aber das Gedächtniß und die Sinne trübten, verwirrten sich ihm, die heilige Wandlung und der Segen gingen vorüber — es ward heute nicht auf der Orgel ausgespielt — das Kirchenpatronsfest war zu Ende!

Es kommen Mehrere und Eine geht.

Wenn wo ein Stückchen Zucker liegt, soll man um die Fliegen nicht sorgen; und wer Korn aussät, darf nicht erst die Spatzen und Krähen rufen.

Als die Vorgänge beim Schulhause geschehen waren, da kamen allerlei Leute herbei, als ob es gar keine anderen Wege mehr gäbe!

Die eine Alte, sich auf ihre Bekanntschaft seit undenklichen Zeiten mit dem Schulmeister berufend, fand jetzt die rechte Zeit, endlich ihm selbst zu sagen, was sie, wie sie meldete, gar vielen Leuten und schon seit langer Zeit gesagt — und ihr die Leute bezeugen werden, daß sie es gesagt — nämlich, daß Hochmuth vor dem Fall komme, was er doch als Schulmeister am besten wissen solle; und er habe mit der Gundl immer zu schön gethan und sie verzogen und ihr zu viel vertraut, ihr freie Hand und freies Spiel in Allem gelassen! —

Die Kramerin, welche auf die Wochenmärkte fuhr und aus ihrem dicken, Kopf und Brust einhüllenden Umbindtuche, in dem immer einige Packete steckten, die Gundl gar wohl beobachtet zu haben sagte, die Kramerin ballte die Faust, schlug auf den Tisch, auf die Sessellehne oder sonst wohin, und schwur hoch und theuer, es sei Alles „verstunken und verlogen“, sie wollte, es wäre manche Jungfer Braut so rein und unverdorben, wie die Gundl!

Der alte, einäugige Kohlenbrenner blieb mit seinem magern Pferde vor dem Schulhause stehen und erinnerte den Schulmeister, wie es doch besser gethan gewesen wäre, wenn der Schulmeister und die Gundl „Ja!“ gesagt hätten, als er vor einem Jahre anhielt, anstatt ihn abzuweisen. Jetzt

sollte man nicht etwa wieder auf ihn denken, und er habe sich Alles jetzt ganz aus dem Kopfe geschlagen!

Die Einen frohlockten über das hochmüthige Ding; Mancher vergönnte es ihr, gerade weil's nicht wegen eines Bauernburschen vom Ort, sondern wegen „Militari" herging; einige Wenige zogen über das „nichtsnutze Gered'" und die dummen „Spassetl" los, die immer nit gut ausschlagen! Und man sollt' solche Bräuch' endlich bleiben lassen!

Gundl glaubte oft, sie habe gar kein Herz im Leibe und alles Blut sei ihr zu trübem, schleichendem Wasser geworden, so schwach ward ihr; dann wieder pochte es ihr innen und an den Schläfen und Armen, als hätte sich überall ein ganz neuer, eigen hämmernder Pulsschlag festgesetzt und wollte ihr das heiße Blut zur Brust, zu den Schläfen und Armen herausbringen!

Was sollte sie thun?

Sollte sie zu des Nachbar Hegleitner's Stasi laufen und ihr sagen, daß sie doch bezeugen möge, es war Alles Spiel und . . . . .

Ja, wenn sie sich nur gar nicht eingelassen hätte! — Gib dem Teufel nur ein Har! . . .

Aber jetzt ist's geschehen; solle sie die Stasi und deren Lebensglück preisgeben? — Die Hochzeit war vor der Thür!

Sollte sie dem Vater sagen, was zwischen ihr und Stasi und dem Kadeten vorging?

Sie selbst, die Gundl, konnte fest und muthig handeln und für eine Andere tragen, was sie einmal auf sich genommen, um eine Andere, eine Gespielin eben zu retten! — Aber konnte sie von dem Vater verlangen, daß

er die Tochter eines Andern schone und wahre, aber seine eigene dafür leiden, schmähen lasse und hingebe?

Gewiß nicht! —

Mit dem Geständniß an ihren Vater war das Geheimniß für Alle offenbar gemacht, waren Konrad und Stasi unglücklich zeitlebens, sie aber selbst noch nicht vor Allen gerettet und erhoben!

Da gingen ihr denn die Gedanken gar eigen durch den Kopf!

In der Nacht knüpfte sie ein kleines Bündlein, legte einiges Nöthige hinein, preßte die Lippen, als die Thränen aufstiegen, fest zusammen, sprach ein kurzkräftig Gebetlein an der Thür des Zimmers, worin der Vater lag, und ging festen Schrittes hinaus.

Zuvor hatte sie noch ein Zettelchen hingelegt: „Vater, ich küß Euch viel tausendmal, weinet nicht um mich, es wird Alles gut werden und bleibet nur recht gesund!“

Ihr Ziel lag außer dem Dorfe, weit, weit weg.

Sie ging nicht auf der Landstraße, um nicht von dem Kohlenbrenner, der Kramerin, von gar keinen Milch- und andern Fuhrleuten gesehen zu werden, und von Niemandem, der sie kannte. Sie wollte ihnen schon zeigen, was die Gundl allein im Stande sei! Wer die wilden Buben im Schulzimmer in Ordnung hält, der, oder selbes Mädl, kann auch noch was Anders!

Sie schlug Seiten- und Umwege ein, sie wollte allein sein und für jetzt von Niemandem Rath und Beistand haben, da sie schon so Viele verlassen.

Und wohin ging sie?

In die Stadt, in die großen Häuser, zu den Kasernen, wo das Regiment lag, zu dem Obersten, zu dem

General „meintswegen, wenn es sein muß" — und sie will den Kadeten Johann Klier aufsuchen und ihn fragen: ob das wahr ist, was er von ihr öffentlich gesagt, und ob er's beschwören kann?

Und wenn er's nicht beschwören kann, so ist er ein Lügner, ein Ehrabschneider und Mädchenverleumder, der so mir nichts dir nichts eine brave Dirne schädigen kann, daß sie kein rechtschaffener Bursch im Dorf mehr möcht und ihr Vater in die Schand kommt!

Und wenn er's nicht beschwören kann, muß er ihr abbitten und einen großen deutlichen Brief an ihren Vater und das ganze Dorf schreiben, mit dem größten Regimentssiegel darunter, daß kein Mensch mehr zweifeln kann!

Und müßte sie, selbst vor dem ganzen Gericht und einem geistlichen Stift, schwören auf den Heiland dafür, oder mit dem Kruzifix in der Hand — dort werde sie es — der große Brief muß kommen!

Und wer im Dorfe dann noch so verkniffen, nissig und mißtrauisch ist, daß er's noch nicht glaubt, solle dann noch über den Winter, bis zum Frühjahr, warten, und es wird sich zeigen, ob ihr Vater der Schulmeister, schämig durch's Dorf zu gehen brauche — etwa auch eines Tages hinten bei der Sakristei hinein und nicht öffentlich durch die Straße, mit einem großen Rosmarinzweige in der Hand — und ob die Gundl einen ungeschmälerten, vollen Mirthenkranz zum „Ehrentag" (Hochzeit) verdiene, wenn ein Bursch komme, der sie heirathen will und den Sie mag!

Auf der Wander.

Mit wenigen Kreuzern und einem Stück Brod war Gundl aus dem Hause gegangen.

Sie stellte sich den Weg nicht so weit und die Mühe nicht so groß vor. Sie dachte, den Jean und sein Regiment werde sie bald finden und die Sache so kurz abmachen, wie sie es beim Zaunthürchen gethan.

Als sie aber tagüber gewandert war und jeden Soldaten, den sie auf dem Wege traf, um das Regiment gefragt hatte, da hieß es, das Regiment liege noch viel weiter und nicht in dieser Gegend.

Mancher Soldat griff ihr unter das Kinn und meinte, wozu sie erst so weit einen Liebhaber aufsuche, sie solle doch da und bei ihm bleiben!

Der Eine oder Andere zwinkerte schelmisch mit den Augen, machte Anspielungen auf das „Erziehungshaus" und sagte ihr, wenn ihr Geliebter beim Regiment nur wolle, gehe die Angelegenheit ganz gut!

Gundl ließ das Feuchte in den Augen nicht zu viel hervorkommen, und ein herzhafter Schlag auf eine etwas zu vertrauliche Hand, eine gebührende, abweisende Rede auf ein unziemliches Wort, fehlten ihr nicht.

Des Abends hatte sie das Regiment noch nicht erreicht.

Sie dachte im Wandern wohl hundertmal, wie schön doch Gottes Welt sei und wie wundergut es sein müßte, diese Thäler und Berge, diese Wälder und Menschenwohnungen zu durchziehen, mit einem vergnügten Herzen und heiterem Blicke, und nicht froh sein zu müssen, wieder ein

Stück Weges hinter sich zu haben, um einem Ziele ängstlich näher zu kommen!

Und der Abend brach herein und sie hatte den Stabsort noch nicht erreicht.

Als die Sonne hinter der Bergwand des Thales nur noch einige wenige letzte Strahlen versendete, da faßte sie sich ein Herz und sprach bei den Weibsbildern, den Ehalden (Dienstboten), eines Hofes ein und bat, übernachten zu dürfen.

Sie wußte, sie dürfe nicht im Dunkeln kommen, wo man sich die Gestalt nicht gut besehen kann und jeder Landstreicher und jede Landstreicherin zuletzt ein Plätzchen im Stalle beanspruchen kann.

Sie sprach „in Gottes Nam'" an und ein, legte ihr Bündlein in den „Barn" (die Kuhkrippe), an das Ende, wo kein Thier hinlangen konnte, schürzte Aermel und Kleider, und begann beim Melken und Füttern zu helfen.

Sie wußte, was eine ordentliche Dirn sei, lasse es nicht beim „alleinigen Geltsgott" bewenden, sondern zeige, was sie leisten könne und suche ihr Lager, ihre Milch zum Brode, halbwegs zu verdienen.

Die Knechte sahen nicht ohne sonderliche Blicke auf die „gschmachige Roasende" (schmackige Reisende). Keiner wagte eine Zutraulichkeit, das hieße das Gastrecht verletzen. — Nur Einer frug zuthunlich: „ob sie vielleicht bleiben wöllt?" — Es sei gut in der Gegend, redete er ihr zu, es gäb' auch in der Nähe vielleicht einen Dienst!

Die Mägde theilten mit ihr das Lager im kühlen Preßhause. Denn im Sommer zieht man aus den Stuben heraus, die im Winter durch ihre Niederkeit warm,

im Sommer aber schwül sind, und legt sich, wo's lüftig und frei ist.

Da frugen sie, woher sie käme, und wohin sie ginge?

Sie sagte, sie müsse einen Bruder beim Regiment aufsuchen und ihm Allerlei, wegen Wirthschaft und Familie daheim, beibringen.

Wenn man auf dem Lande zur Ruhe geht, da spricht man nicht mehr viel; man ist müde und schläft gerne bald ein, um mit der ersten Morgensonne aufzuwachen.

Das geschah. — Der zuthunliche Knecht von gestern kam nochmals und erbot sich, sie selbst in den nächsten Hof zu führen und „anzurekommandiren". Er konnte seinen Blick, nach ihrer verneinenden Antwort, lange nicht von ihr abwenden.

Als sie endlich Alle „bſhütet" und „'gelts Gott" gesagt, kam ihr der Knecht noch zum Thore nach und gab ihr, in einem frischen grünen Weinblatt, ein kühles Stück Butter. „Seh", sagte er, „der Weg is' weit und staubi!" —

Dann sah er ihr noch nach.

Gundl wanderte vorwärts.

Auf den Feldrainen hielt sie Mittag und Rast.

Aus dem Marktflecken, worin das Regiment gelegen, war dies noch weiter gezogen. —

Gundl wanderte — jetzt mußte sie vorwärts und durfte nicht wieder zurück!

Ihre Schuhe rissen durch, ihre nackten Füße bedeckten sich mit Blasen, sie badete im Bache, sie hatte seit Tagen nichts Ordentliches gegessen; der Regen rieselte erst leise, dann plötzlich in Strömen, mitten des Weges, auf sie ein.

Sie stellte sich auf der Straße unter einen Baum und schauerte zusammen, wenn ein heftiger Donnerschlag losfuhr, oder ein Blitz niederzuckte, als wolle er gerade auf sie los.

Sie bekreuzte sich und betete; so schwer hatte sie sich's nicht vorgestellt!

Sie dachte an den alten Vater — daheim — und es wollte ihr das Herz zusammenschnüren!

Der Baum tropfte schwer und sendete ihr zuweilen kleine Güsse auf das Gesicht und in den Nacken.

Als die Sonne wieder durch den Nebel und die Wolken brach, schritt sie auf der durchweichten Straße, in der das Wasser in Gruben stand, oder mit förmlichen Gießbächlein dahinschoß, abermals, doch schwer vorwärts.

Als sie die Stadt erreichte, „meiderte“ sie, war sie krank und fieberte!

Mitleidige Leute wiesen sie nach dem Spitale.

Ein Besuch im Hause und in's Weite.

Eines Abends, es war geraume Tage nach dem Abgange Gundl's, suchte Jemand ängstlich im Schulhause nach dem Schulmeister, und steckte vorsichtig, um nicht gar zu plötzlich zu kommen, den Kopf durch die Thüren.

Der Kopf, welcher endlich in der rechten Thüre den ganzen Leib nach sich zog, gehörte dem Wolferl, dem Weichselbauernbuben, dem „Weichselröhrl“, wie sie ihn, da Jeder im Dorfe seinen Spitznamen hat, schalkisch nannten.

Der Wolferl und sein Vater hatten eine sehr kleine Wirthschaft; und da zog der Alte, damit doch einige Gulden im Jahre nebenbei hereinkämen, die Weichselbäumchen stramm und gerade, hatte einen solchen kleinen Baumgarten, oder eine Baumschule, schnitt zu verschiedenen Zeiten kurze und lange Stämmchen oder Zweige ab, und suchte sie dann in der Stadt bei den Drechslern für Pfeifenröhre, oder bei einzelnen Liebhabern, die sie etwas besser zahlten, an den Mann zu bringen.

So lange die Beine des alten Weichselgärtners trugen, wanderte er selbst in die Stadt und darin einige Tage lange herum, mit der langen Ware auf dem Rücken, die wie Blitzableiter geradeauf emporragte und fein säuberlich mit „Lierschen" (Gerten) gebunden war.

Er kannte schon einige feste „Weichselrohrbeißer" und die rechten Händler!

Nun aber mußte es dem „Wolferl", seinem Sohne, schon viel leichter ankommen auf der Straße und auf dem harten Pflaster der Stadt herumzusteigen, als ihm. Es kam daher dem Wolferl zu, das Stadtgeschäft zu besorgen, und dieser wanderte, gerade so, wie sein Alter es pflegte, und ihm fest daran zu halten lehrte.

Der Weichselbub stand nun vor dem Schulmeister, zog, fast erschreckt, trotzdem er ihn gesucht und endlich doch nur gefunden hatte, den Hut vom Kopfe, sprach seinen Gruß und blieb verlegen bei der Thür stehen, seinen Hutrand zwischen den Händen rundum schiebend.

Es gab da vorerst manche unnütze und halbe Worte, und der alte Hubertus sprach einige gefehlte Vermuthungen über Wolferl's Besuch aus, bis sich dieser ein rechtes Herz faßte und mit der Sprache herausrückte.

„Ih hab mir so denkt“, sagte Wolferl, „es dauert z'lang, bis die Gundl z'ruckkommt, und wir wissen so nit recht, was sie macht; und da hab' ih mir denkt, ih geh' in d'Stadt und frag a bisserl um; und da hab' ih mir noh denkt, wie wär's, wenn der Herr Schulmeister mit ging? Ih hab' mir denkt — Herr Schulmeister verübeln S' mir's nit — was 's kost', das hab' ih und zahl ih gern, oder ih leih's, nix für ungut, bis auf bessre Zeiten! Und da hab' ih mir denkt, wir fahren morgen mit den Wochenmarktleuten, und wir wer'n schon auf's Rechte kommen!“

Dem Schulmeister traten die Thränen in die Augen, er klopfte dem Wolferl auf die Schulter, dann nahm er seine Hand, drückte sie und sagte ihm: „Du bist ein braver Bursch, und ih hab' immer auf Dih g'halten, und hab' Dir die Fleißzettel vom Herzen gern 'geben!“

„Ih hab s' noh!“ schluchzte beinahe der Wolferl.

„Und es kann nit sein“, sagte er, als ob er seine Gedanken schon früher halb ausgesprochen hätte und jetzt nur fortsetze, „und es kann nit sein, daß die Gundl verfehlt is' und sih vergessen hätt! Und wenn's auch wär, Herr Schulmeister, wir sein ja nur fehlige Menschen, und z'wegen Dem is's noh nit aus, und die Gundl is' noh immer werth, daß s' ein rechter Bursch nimmt. Und ih nimm s', wenn s' mih mag und wenn sih ah kein Mensch ihrer animmt!“

„Es soll mir Alles ganz recht sein“, setzte Wolferl fort, „was da kommt; ih mein's gut, und ih will ein ehrlicher Vater sein und sie nit verlassen mein Lebstag als a braver Kerl!“

Dem Schulmeister rannen die dichten Thränen aus den Augen.

„Aber ih red' was daher, und bitt' um Vergebung. Ih hab das gar nit so gleih sagen wollen. Es is' mir nur so ausg'rutscht; und ih mein' vielmehr, die Gundl is' und bleibt a brav's Dirndl; und es kommt noh auf! (wird sich zeigen). Aber was ih g'sagt hab, dabei bleibt's und das halt ih! Und mei' Hand drauf, Herr Schulmeister, und es soll mir, mit mein' Häusl von mein' Alten, immer ein' Ehr sein — denn kein' Gundl gibt's nimmer, und sie is' und bleibt das schönste Bäumerl im Dorf!"

Kein anderer Mensch und keine anderen Worte hätten dem Vater solchen Trost geben können!

Wenn er nur die Gundl gleich da gehabt hätte, wäre Alles vergessen und gut gewesen für zeitlebens.

Da sie aber nicht da war, und Wolferl's Gedanken gar gut waren; so redeten die Beiden noch lange. —

Und der Wolferl wollte kein Wort gesagt haben, wenn der Schulmeister gerade über das Ganze schweigen wolle; und er gäbe herzfreudig gerne sein Letztes, ohne alles Absehen und Nebengedenken, um die Gundl nur wieder zur Ruh und Zufriedenheit gebracht zu haben!

Den andern Tag schickte der Bürgermeister durch das Dorf die Kunde, der Schulmeister sei für einige Tage verreist; und die Kinder freuten sich und jubelten, daß einige Tage keine Schule gehalten werde!

Der Wolferl und der Schulmeister zogen mitsammen die Straße in die Stadt.

Der Wolferl litt nicht, daß der Alte gehe und wollte schon die Auslage für zwei Plätze auf einem Wagen machen, als man die Kramerin auf dem Wege fand, die

gerade aus einem Dorfe herausfuhr und, mit ihren Grünzeugbutten und Eiern, einen Wagen gemiethet hatte.

Die Kramerin ließ es an herzhaftem Trost nicht fehlen und unter Weg's bei einem Wirthshause halten, wo der Schulmeister einen Schluck Bier nehmen mußte. Ueber den Wolferl wußte sie keinen bravern Buben im Dorf!

Und so kamen die Beiden in die Stadt.

Und als sie auf's Pflaster gestellt waren, Wolferl mit seinen Weichselstäben auf dem Rücken, der Schulmeister mit dem Stock in der Hand, da standen sie und sahen sich Beide trübe an.

Sie gingen eine Strecke mit einander, dann mußten sie sich trennen, und Jeder sollte sein Glück versuchen und Umfrage halten — Abends wollten sie wieder zusammenkommen.

Wolferl kannte die Wege; aber Weidinger taumelte mehr, als er ging! Ach, wie lange war er nicht aus seinem Dorfe und seiner Schulstube draußen! Und wäre er doch auch jetzt nicht, um solcher Ursach willen, da!

Er sah allen vorübergehenden Mädchen in's Gesicht. — Und wer kann es einem tiefgekränkten, schmerzgebeugten Vater verdenken, wenn ihm, neben den hoffnungsvollen, auch bitterböse Gedanken in den Sinn kamen, und er die Seidenrauschenden alle ansah, ob nicht unter den Seidenkleidern sein armes Kind stecke und ihm verführt, geblendet und entfremdet worden sei!

Er hatte in seinem langen Leben viel gehört und erfahren. Und nur dem Elternherzen ist, bei der schmerzlichsten Ungewißheit, der schmerzlichste Gedanke erlaubt!

Und manch leichtfertige Dirne sah dem Alten spöttisch in's Gesicht.

Sie wußte nicht, was er Würdiges suchte!

Er frug an manchen Orten so zutraulich, daß man ihn, behilflich, an allerlei Plätze und ärmliche Wohnungen wies.

Er stieg Treppe auf, Treppe ab.

Und so oft er in eine elende, erbärmliche Dachstube trat, oder in ein Erdgeschoß, in die Stätten des Leidens, des Duldens, der Verführung, des Schmutzes — vermuthete er sein Kind da; und so viel er Niedrigkeit, Elend, das würdig oder verachtenswerth, gesehen, Spott ertragen, mit Treppensteigen seine alten, müden Glieder ermattet — er fand seine Tochter nicht!

Wolferl kam ebenfalls mit betrübt gesenktem Blick. —

Am dritten Tage zogen sie schweren Herzens und traurig wieder zum Dorfe heim.

Am rechten Ort.

Das Fieber ist ein arger Gast, und Wen es einmal so recht ergreift, den verläßt es nicht wieder, bis es sich satt und matt an dem armen Menschen gezehrt.

Gundl, welche so viele Aufregung durchgemacht und ihren Leib solcher Mühsal ausgesetzt hatte, wurde vom hitzigen Fieber erfaßt und wußte lange Zeit von sich selbst nichts.

Die Aerzte thaten alles Mögliche für das blutjunge, in seinen Leiden noch liebliche Geschöpf. Und als sie sich,

nach Wochen, so weit wieder erholt hatte, um die Hand zu einem Brieflein führen zu können, bat sie um Schreibzeug und schrieb wieder die Worte: „Vater, ich grüß Euch viel tausendmale, weint nicht um mich, es wird Alles gut werden, und bleibet recht gesund!" Mehr wollte sie nicht schreiben, um nichts von sich und ihrem Leid zu verrathen und nicht etwa den Vater, oder weiß Gott welche Leute alle vom Dorfe, bei sich zu haben.

Das Brieflein gab sie einer Genesenen, welche das Spital verließ, mit der Bitte, es da und dort, bei den Wagen, welche nach der Gegend ihres Dorfes fahren, abzugeben, und sie möge nicht sagen, woher sie es habe und wo sie es erhalten, sondern solche Rede und Antwort geben, daß nichts Gewisses klar werde.

Dann, als sie ganz gesund war, und ihre Wangen sich wunderbar rasch färbten, ihre klaren, hellen Augen jenen herzlichen, frischen Ausdruck, den sie früher besaßen, wieder erhielten; als sie die goldig blonden Haare wieder so schimmernd von den Schläfen nach rückwärts zu den blinkenden Zöpfen strich, ging sie mit tausend Dank von dem Wohlthatsorte hinaus und zu dem „Kommando!"

Als sie bei den Soldaten am Kasern-Thore um den „höchsten Offizier" fragte, griff man ihr wieder an das Kinn und scherzte über das bildsaubere Mädl! Ihr Wangenhäutchen war durch das Kranksein noch zarter und durchschimmernder geworden.

Man wies sie an den Oberst.

Der Oberst, ein grauer, aber aufrechter, in Haltung und Rede noch jugendlicher Herr, blitzte mit feurigen Augen auf sie und war ganz erstaunt über ihre Red' und Antwort.

Dann nahm er ein großes, dickes Buch und schlug Allerlei nach, rief Leute, welche sofort die Finger ehrerbietigst an die Kopfbedeckung legten und eilten, als ob sie an einem Schnürchen gezogen würden.

„Ja", sagte der Oberst, „das trifft sich ganz gut; der Lieutenant Klier ist nicht mehr bei seinem früheren Regimente, das gar nicht hier ist, sondern er ist hieher versetzt und in das meine eingerückt. Was Sie da sagen, mein Kind, trifft mit Ort und Zeit, der Einquartierungszeit des Regimentes, ganz zusammen, denn wir müssen bei allerlei Klagen genau zu Werke gehen. Der Herr Kadet hat mittlerweile das Offizierspatent erhalten, und ich hoffe, er wird handeln, wie ein Offizier!"

Der Offizier — kam und war ganz erschrocken und erfreut, als er Gundl sah!

Hübsche, jugendliche Wangen hatte er noch; aber er wurde noch viel röther, feuerroth und wie mit Flammen übergossen, als sie eine Ansprache an ihn hielt und ihm vorbrachte, was er vor ihres Vaters Ohren gesagt, und wessen er sich laut rühmte!

Sie könne nicht die kleinste Schand mit Geldstücken verdecken, wie es noch bei Andern ginge!

Sie sei eines armen Schulmeisters Tochter, und habe gar nichts, als ihre Ehre! Und er solle ihr Alles in's Gesicht da sagen, oder abbitten und den Brief an alle Welt schreiben!

Der Oberst strich sich den Schnurbart hin und her und wendete sein Gesicht ab, als ob er anderswo was zu suchen hätte.

Als Gundl vollends sagte, was sie geduldet und erlitten, da stand er von seinem Stuhle auf, ging an's Fenster hin und sah hinaus — er hat gewiß nicht viel gesehen!

Dann wendete er sich rasch um und sagte: „Wissen Sie was, Herr Lieutenant — Sie haben von Ihrem Vater leicht die Kaution; wenn ich wie Sie wäre — ich wüßte meinen Fehler gegen die Ehre gut zu machen und — bei Gott! — kein größeres Glück, als ein solches Mädl zur Frau zu bekommen, ja, sie zu bitten, daß sie es werde!"

„Das will ich, Herr Oberst — sie ist reizend — ich bereue — und ich bitt Dich, Gundl, vor dem Herrn Oberst — hier, mir ja zu sagen!" sagte sogleich der Leichtfertige.

„Das will ih nit und mag ih nit! Mir ziemt's nit, und wir passen nit z'samm! Aber den Brief möcht ih haben!"

Der Oberst sprach ihr vorerst noch zu und verpfändete mit seinem Wort seinen Beistand in Allem.

Gundl blieb aber fest bei dem Brief.

„Nun ja, ich will an Deinen Vater schreiben."

„Nein, nein — mit dem großen Siegel!"

Der Oberst verstand, milde lächelnd, was sie damit sagen wollte.

„Nun, Herr Lieutenant, was wollen Sie thun? Es gibt keinen Kriegsartikel, nach dem ich Sie augenblicklich deshalb vor ein Militärgericht stellen könnte, das die Sache so rasch erledigt, als für dieses arme Geschöpf wünschenswerth. Ich kann aber das Offizierskorps versammeln und ihm vertraulich Mittheilungen machen —

es gibt gewisse Gesetze, welche nicht im Paragraphen ....
Sie verstehen mich!"

Jean wurde blaß und roth.

„Ich dächte daher", fuhr der Oberst fort, „wir machen dies rasch ab — zu allseitigem Besten!"

Jean fand noch immer nicht recht die Antwort, als müßte sich irgendwo noch ein Ausweg zum Entschlüpfen öffnen oder finden lassen.

„Schreiben Sie . . .", sagte der Oberst; „oder ich schreibe selbst!" fügte er entschlossen hinzu.

Der Oberst setzte sich hin und schrieb, dann reichte er dem Herrn Lieutenant die Feder.

Wie gebannt unter dem mächtigen Blicke des Obersten schrieb Johann Klier diesen seinen Namen darunter, ohne viel zu lesen, denn die Buchstaben verschwammen ihm — seine Hand zitterte leise — es flog durch sein heißes Gehirn gleichzeitig die Ahnung, als ob er die allerersten Worte von einem Quittirungsgesuche geschrieben hätte.

Der Oberst setzte sich nieder, schrieb einige sehr kräftige, zweifellose Worte zur Bescheinigung darunter, seinen Namen und Charakter mit einem merkwürdigen Zuge dazu — der lauthin kratzend durch die Stille des Zimmers tönte, und so groß, daß dies sicher Jeder lesen konnte, der überhaupt das Lesen verstand.

Als der Oberst das Licht für das Siegel anzündete, schien es Jean wie eine Trauerkerze, aber Gundl wie eine Altarkerze. Und als es hell mit dem rothen Wachs aufloderte und dieses niederfiel, war es Jean, als tropfe es ihm hinter den Rock auf die Brust; aber Gundl loderte

es auf, wie ein Johannisfeuer hoch auf dem Berge zu weithinsichtiger Freude!

Das große rothe Siegel mit der gewaltigen, buchstabenreichen Umschrift, so deutlich, daß nicht ein Stäubchen davon fehlte, und ein Blinder die Buchstaben greifen konnte, stand auf dem Papier.

Der Oberst faltete dieses, gab es Gundl in die Hand — dabei aber zog er sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und sagte:

„Wolle Gott, meine Töchter seien und bleiben so brav, wie Sie! — Grüßen Sie mir Ihren Vater, den Herrn Schulmeister, und sagen Sie ihm, wer solche Schüler zieht, verdient Professor in der Stadt zu sein!"

Gundl stürzte selig auf seine Hand, zerküßte sie schier und ließ ihm ein par Thränen darauf als Angedenken zurück.

Es wird wieder gesungen.

Ueber all' das war die Weihnachtszeit gekommen.

Obwohl Gundl einige Zeit hätte früher heimgehen können, hatte sie sich's doch überlegt und bei einer Verwandten eingesprochen, bei der sie den Weg nun vorüber nehmen konnte.

Da erfuhr sie, daß der Vater gesund sei, und blieb darum mit erleichtertem Herzen, um erst sich doch ein wenig recht gesund zu machen und auch — um bis zum rechtesten Tage zu warten!

Gundl war eigenthümlich gegangen, sie wollte eigenthümlich kommen und eine so rechte Herzensfreude hervorbringen.

Sie wußte, der alte Chorknabe, ihr Vater, werde die gesungene Messe, nach Gewohnheit und vielleicht zu seinem eigenen Troste, wieder vornehmen.

In der hellen Nacht, über die mondbeschienenen, schneeigen Wege des Dorfes wollte sie kommen, und geradewegs in die Kirche hinein, in die nächtliche Mette!

Bis zum nächsten Städtlein oder Marktfleck fuhr sie.

Da aber stieg sie ab und pilgerte wieder heim.

Gelb und reif war Alles, als sie fortging, das Laub hatte sich bunt zu färben begonnen, jetzt waren Baum und Strauch und Wege kahl, trugen auf den schwarzen Zweigen gleichsam zweite, weiße und dickere.

Der Schnee glitzerte vor ihr, und wie er knisterte unter ihren Füßen, schien er zu sprechen und sie willkommen in der alten Heimat zu heißen.

Es wurde Abend — sie hatte die Zeit so berechnet und gewünscht — und an dem Kalkofen auf dem Wege, der seine Flammen, seine Rauchsäule und seine Hitze weithin sendete, hielt sie an, wärmte sich eine gute Weile und stärkte sich für den Rest des Weges.

Als der Mond aufgegangen war, ging sie wieder weiter; und als er immer heller und heller werdend, sie immer näher führend, hinter den schneeigen Flächen — ihr den alten Kirchthurm von ferne zeigte, war sie hochselig, als wäre dieser gerade nur ihr zu Liebe als Christbaum hingestellt worden und glänzte der weiße Knauf so hell nur eigends für sie!

Der lichte Nebel in der mildkalten Nacht schien ihr das Ganze bilderhaft, traumhaft zu machen. Als sie aber die einzelnen Planken, Feldsäume, zerstreuten Gehöfte und Scheunen deutlichst sah, allmälig die Lichtlein, die aus einzelnen wohlbekannten Fenstern flimmerten, sagte sie sich selbst, sie sei wirklich, wirklich daheim!

Sie hätte sich an den Pfahl lehnen und die Tafel umarmen können, die den Namen des Dörfleins, des Bezirkes und einige Ziffern enthielt, und die von den Weihnachtslichtern aus dem nächsten Bauernhause gestreift war.

O die lieben heimischen Menschen!

Ihr Vater, das wußte sie, hatte keinen Weihnachtsbaum, und hätte er selbst einen gehabt, die Freude, die sie ihm zu bereiten ging — würde alles Vermißte und Entbehrte weit aufwiegen.

Die Kirchenfenster flammten weit hinaus und machten das ganze Dörflein festlich, als wäre es selbst nur ein größeres Weihnachts-Schnitzwerk.

Sie ging rückwärts auf einsamen Wegen, sie sah von dem Hinterzaun in ihren Garten und das Schulmeisterhaus. —

Das dunkel gewesene Chor-Fenster der Kirche erleuchtete sich — die Orgel brauste auf — ihr Vater spielte — sie weinte.

Nun fielen Trompeten und Stimmen und allerlei Instrumente ein — die Mitternachtsmesse hatte begonnen.

Sie ging näher heran, zur Kirche — sie schlich die Treppe zum Chore hinauf — sie kniete in dem kleinen Vorgewölbe oben, das die Thüre zum Chor und Thurm enthielt — sie ließ die einzelnen weihevollen Gebete und Gesänge an sich vorübergehen.

Hinter der Thür des Chores stand sie endlich, selig und bebend, und wartete die eigentlich-rechte Stelle ab.

Und als der Schulmeister die Geige zur Hand nahm und das Solo im „Sanctus" spielen wollte, da tönte es hinter ihm — da sang, wie vom Himmel heruntergekommen, eine Engelsstimme — Gundl in der Kirche!

Der Schulmeister getraute sich nicht umzuwenden — er glaubte er träume — sein Geigenstrich stockte, allmälig kehrte er aber das Gesicht nach rückwärts — er stand zitternd, wie gebannt, und ließ Gundl das Solo singen.

Und als es zu Ende war und Alle einfielen, schmetterten die Instrumente und Stimmen über die Seligkeit der Beiden dahin! —

Daheim und zum guten Ende.

Der Brief ging im Dorfe, während der Feiertage, von Hand zu Hand. Jeder konnte sich nicht satt sehen daran und die merkwürdige Geschichte nicht deutlich und harklein genug hören.

„Hab ih nit g'schrieben, es wird Alles recht gut werden?" sagte Gundl zum Vater.

Alt und Jung wollte Gundl anschauen und sie begrüßen und ihr Glück wünschen.

Stasi, die bereits verheiratet war, kam in der Nacht und hatte mit Gundl lange, lange zu reden.

Nur der Wolferl kam nicht und auch der Kobi nicht.

Während der Feiertage regnete es förmlich Kuchen und Wein, Weihnachtsschinken mit grünem Tannenreisig belegt, aus allen Bauernhäusern für das Schulmeisterhaus.

Der alte Weichselbauer sendete einen Blumenstrauß — etwa aus wirklichen Blumen mitten im Winter? — so hoch treibt man's nicht! — sondern kunstvoll aus gelben, rothen und weißen Rüben geschnitzt — es sah prachtvoll aus und ward ein solches Kunstwerk auch schon zuweilen in die Stadt gut verkauft!

Am Sylvesterabende brachten die Musikanten ein Ständchen vor dem Schulhause, wie seit lange keines gehört worden; und ein feiner Musikantenkopf hatte einen Satz aus der Messe in ein ander Stücklein eingewebt.

Der Schulmeister lächelte gerührt und ward wieder des alten „Chorknaben" und seiner Erfolge bewußt.

Stasi und ihr Mann Konrad saßen, einige Zeit darauf, lange bei einander und hatten ernstliche Unterredungen.

Stasi konnte jetzt, zu ihrem Mann, mit dem sie zärtlich liebte, und mitten im Hauswesen, in dem sie sich, wie in einer ganz neuen Welt, so recht glücklich und zufrieden fühlte, ein offenes Wort reden. — Sie fiel ihm um den Hals und legte ein offenes Geständniß ab.

Konrad war erstaunt, erst mürrisch, gab sich aber nach und nach darein. — „Du Her'", sagte er, „hast's Allen angethan; mir und Andern! Aber jetzt kann ich nimmer aus!"

„Was willst machen?" scherzte sie und scherzte ihm den Rest des Trübsinns hinweg; und er fand zuletzt nicht

Wunderworte und Lobeserhebungen genug, wegen der Gundl.

Und die findige Stasi fand den Ausweg: der Kobi solle um die Gundl freien!

Der Kobi frug, mit Willen seines Vaters und seiner Familie, um die Gundl an — diese aber, „thät sich schön bedanken für die recht große Ehr', die ihr vermeint; aber sie hätte sich schon im Stillen versprochen!"

Was der Wolferl gesagt und gethan, hatte sie von ihrem Vater wol gehört und sich gemerkt.

Am ersten Faschingssonntag ließ sie dem Wolferl durch die überall geschäftige Traudl sagen, es thät sie recht freuen, wenn sie so einen „künstlingen" Blumenstrauß haben könnt', wie der andere!

Am letzten Faschingssonntag tanzte Gundl beim Wirth nur mit dem Wolferl und mit keinem andern Burschen — wenn's dieser nicht besonders erlaubte.

Und als der Wolferl, zu Ostern, wieder um ein neu's Tüchl und einige Ellen Kattun in die Stadt gehen sollte — da sagte sie dem Buben: „Du kannst gleih mein Hochzeitskleid mitbringen, und ah den Brautkranz, ih und Du, wir sein ja schon lang a Parl!"

Und so geschah's. —

Gundl ist Bäuerin und Weichselgärtnerin und glücklich.

Die Stasi leistete viel zur Aussteuer, der Konrad lieh Wagen und Pferde und Alles, was er nur konnte, für die Arbeiten und das Haus.

Als der Kobi, noch vor der Hochzeit, geständig zu der Gundl abbitten kam, erhielt er im Scherz und Ernst eine Maulschelle — tanzte aber beim Ehrentanz herzhaft mit ihr dreimal herum.

Die Kramerin legt oft die schönsten Zuspeis=Sachen (Gemüse) bei der Weichselbäuerin ab; — der Kohlenbrenner treibt mürrisch seine Mähre vorbei.

Der Schulmeister hat einen Gehilfen und ist fast zur Ruhe gesetzt.

Der Jean bekam allerlei Streit mit dem Regiment, und sie „gefreuten" sich bald gegenseitig nicht mehr. Er mußte daheim wieder „Stanitzeln" (Düten) drehen; aber das hielt er nicht aus, und er hält jetzt einen nicht gar säuberlichen Kaffeeschank in einem Vorstadt=Winkel.

Musik treibt der Schulmeister fast noch eifriger wie sonst. Oft tönt in die Straße hinaus sein Lieblingslied:

„Auf der Hald
Viel Röslein stehn."

Und das „Lebet wohl, gedenket mein!" möge noch lange, lange, herzenswarm in die Lüfte hinaustönen!

Die Messen werden, natürlich, noch immer gespielt; und in ein par Jahren wird der kleine Weichselbauerbub das Solo singen — er hat ganz die Stimm' von seiner Mutter!

Waldrecht.

Durch den „Sunk“ oder Tiefweg zweier gewaltig ragenden Berghöhen schritt, ganz überdacht vom tiefschattigen Laub und Nadelgezweige, ein Mann mit kräftigen Tritten.

Er hatte ein „Griesbeil“, einen eisenbeschlagenen Steigstock in Händen, eine Butte auf dem Rücken, aus der ein zweiter kurzer Stock, mit einer Art eisernen Krücke ragte, und schmauchte sein kurzes, hölzernes Pfeifchen mit Messingbeschlag, das dichte Wolken hinter ihm zog.

Vielleicht qualmte auch das Pfeifchen so dicht, weil mehr Nußblätter, Waldmeister und Quendel im Pfeifchen stacken, als Taback, welche auch viel billiger und bequemer zu haben sind, als letzterer.

Der Mann war nicht jung, nicht alt, in den kräftigen Jahren, welche die Sommerhöhe der Dreißig gesehen und bei denen das folgende Jahrzehnt nicht genau zu bestimmen ist. Wer seinen Mann stellen will, Mark und Geist in sich hat, ist da jung, wer sich da selbst verläßt, „miselsichti“, mißlaunig, kränkelnd, verkümmert und sorgengebeugt ist, gehört schon zu den Alten.

Der Mann hatte ein tiefgebräuntes Gesicht, ober dem der dunkle, hohe und zugleich breitkrämpige Hut wie eine Art schrägen Wetterdaches kühn saß. Sein Schnurbart war ober die Lippen hinaufgestrichen und die Spitzen

standen geschwungen meist nach aufwärts. Das Gesicht gehörte nicht zu den feingepflegten, die wettergehärtete Haut zeigte Stoppeln, welche wol nur am heiligen Sonntage die Barbier-Sense sahen. Aber das helle, große Weiß der Augen, der tiefbraune Augapfel, welcher zuweilen das vollste, glänzende Schwarz anzunehmen schien, lichtete förmlich dieses rothbraune und wettergezeitigte Gesicht.

Wer in Gebirgen war, kennt solche Augen, es ist fast, als wären sie, gleich dem Achat, dem Katzenstein, welcher glänzenden Augen gleicht, aus dem Gebirgsgestein herausgeholt. Nur die Gebirgsvögel haben noch in den Augensternen solche Glut, solche Schärfe, solche endlose Tiefe und solche Beweglichkeit.

Mit solchen Augen muß man sich in tiefster Waldesnacht selbst heimleuchten und heimfinden. Mit solchen Augen muß man das Trittchen im schrägsten Felsgewände erblicken, auf das man rasch springen und sich weiterhelfen kann. Mit solchen Augen muß man die Spur des Wildes weithin erspähen, wo ein Anderer nur Nebel sieht. Mit solchen Augen muß man in die Welt hinausblicken, die weitab liegt, auf die Gehöfte und Menschen, die klein, „kleinwunzi" erscheinen!

Der Mann trug, nach Landesgebrauch, schwere hohe, selbst das Knie fast einhüllende Lederstiefel, faltig und glanzlos, fast eng an dem ganzen Unterbein anliegend, dann Lederhosen, welche wol auch einst schwarz gewesen sein mochten, jetzt aber ein merkwürdiges Gefärbe zwischen Braun, Schwarz und harzigem Glanze trugen — an Stellen mit Flicken benäht, die ihre Heftstiche weit sichtbar ließen; und über den dichten rothgeblümten Brustfleck

zogen sich von den Schultern herab die grünen „Half-
ter“, „Hosenkraxen“ (Hosenträger) durch ein Mittelband
„schrems“ (quer) über die Brust geeinigt.

Er hatte die Butte, trotzdem sie nicht leicht schien,
doch nur an einem Gurte über eine „Jaxen“ (Achsel und
Achselhöhle) hängen und in diesem den Daumen des
freien Armes, der keinen Stock trug, eingehakt, als müßte
er selbst den Bäumen eine Art mannhafte Kühnheit zeigen,
denn er war ja allein, menschenseelenallein in dem hohen
Bergwalde, in dem nur zuweilen der Nußheher kreischte,
oder der Baumhackl (Specht) seine Schläge an die Stämme
hören ließ.

Die Insekten umgaukelten den Mann aber besonders,
als wäre er etwa eine Honigblume oder ein Bienenstock
— und es war zu ihrem Schaden. Denn wie sie es
thaten und wie sie unvorsichtig längs seiner Butte mit
ihren glänzenden Glas- und Sammtflügelchen strichen,
blieben sie hängen und verendeten, jämmerlich an dem
Rücken angeheftet, ihr lustig gewesenes, aber nun qual-
volles Leben.

Der Mann war ein Pecher.

Wo der Tannen-, der Föhren- und Kieferwald wächst,
dort ist er zu Hause, dort gewinnt er das Pech, das
Harz aus den vollsaftigen Nadelbäumen.

Freilich, der arme Baum, der leidet, der geht allmälig
durch stetes Spenden und Ersetzen zu Grunde; aber der
Pecher weiß ihm so geschickt an der Sonnenseite die Rinde
abzulösen und den Splint kahl zu legen, daß der arme
Baum fort und fort daran arbeitet, seine Nacktheit zu
überharzen und zu überkleiden, daß seine auf der einen
Seite heraufgesogene Nahrung und innerlich verarbeitete

Harzflüssigkeit auf der andern Seite hinabquillt, fortwährend leise, aber rastlos, und zuletzt die Nute füllt, den Napf, den die stehen gelassene Rinde am Fuße des Baumes beinahe selbst bildet und den der Pecher zu Zeiten ausschöpft, um ihn in die „Soiderei" (Siederei) zu tragen, wo er dafür bezahlt wird und aus dem Ganzen Pech, weißer und schwarzer Terpentin, Theer u. s. w. gewonnen werden.

Der Pecher und der Wald gehören zusammen, wie der Vogel und der Wald. Der Pecher und der Wald gehören zusammen, wie die Ameisen und der Wald, denn diese sammeln ja auch von dem Nadelgehölze, und sie zerbröckeln, zersetzen, verarbeiten das gesammelte Harz, bis es dann eine Art feinen Weihrauch bildet, der an Krankenbetten und Kirchenaltären würzig emporwirbelt.

Der Pecher kennt jeden Steg, jedes Gestein, wie es sich hebt und senkt, jeden verwachsenen Baum oder jede solche Gruppe, jedes Grasplätzchen, jedes Brünnl, jede feuchte Stelle, jeden faulenden Stumpf und jeden Ameisenhaufen beinahe, welch' letzteren er zu Zeiten gar wol zu benützen weiß!

Wenn der Pecher kräftig und der Wald gut dazu ist, so kennt er auch, was „wildern" heißt, und mancher Schuß wird heimlich gethan, wenn es nicht gerade mit Schlingen leicht abgeht.

Der Pecher, im Allgemeinen, ist friedlich, geduldig, er klimmt mit seinen „Krampeln" (Steigeisen) blos auf den glatten Baum hinauf und verrichtet seine Arbeit; aber wenn er ein lustig kühnes Herz im Leibe hat und allerlei Begehr — so weiß er zu suchen, zu finden und zu wagen!

Das grüne Laub, die Stille des Waldes machen ein Herz so friedselig, als der Berg und der aufragende Fels, und das springende oder fliegende Wild, ein anderes kühn, begehrend und weitab schwärmend!

Der Pecher trat seinen Weg mit den hohen, fest anliegenden Stiefeln und schweren Füßen aufwärts. Fast war es, als wollte er sich nicht umsehen und keinen Blick rück-, noch seitwärts werfen.

Er strebte empor, so lange es ging, über die kleinen Matten, und endlich allmälig durch eine Klamm, steinige Enge, gerade nach einer steilen Stelle, nach der höchsten des Berges und Waldes, um auf seinen Gipfel zu kommen.

Das Gerölle des „Murrgrundes" polterte unter seinen Füßen als er näher dem Kogel gelangte, das spärliche Unterholz der „Durren", der verkrüppelt hinkriechenden Bäume und Gesträuche da oben, knickte und brach — er zog sich mit seinem Stocke, er sprang aufwärts, und endlich hatte er den Gipfel erreicht.

Da blieb er nun stehen, ließ seine Butte rasch auf den Boden des sehr spärlich bewachsenen Grundes nieder, wischte sich mit dem Aermel seines Hemdes den Schweiß von der Stirne, und sah rückwärts.

Alles grün, hügelig, Koppe reihte sich hinter Koppe, so weit das Auge nur sehen konnte, und die Thäler dazwischen, mit Dörfern und einzelnen Gehöften, versanken in der Tiefe, wurden immer kleiner in der Ferne und verschwanden ganz.

Die ganze Gebirgskette oder besser Flur von Alpen, ward zu einem Riesenwalde, in dem die Wälder selbst als Matten und Unterholz standen und die bebuschten Bergeshöhen

wie ungeheure Bäume mit reichem Laub emporragten. Hie und da zeigte sich der Fels=Stamm, und die anprallende Sonne machte ihn glänzen von allerlei gelblichem und röthlich=grauem Gemöse.

Wenn eine Wolke die Sonne verdeckt und der Sonnenschein sichtbar auf einer Seite von Flächen und Wäldern hinweggezogen wird, als ob eine unsichtbare Hand einen goldigen Teppich von dunklem Boden wegrollen würde, und dieser blosgelegt bleibt, so beginnen die buschigen, bärtigen Berghäupter so ernst darein zu sehen, und mit ihren Kanten und Formen gewinnen sie Lebensgestalt, sinnen, höhnen, drohen, trauern, oder grüßen, oder wachen sie düster über die Thäler da unten. —

Der Pecher sah mit einer Art Wehmuth, mit starrem Blicke nach dem Sunk, aus dem er heraufgekommen.

Er setzte sich auf seine Butte, stemmte eine Hand rückwärts auf die etwas höhere Lehne, und sah hinab — fernhin.

Grüß dih Gott, grüß dih Gott,
Sag ih ja gar so gern —
Aber vom bfhüt dih Gott
Mag ih nix hör'n!

Bfhüt dih Gott, bfhüt dih Gott,
O du mein liebs Thal —
Weil ih doh weiter muß
Schau ih noh z'ruck amal!

Grüß dih viel tausend mal,
Wann kummen mir z'samm? —
Du bleibst wohl da,
Aber ih bin nit dahoam! —

Bſchüt dih Gott — bſchüt dih Gott — ſo ſang es in ſeinem Innern — und ſo ſummte er es auch leiſe vor ſich — und endlich begann der Pecher ein ſo trübſeliges, gedehntes Jodeln und wortloſes Singen, als müßte er ſeinen Gefühlen doch wenigſtens Töne geben, da er keine Worte dafür habe, und müßte er ſeinen Schmerz im Innern, wie ein Kind in der Wiege, einlullen und einſänftigen.

Eine hübſche Weile ſaß er ſo und ſah hinab nach der einen Seite. Wol gedachte er da der einzelnen Striche, in denen die Bäume ſtanden, die er jahrelange beſorgt, an manche Plätze mochte ſich auch beſonderes Erinnern knüpfen!

Für einen Andern wäre eine enge Stelle, eine Hütte dageweſen, die ſein Auge gefeſſelt hätte, ihm war aber der Wald die Heimat und das Wohnhaus. Selbſt im Winter, wo das Harzſuchen, das Pechen zu Ende, und der Froſt, ohne Klunſen (Spitzhacke), die ſtärkſten Bäume ſpaltet, war der Wald ſeine Heimat. Er war da Holzknecht, und ſägte und ſpaltete, mit Klunſen und Möſel und Schorn (Beilhammer und Keil).

Gerade nach einer Richtung des jenſeitigen Thales, entgegengeſetzt dem, woraus er gekommen, ſah er am unliebſten, und doch war es, als zöge es ihn gerade dahin am meiſten. Er ließ ſeine Blicke noch mehrmals in die Runde ſchweifen, ging eine Strecke von ſeiner Butte weg, auf dem Bergrücken, und lugte, ziemlich an der Kante, hinaus und hinab.

Dann kam er, wie entſchloſſen, zurück und griff nach einem Gurte ſeiner Butte. Aber er ließ ihn wieder ſinken, ging nochmals vor, ſah wieder hinab und ſtreifte

einigemale, mit festem Blicke immer nach der Gegend gewendet, hin und her.

Endlich that er fast einen Sprung nach rückwärts, in der Richtung wo seine Habseligkeiten standen, raffte mit einer Hand beide Gurten seiner Butte zusammen, hob diese kräftig empor, warf sie auf seinen Rücken, schloff geschickt mit der einen Hand und ihrem ganzen Arme durch die Gurten, nahm wieder das „Griesbeil“ und machte sich auf den Weg.

Er sah wol manche schlanke Föhre rechts und links des Weges, oder vielmehr seines Ganges (denn ein Weg war nicht vorhanden) so an, als wollte er sagen: werdet ihr's thun und erleiden, werdet ihr folgsam und ergiebig sein?

Gewohnt, mit sich allein zu reden, gewohnt, in dem weiten, stummen Wald Niemand zu haben, dem er ein drängend Gefühl anvertrauen könnte, war er auch gewohnt, Lust und Leid in Tönen auszusingen, die keiner Sprache angehören und doch eine Sprache für sich sind!

Diese Einsamkeit in den Bergen und das Drängen des Menschengefühles, diese Beiden sind es, welche in solchen Gegenden und solchen Leuten den Gesang so mächtig fördern!

Die stille Natur ist ihre Genossin — diese stille Natur wird ihnen lebendig, der Berg, der Wald, der See, der Strom, das Eisfeld oder Quell eine Persönlichkeit — dieser stillen Natur vertrauen sie Alles an — in diese stille Natur schallen sie hinaus, und das Echo ist ihnen, als hätte sie die Natur gehört und verstanden!

Der Mensch sucht überall sich mitzutheilen, selbst wo er am verlassensten ist. Der Lappländer klagt seinem

Rennthiere sein Leid und seine Lust, der Araber seinem Pferde in der Wüste — der Fischer in dem weiten Ocean spricht mit Angel und Welle — die Almerinen, die wochenlange Niemanden sehen, mit ihrem Gethier und Gekräut. — Der Einsame selbst im Menschengewühle spricht vor sich hin zu den Lüften, unbekümmert um die Anderen.

Der Pecher in seiner Gewohnheit des Schallens und Gesanges in der Verlassenheit und Stille, rückte nun seinen Hut ober den kühnen Augen noch schräger als zuvor, paschte sich einmal in die Hände, als wolle er einen Schlußpunkt hinter gewisse Dinge setzen, oder den Anfang nur mit einem Schalle bezeichnen, und stimmte nun einen lustigen, jubilirenden Jodler an:

Mein is' der Wald,
Mein is' die Welt —
Und draußen is's trauri
Und Alles verfehlt!

Im Wald is' gar lusti,
Im Wald is' a Freud' —
Bin selber a Vogel
Hab a sakrische Schneid!

Stark wie a Boam
Und frisch wie a See —
Und überall dahoam
Wohin ih nur geh!

Juchhe Juchhe Juchheihio!

Und so schritt er fort und hinab, und wenn seine Kehle müde war, pfiff er sich Eines, als müßte er Allerlei betäuben, oder müßte es sein, daß der Mensch, wenn er einen neuen Weg betritt, einen fröhlichen Einzug halte, wolle er, er solle ihm gedeihen, und demzufolge müßte

der Wandernde sich daher den lustigen Einstand selbst blasen und singen, da Niemand mit Flöte und Trompete dazu entgegenkommen wollte!

Als der Pecher immer rüstig den Weg abwärts in's Thal schritt, kam er endlich plötzlich aus dem Walde heraus, auf ein Stück Hochwiese und Weingarten.

Er hatte sich's nicht versehen, so rasch in eine völlige Lichtung zu kommen.

Er stand und sah rings um sich, als müßte er sich die Gegend und die Dinge in seinem Kopfe zurecht legen.

Er sann eine Weile; er war wol schon lange nicht da — vielleicht noch niemals — und über die lebhaften Augen zogen die Schatten vergangener Zeiten, oder tief eingeprägter Schilderungen, düster dahin.

Der Wäldler geht so wenig aus seinem Bezirke, in dem er zu thun hat, als der Städter in nahe Straßen und Vorstädte, wohin ihn die treibende Nothwendigkeit nicht führt.

Er sah fester und fester auf alle Dinge und Stellen.

Da regte sich's im Weingarten — zwei Männergestalten schritten darin umher.

Der Pecher ging auf sie zu.

Die Männer sahen ihn.

„Bist Du's, der gar so lustig g'sungen hat auf'm Weg?" rief ihm der Aeltere, ein stämmiger, hoher Mann mit graugemengten Haren, schon von Weitem zu.

„Wann koan Anderer g'sungen hat, wer's wol ih schier g'wesen sein!"

„Na und z'we' was bist denn so lusti', wo willst denn da hin, Pecher?" frug abermals der Aeltere, als er den Geruch des Harzes und die klebrige Butte schon ganz in der Nähe hatte.

„Zum Herrenhofer . . . . meiner Sir! wann . . . Ihr's nit selber seids!" sagte der Pecher und schaute den Mann starr an, während er mit Daumen und Zeigefinger ein Schnippchen zum Zeichen der Ueberraschung schlug.

„Beim Herrenhofer bist, ganz recht — und der bin ih selm!" sagte der Mann und schob seinen Hut mit bewußter Würde auf die Seite!

„Sixtes — Grüß Gott! — Ös sollts mih kennen ... kents mih nit, Herrenhofer?"

„Mir is' schier, als sollt ih das Gsicht kennen . . ." sagte der Herrenhofer.

„Mein' Vater habts gut kennt", sagte der Pecher eilig und eifrig, in Wärme kommend, „mei' Mutter ah . . ."

„Bist nit von . . . die Lehner . . ."

„Von die Lehner ganz richtig und der Bastian. Ös wißts von die Lehner . . ."

„Ja wol!" sagte der alte stämmige Herrenhofer und machte eine Kopfbewegung, die wie Bedauern und Erinnern an gewisse Dinge zugleich war.

„Und was möch'st denn von mir?"

Der Sohn, denn dies war der zweite stämmige und kräftige Mann, stand immer stille, besah den ihm Fremden und hörte zu.

„Da bleiben wöllt ih gern!" sagte Bastian offen und freiaus.

„Als was denn? Knecht brauch ih g'rad kein'!"

„Als Pecher!"

„Bin denn ih a Pechsoider?“ sagte der Herrenhofer lächelnd, über diese geradeaus gemachte Zumuthung, als wäre das ein Spaß, oder eine Verstandesschwäche.

„Kein Pechsoider seids nit, das weiß ih; aber der Herrenhoferbauer, dem der Herrenhof, Feld und Weingart' und Wald g'hört!“

Der Bauer schwieg auf diese Antwort und gab keine Widerrede.

Er sah seinen Sohn mit einem eigenthümlichen Blicke an.

„Ih zahl Enk für jeden Boam, den ih anstech', und ih hoff, wir wer'n in Friedlikeit leben. Ös sollts nit klagen über mih!“

Der Herrenhofer sah ihn noch immer schweigend an.

„Es is' Enk koan Schaden. I nehm nur die Boam, dies selber erlaubts und bald g'schlagen wer'n.“

„Wo kommst denn her?“ frug der Alte.

„Von drüben!“ Und Bastian zeigte mit dem Daumen hinter sich nach dem Bergkogel.

„Und warum gehst denn furt?“

„Weil der Förster drüben das Pechen nimmer leid' und sagt, es is' dem Wald a Schaden! Is's so lang gewesen und hat der Wirthschaft nit g'schadt — wird's jetzt ah nit sein. Aber er is' dickschädlig und wehrt's, weil er's g'rad wehren will!“

„Und warum kommst g'rad da her?“

„Ih bin nit gern hergangen — Ös wißts warum!“ — sagte der Pecher düster. „Aber“, fuhr er fort, „weil der ganze Wald drenten und herenten (drüben und hüben) herrschaftlih ist, und nur der da nit. — Der g'hört Enk,

denn der war seit Zeiten beim Hof und Ös könnts ohne Förster machen, was wollts!"

Das war so sicher und zuversichtlich gesprochen, als hätte der Sebastian Lehner die „Waldgewähr", die Schrift über das Waldeigenthum und Waldrecht des Kilian Zaneder, genannt der Herrenhofer, in seiner Hand gehabt, und sie genau, Zeile für Zeile, gelesen.

Die östreichischen Bauerngüter und Gehöfte haben sämmtlich Namen, unter denen sie in der Gegend gekannt sind, und der Eigenthümer ist unter dem Namen seines Gutes bekannt und mit demselben genannt, trotzdem er einen ganz anderen Namen trägt.

Und so war auch der Kilian von dem „Eder am Zaun", einem eingeschlossenen Raume, stammend, den die Familie Zaneder noch besaß, als Herrenhofer weit gekannter, denn als ersterer.

„Weißt" — sagte endlich der Bauer, nachdem er sich zu einer Antwort gedrängt sah, der er bereits vergeblich auszuweichen versucht hatte — „weil Du a Lehner bist, und ih die Dein' gar gut kännt hab — so sag ih Dir's — ih kann Dir's nit erlauben — denn — weil — weil halt der Wald nit mein g'hört!" — Das sagte er schwer heraus; aber endlich war's von dem Herzen und von der Lippe herunter.

„Was? Nit Enk der Wald!" sagte Bastian mit einem Erstaunen, als wäre es ihm durch Mark und Bein gedrungen — und sein Auge flammte.

Der Bauer schwieg, wie beschämt.

„Is' nit Abgab und Unterthänigkeit längst aufg'hoben — hat der Herrenhof nit Herrenholz immer g'habt — is' der

Wald, von der großen Rait (Rodung) an bis zu der Steinwiesen, nit zum Herrenhof und Herrengut g'hörig — is' das noh nit ausg'macht?"

Der Herrenhofer wurde röther und röther im Gesichte.

„Is' die G'schicht' noh nit z'End?" frug Bastian. Sein Vater, sagte er, hatte ihm sie oft und oft erzählt, er sagte, er kenne sie genau. Er sei die langen, langen Jahre nicht herübergegangen, weil er nicht mochte in das Thal der Lehner, das seiner Familie Unglück war. Aber jetzt sei er doch gekommen, weil er nirgends anders hin wüßte und gedacht habe, vielleicht wär's doch g'rad sein Glück, wo seine Voraltern gelebt und einst so viel besessen.

Es habe ihm viel Ueberwindung gekostet, herüberzugehen, aber es habe ihn völlig gedrängt und gedrückt — ihm keine Ruh' 'geben, als müßt er nit aus der Gegend, und g'rad da herüber! — Und z'letzt sei ja doch kein Stückchen Wald, das nit an's Herrschäftliche oder in's Gstift (Abtei) gehörte, mit Ausnahme vom Herrenhoferwald! —

„Enker is' er!" schloß Bastian heftig. „Oder machts an G'spaß und wollts mih los sein? — — Dann bfhüt Enk Gott! Und ih geh den Weg z'ruck, denn ih 'gangen bin!"

Bastian wendete sich zum Umkehren. „Nix für ungut!" sagte er fest und betrübt, indem er den Hut rückte und seinen Stock einsetzte.

Der Alte sah zu Boden.

„Vater, laß 'n nit furtgehn!" sagte drängend der Sohn.

„He! bst!“ rief er auf eigene Faust dem Pecher zu. Dieser stand.

„Geh nit furt“, sagte der Herrenhofer, „bleib da — wir hab'n noch z'red'n mit einand!“

Es war Abend, als Vater und Sohn mit dem Gaste von der Höhe herabgelangt waren und zum Gehöfte kamen.

Der Herrenhof war so genannt, weil er ehemals das Wirthschaftshaus der Herrschaft war und demzufolge auch einst ein Freihof.

Breit und behäbig lag er inmitten der Ackergründe, die rings von Weingärten, Hochäckern und Wald umsäumt waren, Wohlstand und Fülle blickte aus Allem.

In dem festgetretenen Gehöftsgrunde stand, inmitten, ein riesiger Eichenbaum und verbreitete seinen Schatten.

Als der Pecher in dem Gehöfte angelangt war, ging er geradeaus in die Küchenthüre, um der Bäuerin seinen Gruß zu sagen.

Auch sie sollte, wenn nicht ihn, doch wenigstens seinen Namen kennen; aber er mochte da nicht viel mehr darüber sagen. Er hatte mit Vater und Sohn bereits darüber gesprochen.

Als er den Hut abgenommen, die Hand gereicht hatte, setzte er rasch die Butte ab, hob ein Körbchen mit Breedling (Breitlinge, Pilze) und allerlei Kleidergerümpel hinweg, und zog, mit einem Griffe, einen prächtigen feisten Hasen heraus, dessen braunes, volles Fell ordentlich in Wellenlinien über der Feiste glänzte!

Der alte Zaneder lachte.

„Wo hast denn den her?"

Bastian zeigte abermals mit seinem Daumen hinter den Rücken, als ob Alles hinter ihm läge.

„Könnts 'n schon schmecken lassen!" sagte er mit einem bedeutsamen Winke.

„Schau Dih a bißl um, geh eini in d'Stuben", sagte der Vater, „bist 'leicht Dein Lebtag nit da g'wesen!"

Und als der Pecher nickte und dankte, auch sofort wieder höflich zuerst nach Außen trat, sprach der Alte mit seiner Bäuerin eine Weile, als müßte er sich über Mehreres mit ihr auseinandersetzen.

Der Hase ward sofort in Zubereitung genommen.

Bastian ging in Haus und Hof und Ställen umher, blickte in die Ferne, besah Alles, und frug Knechte und Mägde um Hausstand und Manches der umliegenden Höfe.

Nach einigen Stunden, als die Sonne herunter und im Hofe Alles zu Ende gebracht war, saßen Vater und Sohn und der Pecher in der Stube, um den alten, schweren Tisch, auf den Sesseln mit hohen, geschnitzten Rückenlehnen, die förmlich Köpfe und braune Gesichter zu haben schienen.

Ein hoher Krug stand auf dem Tische und dem blüthe-weißen Tischtuche mit rothem Rande, helle Gläser blinkten mit goldflüssigem Weine.

Die Bäuerin ging ab und zu, legte den großen, runden Brodlaib auf den Tisch und brachte endlich eine dampfende Schüssel, auf welcher der Hase lag.

„G'segen's Gott!" rief der Pecher, ohne erst die Einladung abzuwarten, „er is' wol von Eurem Kraut so fett

worden! Und hätts Ihr auf Eurem Grund und Boden die Flinten zur Hand g'nommen — er wär' mir nit in die Schlingen 'kommen!"

Vater und Sohn schienen in der That doppelten Appetit hiedurch zu erlangen und griffen nach einander mit den Gabeln in die Schüssel.

„Ja", sagte der Alte, „Elternblut verläugnet sih nit. Du bist a Lehner — und was die Leut von die alten Lehner erzählen, das steckt in Dir!"

„Solche Lehner brauchets Ihr hier noch auf Grund und Boden, und den Bauersleuten ging's besser!"

„Und heut", sagte der Junge, „is' ah die Zeit nimmer, daß man die Leut, die sich nichts g'fallen lassen, von Grund und Boden abstift' — von Haus und Hoam vertreibt, ja ihnen die ganze Gegend versagt!"

„Das war amal, und das hat die alten Lehner um Alles, um Alles 'bracht, daß ih selbst mit amal hab in den Grund herüberschauen wollen!" sagte der Pecher betrübt.

„Gott sei Dank!" rief der alte Bauer, „die Zeit is' lang vorbei. Wo Euer Hof g'standen is', geht jetzt der Wald — die Alten reden noch von ein' Lehner-Grund."

„Und Ihr selber seids jetzt Herrschaft!" rief der Pecher. „Wer den Herrenhof hat, der hat den Herrenwald!"

„Hab'n wir nit bis vor Jahren Pflichtholz aus'm Wald kriegt?" rief der Sohn. „Das Pflichtholz hat aufg'hört — sagt der Förster — weil die Freihöf und die Servituten und Alles an die Herrschaften von den früheren Unterthanen aufg'hört haben. — Haben aber unsere Vorältern den Herrenhof 'kauft mit Pflichtholz, so haben sie

den Wald gekauft; und wenn die alten Zeiten aufgehört haben, so brauchen wir uns nur den Wald nit für's Holz bewirthschaften zu lassen vom Förster, denn der Wald ist dann unser, weil das Holz unser is'!"

„Ihr habts aber kein Holz und kein' Wald", sagte Bastian.

„Kein Holz und kein' Wald!" wiederholte der Alte sinnend, indem er das Messer fest auf den Tisch stemmte.

„O, mein Vater hat mir von sein' Vater oft und lang erzählt", sagte Bastian. „Ih kenn' den Herrenhof in- und auswendig, wenn ih ihn ah mein Lebtag nit g'sehn hätt. Oft in der Nacht — bei Stern- und Mondschein — bin ih im Wald g'legen unter den Föhren und hab mein' Vater zug'hört, von die alten Zeiten, von dem Dorf und dem prächt'gen G'höf, das den Lehnern g'hört hat, und wie der nah zum Herrenhof g'legen is', und wie jetzt der Wald drüber geht, der zum Herrenhof g'hört und mit dem Herrenhof käufig wor'n is'!"

„Hat das Dein Vater erzählt?"

„Oft, gar oft, und er hat's von sein' Vatern g'hört und mit ihm bered't. Ih hab mir nie anders denkt, als daß das gar nit anders sein kann, und von einer Strittigkeit gar kein' Red' mehr is'! Der Herrenwald gehört zum Herrenhof, und das Herrenholz ist dem Herrenhofer sein Holz!"

„Der Herrenwald is' dem Herrenhofer!" warf sich der Alte jetzt stolz in die Brust. „Bin ih der Herrenhofer oder bin ih's nit?" — Und dabei schlug der Alte mit den Knöcheln fest in den Tisch, daß das Eßgeräthe klapperte!

Bastian nickte zustimmend mit dem Kopf und setzte sein Glas zu einem tüchtigen Zuge an.

„Wenn ih der Vater wär — ih ließ' mir keine Kuh mehr von der Waldweid' treiben — die Weid' is' unser, wie der Wald!"

„Die Küh treiben s' Euch gar vom Grund — nit einmal das bißl Gras dürft Ihr nehmen?" sagte Bastian mit Staunen.

Der Zaneder wurde tiefroth im Gesichte.

„Und wenn ih der Vater wär", fuhr der Sohn fort, „ih gäbet dem Bastian gleih Verlaub, daß er einschneid' in die Bäum', wo er will!"

Einen Augenblick herrschte Stille, die Augen Zaneder's starrten in die Luft vor ihm hin.

„Ih gib's!" rief er plötzlich.

Bastian streckte die Hand hin.

Der Zaneder trank noch einmal aus dem Glase.

„Ih gib's!" wiederholte er fest, mit flammenden Augen, und reichte die Hand hin. „Du treibst die Küh alle auf die Weid' in den Wald" — sagte er zum Sohne — „und die Pferd' laßt mir auch, grad zum Trotz, alle hinaus! Sie sollen an dem Waldgras fett werden! Und mit Hörnern und Hufen will ih ausschlagen, wenn mir Einer kommt mit ein' Verbot!"

„So is's recht, so is's recht!" rief der Sohn und knöchelte freudig auf dem Tisch.

„Und ih brauch g'rad a Holz — und Holz werd ih auch schlagen — so wahr ih der Herrenhofer bin!"

„Der Herrenhofer soll leben!" rief Bastian und hielt sein Glas hin.

Die beiden Anderen stießen an — und Jeder trank einen mächtigen Schluck.

„Jetzt iſ's aus mit der Geduld! Und der Lehner iſ' mir grad z'recht 'kommen! Was mih lang g'wurmt und verdroſſen hat, was ih lang mit mir herumtragen hab — jetzt iſ's aus! Mein iſ' der Wald — und Herr, Herrenhofer will ih ſein, ſo wahr als ih leb und bin! — Jetzt kummts nur drauf an, zu zeigen, wer man iſ'! Je fürchtſamer man iſ', deſto rechthaberiſcher werden die Andern! — Ih will zeigen, wer Kuraſch hat, ih will zeigen, wer Recht hat, und mit Recht und Standhaftigkeit muß Alles mein bleiben — ih werd's zeigen!"

„Der Vater ſoll leben!" rief der Sohn.

„Mit Gott's Hilf!" ſagte der Alte.

Dann fügte er hinzu: „Was ih g'ſagt hab — bleibt! Der Herrenhofer iſ' gut dafür. Noch amal will ih dem Förſter a gute Red geben, und die Andern in der Gemein' ſollen's auch für ihr Pflichtholz und ihr Weid- und Waldrecht, denn die hab'n auch ihr Halml zu ziehen! — Laßts den Sontag darüber vergehn. Geht's gut — iſ's mir um ſo lieber — geht's nit — Montag iſ' der Anfang — bſhüt Enk Gott — gehts ſchlafen!"

Der Herrenhofer that einen tiefen Trunk, die Andern thaten desgleichen — Baſtian ſagte eine „recht ruhſame Nacht! — gelt's Gott!" — wiſchte ſeinen Schnurbart und ging.

Tagelange war der Pecher bereits im Herrenhofe.

Zaneder hatte den Förſter geſucht und nicht gefunden. Der Förſter hatte mit den Holzbauern zu „roaten" (rechnen), mit dem Amte, Allerlei, ferne vom Forſt zu thun.

Zaneder ließ den Förster bitten, zu ihm zu kommen, oder ihm seine Zeit sagen zu lassen.

Der Förster schien mit dem Zaneder überhaupt nicht gerne etwas zu thun zu haben — ihr Zusammentreffen fand da und dort nicht statt.

Der Pecher strich im Walde umher, stieg Höhe auf und Tiefe ab, besah die Bäume, bezeichnete im Gedanken Striche, welche er nehmen wollte, und heimte sich im Thale ein.

An jene Stelle, auf der einstens seiner Väter Haus gestanden, wagte er nicht zu gehen. Eine heilige Scheu hielt ihn ab. Er hatte von seinem erblosen Vater, der im Reichthum eines großen Hofes gewiegt war und als Pecher und Holzknecht endete, Tag und Nacht von der vergangenen Pracht gehört — daß ihm der Grund schien, wie der eines versunkenen Schlosses, aus dem klagende Geister emporkommen und den einsamen Wanderer mit Wehe bis zum Tode erfüllen.

Ihm war es wenigstens, als sollte er einen Kirchhof besuchen und an Grabstätten herumgehen!

Der Lehnerhof war in der That einstens ein weit und breit gekannter Hof. Die Lehner saßen in den Kirchenstühlen vorne und kamen mit glänzend geschirrten Pferden und Wagen zur Kirche. Die Lehner trugen silberne Knöpfe an den Röcken, so groß, wie irgend Einer, und die Bäuerin hatte ihre „Kropfperlen", drei Finger breit, und in der goldenen Schließen dazu echte Steine, daß sie Keine schöner und funkelnder besaß.

Wenn die Lehner Jemand besuchte, konnten sie, nach altem Brauch, die Thüren und Deckel aller Schränke und

Truhen aufmachen und offen stehen lassen, daß Jedermann sehe, was Gesponnenes und Genähtes darin liege, oder hänge, für das Haus, für Kind und Kindskinder.

Die Lehner konnten gut schreiben und lesen, schon zu Zeiten, als die Andern es weniger konnten, und die Lehner konnten nicht nur vor Gericht ein kräftig Wörtl reden, die Lehner konnten auch ein „Concept" machen, daß Alle beim Amt „völli verschrocken und verstaunt" waren.

Die Lehner setzten alle Bittschriften über Leistungen und Abhilf „von den Bedrückungen der Herrschaften" auf, und nicht nur das, die Lehner erboten sich freiwillig dazu, wo sie ein Unrecht wußten, oder ein Unrecht ahnten.

Zwei Lehner waren, zum Kaiser selbst, nach Wien gegangen und hatten um Abhilf gegen die Herrschaft gebeten. Das vererbte sich als Familiengedenkstück von Geschlecht zu Geschlecht. Und der alte Lehner hatte noch den Datum in einem ganz vergilbten Bauernkalender eingeschrieben und dick unterstrichen gesehen. Man sprach von den großen Vorältern, wie von Helden. Die Lehner — die ganze Gegend wußte es — wurden vom Kaiser gnädig aufgenommen, er legte einem die Hand auf die Schulter, und sie verhofften das Beste. — Aber die Amtsherrschaft machte Bericht über die Halsstarrigkeit und Rechthaberei, über die Aufhetzerei und grundlose Zanksucht der Lehner-Bauern, so daß diese nicht in Abhilfe, sondern wegen verbotener, immer gleich bleibender Plackereien, in Strafe kamen, daß sie abermals dennoch schrieben und abermals ihre Zeit mit Rechtshändeln und Wandern, statt Wirthschaften, verbrachten. Und so ging die Wirthschaft statt vorwärts rückwärts, und so kam es, daß erst ein

Acker, dann ein anderer, dann mehrere verkauft werden mußten, und so kam es, daß die Gerichtskosten und die verweigerten Auflagen mit Gewalt eingetrieben wurden, und so kam es, daß die Lehner immer mehr verfielen und endlich — abgestiftet wurden! — Das heißt: der Hof, der Rest desselben, wurde verkauft, der Erlös wurde dem Bauer gegeben und ihm die Gegend verboten!

Er mußte von der Wiege seiner Geburt, von seiner Heimatsstätte, an die sich alle theuren Erinnerungen knüpften, von seiner Blutsverwandtschaft und Freundschaft fort, entweder in einen andern Kreis, oder in's Steirische, in's Salzburgische, u. s. w.

In oberöstreichischen Kreisen namentlich waren solche Abstiftungen nicht selten. Die Leute in den Dörfern wissen die Namen der Einzelnen Abgestifteten und ihrer einstigen Höfe wohl, die Kunde vererbt sich und die Geschlechter stehen, des Ahnes wegen, in Ehren!

Wie mancher früher Wohlhabende, aber Abgestiftete, wanderte mit „Kind und Kegel", mit dem ganzen Erlös der plötzlich losgeschlagenen Wirthschaft, die zudem selten jemand Heimischer kaufen wollte, in die unbekannte Ferne — um daheim Ruhe zu lassen!

Sie wanderten so schmerzvoll, als ginge es nicht über einen Strom und einen Erdstreif — als ginge es über den endlosen Ocean und in die unbekannte Neuwelt.

Ihnen war die Scholle, jeder Berggiebel und jeder heimische Mensch in's Herz gewachsen, sie fühlten gleich den Kindern, welche zum erstenmale vom Vater- und Mutterhause sich losreißen müssen.

Sie ließen daheim Ruhe — die Ruhe des Grabes. Sie verkümmerten, versiechten, versanken, verschwanden meist!

Der alte Lehner, der Vater des jetzigen, legte alle die Träume vergangener Größe in des Sohnes Schoß. Bastian war der letzte, der einzige der Lehner! Der Väter Vergangenheit war wie ein rostiges Schwert, das immer röther, immer glühender wird, je älter und tiefer der Rost!

Ihm war es, als streckten sich, von jenem Boden unten, Hände auf, ihm entgegen, als wollten sie ihn festhalten, den Lehner vielleicht in und unter diesen Grund ziehen!

Wie einem Königssohn war ihm, der auf ein verfallen, entrissen Reich blickt!

Wer es weiß, welcher Unterschied in Dorf und Hof zwischen Herrenleut und Knecht ist, zwischen Haussohn auf Grund und Boden und Pecher ohne Eigenthum und Recht, nur geduldet — wer das weiß, der mag ahnen, was der Bastian Lehner empfand.

„Dieses Haus hat Bastian Lehner gebaut,
Dem heiligen Florian ist's anvertraut.
Der Herr segne den Eingang und Ausgang!"

so stand stolz in der Giebelmauer des Hauses, mit gemalten grünen Gewinden und rothen Rosen eingerahmt, wie ihm sein Vater erzählte — und eine große Sonnenuhr war darunter, wie keine zweite in der ganzen Gegend, so richtig und prächtig!

So viele Tauben saßen auf keinem andern Dache, nnd die Schwalben nisteten über allen Fenstern.

Nur ein Mäuerchen sollte jetzt mehr aus dem Boden herausragen, wo der Lehnerhof stand, sagte man Bastian.

Die Herrschaft hatte die Bauernhube selbst gekauft, ließ den Hof erst verfallen, benützte ihn als Scheune, und

als das Dach morsch ward und einsank, verbraunten es die Holzklauber allmälig als Herdholz, führte man die Steine zum Straßenbau weg, die Steinklopfer verbröckelten das Haus, jeder Roßhuf, jeder Düngerkarren zermalmte die Trümmer des Lehner-Hauses — der Förster besäte den Platz mit Waldsamen.

Jetzt sprießte der Wald aus den Trümmern und rauschte auf der Wiegen- und Sterbestätte der Urväter. Der Dachs grub unter dem Herd, die Eidechsen schloffen auf der heiligsten Stelle, wo die Eltern die Kinder gesegnet, oder die Kinder den Eltern die Augen zugedrückt; — der letzte Lehner hatte nicht „den Schluff" der Eidechsen!

Bastian saß vor dem Herrenhofe auf einem Holzpflocke und sann und sah im Mondenschein hin in den überglänzten Wald.

Er saß und sah starr in die helle Nacht — wie gefesselt!

Ihm schien es, als stiege das Haus, wie er sich's stets gedacht, aus dem zwielichten Nebel, als wüchse es empor mit Giebel und Bild und Inschrift, mit Fenstern und Bäumen davor, als sähe er im Hofe wandeln, Mensch und Gethier, als blickte es von einigen Stellen und Fenstern helläugig nach ihm.

Fast kindisch schloß er die Augen. — —

Ihm ward wehe und weich, er faltete die Hände und betete ein Vaterunser.

Dann stand er auf — er konnte sich doch nicht halten; — wessen er sich bis nun gewehrt, konnte er sich nimmer wehren. — Er stand auf und schritt mehr

thalwärts — nach dem tieferliegenden Grunde — und in das Gehölz hinein, das der Lehnergrund hieß.

Auf jedem Schritt, den er machte, sagte er sich: da is' dein Großvater, dein Urgroßvater gegangen, da sind deine Großmütter als Bräute gewandelt. Da haben sie deine Voraltern in den Kissen getragen mit prächtigen Decken zur Tauf'! Da gingen die Knaben und Hauserben zur Schule! — Fast war es ihm, als ginge ihm sein Vater zur Seite und erklärte ihm, wie einst in den fernen nächtigen Wäldern, jede Erdsenkung, jedes Hügelchen, jede Biegung.

Das Herz des armen Pechers pochte gewaltig.

Er stieß mit dem Fuße an einen Stein. — Er suchte ihn zu umgehen. — Der Stein zog sich in die Länge — der Pecher erkannte die Reste einer Mauer — er stand auf Vätergrund, auf heiligem Grunde!

Bastian bekreuzte sich dreimal, kniete nieder und betete.

Der arme Waldknecht hatte eine Heimat gefunden; aber ohne Eltern, ohne Liebe, ohne Lächeln, ohne Willkommen heißendes Auge, ohne sich streckende Hand!

Der stumme, todte, kalte Stein war sein Einziges und Alles, was er noch da hatte und an dem er tasten konnte.

Fast mochte er in dem Mondschein, in dem Bischen Licht, das durch das Gezweige fiel, jeden Stein besehen, fast mochte er den Rest des Mörtels, des weißen Kalkes, den er sah, sammeln und bewahren, als ein heiliges Erbstück.

Er hob ein Stückchen auf und bröckelte es, wie unbewußt, im Sinnen verloren, in der Hand herum.

Er saß und sann eine Weile — nur ein tiefer, schwerer Seufzer entrang sich manchmal seiner Brust.

Eine vorbeihuschende Fledermaus störte ihn in seinem Sinnen.

Er sah auf — und erinnerte sich, daß er denn doch wieder fort müsse.

Aber es flog und raschelte häufiger um ihn.

Er sah sich um. Ihm war es, als bewege sich eine Gestalt.

„Heiliger Gott!" rief er in seinem Innern, und dachte an Geister und Gespenster, trotzdem er an Wald und Nacht gewohnt war.

Aber an dieser Stelle wich der gewöhnliche Mensch.

Er sah es näher kommen.

„Wer ist da im Namen Gottes . . ." rief er.

„Jesus, Maria und Josef!" entgegnete, erschreckt, aufschreiend, eine Weiberstimme.

Als Bastian diese Ausrufe hörte, fühlte er wieder den Mann, den Waldknecht in sich, that einen Schritt vor und sagte: „Wer bist? was suchst?"

„Mein Gott, mein Gott, wie bin ih verschrocken!" rief die weibliche Stimme wieder — und Bastian stand bald an der Gestalt eines Weibes oder Mädchens.

„Was suchst denn da?" sagte Bastian, indem er zu ihr trat. „Fürcht Dih nit — vor mir brauchst kein' Angst z'haben, ih thu Niemand was und beleidig ah Neamd'. Aber was willst denn da in der Nacht?"

„O mein Gott! ih such . . . ih hab in der Hütten a krank's Schwesterl und bin verlassen und alloan. Das Kind hat Beil und G'schwür und ih weiß mir nit z'helfen. Da hab'ns mir g'rathen, ih soll in der Nacht im

Mondschein Hauswurz suchen, und wenn ih's kriegen und brechen kann von ein' alten, verfallenen Haus, so heilt's g'wiß. Und da bin ih kemma . . . ."

„Auf den Grund?"

„Auf'n Lehnergrund . . ."

Bastian wallte es zu Herzen!

„Beil und G'schwür hat Dein Schwesterl? — Wo is' Dein Vater, wo wohnt Dein Vater?"

Das Mädchen, denn ein solches war es, und als solches erkannte es Bastian, der Stimme nach, gab keine Auskunft.

„Na, willst es nit sagen? — Ah!" sagte plötzlich der alte Waldpraktiker, „is' epper a Wilderer? — Ih bin kein Forstg'hilf und kein Forstknecht. Mir kannst es sagen. Und weißt was, willst mih hinführen — ih kann vielleicht helfen!"

„Ös (Ihr) könnts helfen? O mein Gott, wenn das wär!"

„Weißt, ih bin a Pecher und a Lehner, von Denen, den' der Grund amal g'hört hat. Weils daher kommst und was suchst, um zu helfen, so hast mih g'funden, in Gotts Nam. — Ih gib Dir die Salben, die ih selber mach' und die ih von mein' Vatern g'lernt hab, und die noh jedem Pecher g'holfen hat, wenn er vom Baum g'fallen is', an Wurm g'habt hat (G'schwür) oder sich was zerschlagen hat. — Da, da hast" — er griff in die Seitentasche seines Spensers — „ih führ immer mein Waldwachs, mein Pechsalberl mit mir, wann mir was g'schehen sollt — da hast ein Stück — brauchst nit mit mir z'gehn — da hast es!"

Er wickelte aus einem Leinwandlappen die heilsame Salbe heraus, feuchtete seine Finger, knetete ein Stück ab und wollte ihr es geben.

„Ein Pecher seids? Lehner heißts? Kommts mit mir!"

„Magst mir trauen?"

Das Mädchen erwiderte diese Frage nicht.

„Und brauch ih kein' Hauswurz?" frug sie, nach einer Pause, besorgt.

„Das is' besser, das sag ih Dir und weiß ih g'wiß! Denn die Salben hat gar Vielen schon g'holfen!"

„Kommts mit mir und vergelt Enk's Gott tausendmal!"

Auf allerlei Wegen und Stegen führte das Mädchen den Bastian eine Strecke weit in eine Hütte.

Wie ein Gehäuf von Steinen war sie von Außen, ohne Mörtel, und die Mauern bogen sich bald ein-, bald auswärts, die Fenster standen schräg, wie zufällig eingefallene Löcher; und hätte auf dem Ganzen kein Dach gesessen, man hätte es schwerlich für eine Menschenwohnung halten können.

Der Pecher redete nicht viel auf dem Wege, man ist nicht so geschwätzig unter Bauern, wie unter Stadtleuten, er frug um nichts Weiteres, er wußte, er hatte ein krankes Kind zu finden, und alles Andere bedurfte er nicht, sollte er ja ohnehin nicht so leicht wissen.

Das Mädchen klappte an der Thüre einen Holzriegel auf — ging in einen finstern Raum, und Bastian stand in der Thüre, das Licht erwartend.

Das Mädchen tastete nach dem Herde, schob dort Asche auseinander, blies ein Stückchen Kohle an, nahm einen Kienspan und hielt ihn so lange daran, bis er prasselte und endlich eine Flamme aufschlug.

Bastian sah, daß die Hütte von Innen beinahe dem Zustande von Außen gleichkam.

Sein scharfer Blick, seine Erfahrung im Walde, das ganze Benehmen, das Wesen der Hütte sagte ihm, daß er es hier mit einem Wilderer zu thun habe — um so mehr, weil dieser in der Nacht abwesend und nicht bei dem kranken Kinde daheim war.

Das Mädchen leuchtete nun auf ein elendes Strohbett, in dem ein Kind mit einem löcherigen, flickenreichen Mantel zugedeckt war und mit dem Köpfchen auf einem Stücke alter Wolldecke lag.

Das Kind schlief; aber fieberhaft, zuckend, mit angeglühtem Gesichte. — Der Kopf war beinahe aufgedunsen, die nackten Aermchen zeigten Beulen, zwischen Hals und Schulter war eine entzündete Erhöhung, welche sich nach der Kehle zu ziehen schien, und der arme Wurm konnte, wenn die Entzündung anhielt und der Hügel fortwuchs, vielleicht ersticken. — Der feuchte Wald — die schlechte Hütte!

Bastian nahm den Kienspan aus den Händen des Mädchens, dem die Augen übergingen; und auch seine wurden feucht, als er diese großen, tiefspiegelnden Augen im Nassen sah.

Er hielt den brennenden Span hoch und sah über das Kind.

Es bot einen erbärmlichen Anblick und drang ihm in's Herz.

Er hatte auch einst ein Brüderchen gehabt und es im Walde verkommen, mit seinem Vater verenden gesehen.

„Hast ein' Bader (Arzt) schon g'ruft? Und hat er nit g'meint, daß 'leicht das arme Kind nimmer lang lebt?" frug er.

„Nein!" schluchzte das Mädchen. Der Bader sei gar so weit und das Kind sei rasch so schlimm geworden. Sie glaube selbst schier, es gehe zu Ende und sie verliere ihr Schwesterl noch diese Nacht. — Aber zuerst hätte sie sich's nicht so arg gedacht; und jetzt war der Bader viel zu weit, es könnte doch noch bis Morgens dauern, und wenn sie dem Kinde daweil beistände, anstatt es zu verlassen, wär's doch vielleicht besser! —

Bastian suchte die Kienlichte (Keanliacht), eine Nische in der Wand, mit einem Rauchabzuge, steckte den Span in den dort angebrachten Nagel und sagte: „Gib mir Leinwand!"

Das Mädl suchte unter allerlei Lappen und brachte einige.

Bastian riß, zog seinen großen Taschenfeitl (Messer) heraus, schnitt an den Lappen, machte Streifen und Flecke, ging zu dem Kienspan, erweichte die Salbe, näßte seine Finger und strich und schmierte, so viel er nur konnte.

Dann ging er zum Kinde, legte ihm die weichen, kühligen Lappen auf die entzündeten Beulen und die Blasen-Stellen, er wickelte das Kind fast ein.

Das Kind, in dem Schlafe gestört, schrie erst auf; ließ sich aber die Pflaster bald gefallen — fast war es, als thäten sie ihm wohl.

Als dies zu Ende war, sagte er: „Na Dirn! Jetzt wollen wir ein Vater-Unser beten und etliche Ave Maria

dazu — daß die Mutter Gottes dem Kind den heiligen Schutz gibt. — Und wann's stirbt — na, so hab'n mir unser' Schuldigkeit 'than, und der Herr wird's gnädiglich zu sich nehma!"

Die Dirn kniete mit ihm nieder und sie beteten, bei dem matten Lichte des Kienspanes aus der Lichtnische.

Den armen Verlassenen in der Einsamkeit des Waldes und der Hütten, sind die Worte des Vater-Unser ein allumfassend Gebet, ein Dolmetscher aller Gefühle, heißen sie Noth und Gefahr, Trost oder Schutzbefehlen, ein Beginnen oder ein Enden, ein Begehren oder Danken, ein Kräftigen oder Läutern — alles Unaussprechliche liegt für ihn und spricht sich aus im „Vater-Unser und Gruß-Mariä!"

Der kindlich gläubige Sinn — der sucht, findet — ihm bedeutet es Alles, was es ihm bedeuten soll!

Die zwei sich fremden Menschenkinder, die an dem Lager des Dritten in gleichem Gefühle beteten, knieend auf der Erde, die Köpfe und Rücken von dem rothen Lichte des Kienspanes angeleuchtet, in dem Dunkel der Nacht und des nur leise streifenden Mondenscheines, hätten ein ergreifendes Bild gegeben, und waren es sich gegenseitig.

Bastian stand endlich auf, that einen neuen der dort bereit liegenden Kienspäne ankenten (anzünden) und sagte: „Weißt, den stellen wir ihm zu Häupten — eine geweihte Kerze haben wir hier nit, die ihm das Seelenlicht brennt, wenn es in Zügen kommt — und wenn's halt der Herr nimmt, so is's eh ein unschuldigs Engerl im Himmel!"

Er steckte den Kienspan in eine Steinspalte, die Flamme loderte ober dem Kinde.

Das Mädchen sah zuweilen nach der Thüre, oder horchte in die Weite, als ersehne, erharre es etwas — aber vergebens.

Der Wilderer mochte vielleicht dem Reh das Junge greifen und tödten — während der Wilderer Tod um sein Kind griff und . . .

Das Licht braunte so ruhig und fast möchte man sagen lustig fort, denn schier war es, als gäbe die lodernde Flamme lichtenden, leuchtenden, aufsteigenden Trost!

Bastian setzte sich auf das Stroh des Bettes, am Fußende, das Mädchen nahm einen Schemel, einen niedern Baumblock, und setzte sich ihm nahe, ihm zu Füßen.

Da besah er die Dirn.

Sie war gebräunt, hatte ein rothes Kopftuch, aus dem die welligen, schwarzen Hare dicht quollen. Die Masche der Zipfe wie eine Rose kühn an der Seite gebunden, die rothen Enden auf einem starken Nacken und vollen Busen quellend — die blaue Schürze, das blaß verschossene Rosaleibchen — Gesicht und dunkelglänzendes Auge vortheilhaft vom Hintergrunde abhebend — konnten dem großen Blicke des Pechers nicht entgehen.

Er strich in aller Wehmuth und Weihe des Augenblickes den Schnurbart abermals mit seinen Spitzen aufwärts und stemmte die Hände abwechselnd auf seine Knie.

„Mögts a saure Milch?" frug die Dirn naiv, um ihrem Doktor und Beistand doch etwas anzubieten, und in ihrem Naturverstande treffend, daß der Hunger auch die Nacht mitwache.

Bastian verneinte.

Aber das gefiel ihm. Das „Resolute", der Dirn machte sie ihm noch lieber.

„Dein Vater is' halt selten bei Nacht daheim!" sagte er mit einem verständigenden Blicke.

„Wie's halt geht!" sagte die Dirn ausweichend.

Bastian schwieg einen Augenblick, hierüber sinnend.

„Bist a bravi Tochter!" sagte er endlich. — Daß sie ihm selbst noch nicht traute und wegen des Vaters zurückhielt, diese Klugheit gefiel ihm!

„Wie heißt denn?"

„Franzl."

„Franzl? Schau, is' ein Nam', der mir immer g'fallen hat. Wann is' denn Dein Namenstag, Franziska? Aber hörst, Deine Augen brennen ah, wie die Franziskerl (Räucherkerzchen)!"

Frömmigkeit und Sinnlichkeit, Jenseits und Diesseits, liegen für den Naturmenschen immer beisammen, sie entspringen gleichartig aus dem regen Gemüthe. —

Das Kind schrie auf.

Das Mädchen und Bastian fuhren erschreckt empor.

Das Kind fing zu strampfen, zu winseln an — das Mädchen glaubte, das letzte Ende sei nahe.

„Sei still, der Vater is' da!" tröstete das Mädchen und suchte Bastian dem wirren Kinde für den Vater zu geben.

Bastian murmelte etwas, um eine Männerstimme hören zu lassen.

Das Kind ward einen Augenblick stille, fing aber wieder unruhig zu werden an und riß sich endlich, im Wehe, das Pflaster von Schulter und Hals.

Bastian sah hin. —

„Siehst es weiß — das hilft — Gott sei Dank!" rief er, eilte hinzu — ein kühner und sicherer Druck seiner gabelförmig gestreckten Finger löste das Uebel völlig — das Kind that gleichzeitig einen kräftigen Schrei, seufzte aber bald, wie erleichtert, tief aus der Brust auf und beschwichtigte sich allmälig, nur fiebrisch zitternd und leise wimmernd.

„Gib Dein Schürzl her, Franzi!" rief Bastian.

Das Mädchen knüpfte sie eilig los. —

„Und mach' sie rasch naß!" rief er.

Sie brachte den Topf mit kaltem Wasser.

Bastian, im einsamen Walde der Doktor, „Bader", wie man dort noch sagt, Operateur, Alles in Allem — half, wie ein „Gelernter", und war zuthunlich.

Die Röthe der Beule wich allmälig, sie blaßte und die Erhöhung begann zu sinken.

Mit vollem, großen Blicke setzte sich das Kind auf dem Lager endlich auf, stemmte die Händchen hinter sich, sah in die Stube und rief kläglich, aber fest: „Wasser!"

Während Franzl eilte — rief Bastian hell und kräftig: „Halloh!" und dann setzte er hinzu: „Jetzt is Alles g'wunnen!"

„Meinst, meinst?" ächzte und lächelte das Mädchen zugleich.

„Nimm den Keanspan weg und thu ihm in d' Keanliachten, jetzt brauchen wir so was nit mehr! Gott sei's Dank!"

Das Kind hatte Wasser aus dem Topfe getrunken.

Das Mädchen hob freudig den Kienspan weg und steckte ihn auf den alten Platz — als trüge sie eine

Lebens- und Freudenfackel in Händen. Sie zündete gleich einen zweiten dabei an, daß es ja hell lobre und flamme.

Das Kind wälzte sich auf dem Lager zurecht, legte sich auf die Seite und fing endlich wieder zu schlummern an.

Bastian richtete ihm nochmals das Aufgelegte. „Laß geh'n" — sagte er, „morgen hast ein g'sund's Schwesterl! Das is' 'm Bastian sein Pflaster — a Lehner-Stückl!"

Die Dirn stand und sah ihm in's Gesicht, und da sie nicht wußte, was sie sagen solle, lächelte sie ihn offen an.

Das seltsame Kienlicht fiel ihr ganz über das Gesicht.

Bastian erhob sich und schlang seinen Arm um ihren Hals. — „Da hast a Bussel!" sagte er, und in einem festen Kusse schwammen die beiden gefundenen Seelen in einander! —

Der Herrenhofer schritt in seinem Gehöfte hin und her.

Er rückte jeden Augenblick an seiner grünsammtenen Mütze. Bald saß sie ihm auf der Stirne nicht recht, bald auf dem Wirbel, bald auf der einen Seite nicht, bald wieder nicht auf der andern.

Die Mütze hatte sonst lange Zeiten immer ruhig und gut gesessen!

Auch wußte er, gegen die Gewohnheit seiner Ruhe und Behäbigkeit, mit seinen Händen nichts Rechtes zu beginnen. Bald hob er sie unruhig aus den Hosensäcken heraus und legte sie rückwärts, bald kreuzte er sie nach

vorne, oder schob die eine in den Gurt. Er fand endlich allerlei Kleinigkeiten, die in dem Wege lagen. Da lag eine Schaufel gerade mit dem Stiele nach vorne, daß Einer stolpern könnte; — dort fand er Heu, mit dem man nicht so „uraßen" (vergeuden) dürfe; — da sollte eine offenstehende Thüre verschlossen, dort ein Eimer nicht angelehnt, oder ein Karren auf seinen Platz geschoben sein. Er machte dies fast Alles selbst besser und sogleich, schob aber und warf die Dinge mit seltsamem Unwillen, mit den Füßen zuweilen, statt mit den Händen.

Eine blendend weiß und rothbraun gefleckte Kuh steckte ihren Kopf, mit ihren feuchtglänzenden und schnaubenden Nüsten, aus einem Fensterchen und blickte umher, so begehrlich, als verlange sie gerade von dem Hausherren etwas!

Er sah sie, er ging hinzu, er kannte sie an dem weißen Sterne auf der Stirne, und sie drückte behaglich die Augen zu, warf die Ohren nach vorne und rückwärts, schüttelte sich und sah ihm wieder so fest in's Gesicht.

Der Herrenhofer fühlte sich selbst ordentlich behaglich in diesem Wohlthun seines Eigenthumes und Besitzes — endlich gab er, wie zum Schlusse, dem Thiere einen schmeichelnden Schlag mit der geöffneten flachen Hand auf die breite Stirne, daß es weithin, klatschend, schallte.

„He!" rief er einem Knechte.

Der Knecht kam.

„Treibts die Vieher alle aus, alle! — Und nicht auf die Weid. G'rad in den Wald, hinter'm Hof. Hörst, wo die große Buchen steht! Treibts mir s' alle aus und gleih!" sagte der Hofbesitzer herrisch.

Der Knecht sah ihn an und auch eine Magd that es, welche herbeigekommen war. — Sie wußten ganz wohl, daß es da schon früher Umstände und allerlei Bewandtniß hatte.

„Habts mih verstanden oder nit?"

„In den Wald?" frug der Knecht zweifelnd.

„Bin ih der Herr, oder nit? Was ih schaff', das thust und das g'schieht!" — „Ih wer' doh sehen", setzte er, mehr mit sich selbst redend, hinzu, „ob ih Herr bin, oder der Forstwart!"

Der Knecht kettete oder band das Vieh los, er rief noch einen dazu, sie spannten das Hausthor auf, nahmen einige Rüthchen in die Hand und fingen zu treiben an.

Kaum die wohlgenährten, muthigen Rinder die frische Luft athmeten, den blauen Himmel und das geöffnete Thor sahen, fingen sie muthig zu brüllen an, ein Kälblein neben der Mutterkuh sprang lustig mit geschwungenem Schweife hoch auf, daß dem Herrenhofer das Herz im Leibe lachte!

Die Knechte und die Magd lockten, riefen, drohten und wehrten mit den Zweigen — sie trieben in den Wald, in das hohe Gras hinein, das saftig, frisch und mit Blumen durchwirkt stand, als hätte eine Almerin das absichtlich so festlich hergerichtet.

Der Herrenhofer ging hinterher und er wuchs ordentlich bei jedem Schritte.

Der erste war gemacht und die folgenden füllten ihn nur mit Muth und Zuversicht.

Er sah um sich in diesem Walde, ob kein Förster, Forstwart oder Jägerbursche da sei — er hätte mögen mit ihnen gleich „anbinden", und hätte es sein müssen, sie

mit eigener Faust packen und auf seinem Grund und Boden niederschleudern!

Der Pecher stand von ferne und sah ihn an.

Er grüßte.

„Ah, Lehner Bastl!" sagte er und nickte. „Siehst es, das is' der Anfang!"

„Und es schmeckt ihnen!" sagte Bastian, auf die Weidenden zeigend, deren Gütlichthun sich in dem dumpfen Abrausen des Grases, in dem Wogen der Hüften, in dem breit ausgestemmten Schritte zeigte.

„Sie sein's nit g'wohnt; aber sie werden's g'wohnt werden!" sagte der Bauer fest. „Der Herrenhofer treibt ah auf keine Gemein'weid — der Herrenhofer hat eigenen Wald und Weidboden!"

Damit zeigte er fest nach dem Grunde, als dulde das keinen Widerspruch.

Und um zu zeigen, daß er in seiner Festigkeit die Sache gar nicht mehr für so bedeutend halte — wendete er sich um und ging zu Anderem, in seinen Hof zurück.

Der Pecher schmauchte aus seinem Pfeifchen fest und mit dicht qualmenden Zügen. Fast war's, als mögte er dem Rinde noch die Mühe des Raufens erleichtern; fast war's, als wollte er der Braunscheckigen, die ihren heißen Körper in das kühle Grün legte, sagen: das hab' ich Dir gebettet und gethan!

Er öffnete wohlmuthig sein tiefkohlendes Pfeifchen, drückte die Asche mit einem Finger fester, that noch einige starke Züge, umhüllt vom blauen Gewölke — so hatte ihm ein Pfeifchen lange, lange nicht geschmeckt!

Als er so stand, sein helles Auge vorgewendet, seinen Hut auf die Seite geschoben, eine Hand in die Hüfte

gestemmt und sich eben an einen Baum mit einer Schulter lehnen wollte, um die eine Fußspitze bogenartig ober der andern zu kreuzen — da klopfte ihm Jemand auf die Schulter.

Er sah sich um.

Ein Mann, in vielgenützter Tracht, die Jacke über einer Schulter gehängt, stand vor ihm. Ein Waldbewohner. Ob Holzknecht oder Aehnliches, ließ sich nicht genau errathen.

Der Mann war nicht mehr jung, hatte kurz geschorens, stark grau gemengtes Har. Aber der Blick, einzelne blauschwarze Fleckchen im Gesichte, ließen dem geübten Bastian den Jagdhantirer nicht verkennen.

Die schwere, starke Hand blieb auf seiner Schulter.

Zugleich mit dem Manne kam ein brauner Hund, welcher Bastian's Füße beroch und freundlich an ihm wedelte und schnupperte.

„Du bist der Lehner-Bastian!" sagte die tiefe Stimme des Mannes.

Der Hund stieg mit den Vorderfüßen an Bastian's Brust auf, ließ die Zunge lechzend hängen, neigte ihm den Kopf und winselte, als ob er um eine Freundlichkeit und Schmeichelei gierig bäte.

„Und ih bin" — fuhr der Mann fort — „der Franzl . . .

. . . „ihr Vater!" rief Bastian freudig und errathend auf. Er faßte ihn bei der Hand und drückte sie ihm treuherzig, dabei ihm in's Gesicht sehend.

Der Hund machte freudige Luftsprünge an beiden Männern, als wollte er da irgendwie mitwirken.

„Du hast mein' kranken Kind Gut's gethan — ih dank Dir vom ganzen Herzen! Ih kann Dir's nit vergelten, aber vergelt's . . . ."

„Papperlapa!" warf Bastian ablehnend dazwischen und lächelte immer in des Wilderers Gesicht. Denn für einen Wilderer hielt er ihn und das war er.

„Is's gut 'gangen?" frug Bastian, mit einem Alles sagenden Blicke, als wollte er zugleich die lange Zeit andeuten, die der Mann ausgeblieben.

Der Hund ließ von seinen Schmeicheleien nicht nach und winselte, bis und als Bastian ihm schmeichelnd die Hand auf den Kopf legte.

Der Hund leckte dann gierig Bastian's Hand.

Der Mann sagte nichts auf jenes Fragen und Blicken, sondern erwiderte mit einem gleichen Nick' und Blick.

„Du hast mir und mein' Kind Gut's 'than", sagte er wieder. „Und es is' nit das erstemal, daß die Lehner mit den Mein' beisammen sein. Kenn' die Lehner ganz gut — die Mein' waren Maier und Großknecht im Lehnerhof. Mein' Weib ihre Mutter hat gar wohl g'wißt, daß sie eine weitschichtige Verwandte war, das vererbt sih von Kind zu Kindskindern. — Ih dank Dir recht schön noh amal, und wenns D' was brauchst, wenn ih Dir wo helfen kann, so denkst und rechnest auf den Gamecker Pal!"

Er hob Bastian's Hand und schlug in die Fläche herzhaft ein, sie dann haltend und schüttelnd.

Bastian drückte sie wieder. „G'freut mih! g'freut mih!" sagte er.

„Und die Franzl weiß immer wo ih bin, und mih z'finden, wenn mih wer braucht!" sagte er, mit einem Wink, auf den eine Pause folgte.

Dann sagte er: „Hörst, Dir g'fallt die Franzl, Du gehst zu der Franzl!"

Die Dirn hatte also Alles geradeaus offen g'sagt.

„Wenn's Dir recht is' und Du nix dagegen hast", sagte Bastian.

„Wenn Du's gut meinst — a Lehner — bist mir an Ehr'!"

Der Hund machte allerlei freudige Bewegungen und wetzte sich an Bastian.

„Bfhüt Gott!" — Der Gamecker reichte ihm die Hand und sie schüttelten sich wieder.

Der Wilderer ging rasch davon.

Bastian wußte, er dürfe ihn nicht aufhalten und er habe seine besonderen Wege.

Der Hund sprang eine Strecke voraus und kehrte wieder zu seinem Herrn zurück.

Lehner sah stumm nach und schmauchte den letzten Rest seiner Pfeife.

Das grüne Zeischen, welches zumeist im Nadelholze nistet und so gut sein Nest zu verstecken und zu verkleiden weiß, daß die unwissenden Leute noch heute meinen, das Zeischennest sei unsichtbar und mache Einen, der's habe, ebenfalls unsichtbar — das grüne Zeischen saß hoch oben in den Föhrenspitzen und sang lustig in den Morgen hinaus seinen himmelfreudigen Gesang, der zuletzt wie ein kreischendes Verspotten endet.

Das Geschwätz und die Tritte einiger Menschen da unten, störten es lange nicht. Das kleine, gar kluge Zeis-chen wußte nur zu gut, aus langer Erfahrung, und schon vom Neste auf, daß da oben in luftige Höhe Keiner hin-aufkomme, ja nicht einmal es sehe. Es stemmte sein dicht-gefiedert, grünes Bäuchlein, dessen Flaum die kurzen, schwärzlichen Kleberln (Krallen) ganz verdeckte, behäbig auf den Zweig und endete seine lustigen Triller mit dem schrill spottenden langgezogenen „Etschehäe!"

Da unten, unterm hohen Nadeldache, ging aber auch ein Menschenherz, das gerne jubilirt hätte, wie das Zeis-chen da oben, vielleicht seinen Gesang auch gerne mit einem Spotte geschlossen hätte, wie das grüne, klugäugige Zeischen!

Nur der Respekt hielt es von Jubel und Spott ab — denn das Herz war das des Lehner-Bastian und mit ihm ging der Herrenhofer und dessen Sohn.

Die Morgensonne scheint durch keinen Wald so eigen, als durch den Nadelwald. Der Laubwald wehrt der Sonne die Tiefe, und nur hie und da schlüpft sie durch eine Zweigöffnung hindurch, und zeichnet einen lichten Fleck auf den schwarzen Grund. Der Nadelwald breitet seine dünnen, geraden Nadeln, die sich durch die Zweigschichten übereinander kreuzen, förmlich wie einen gewobenen Schleier, und wer im Morgen- und Abendsonnenschein in die Höhe sieht, hat das reizendste, unübertrefflichste Bild eines grün-goldigen Waldschimmers. Die hoch hinausragenden Stämme sind angeglüht, wie keine andern eines zweiten Waldes. Wahre Goldsäulen streben sie zum blauen Himmel, wie märchenhaft schimmernde Riesenkristalle schießen sie von unten auf in's Unendliche empor!

Und wer unterm Nadelholze wandelt, hat einen eigenthümlichen Schimmer über dem Gesichte und der ganzen Gestalt. Der Boden mit seinen gelben, dürren, abgefallenen Nadeln schillert ganz eigenthümlich — die Menschen gewinnen sagenhaftes Ansehen — man kann glauben, die Wald- und Baumgeister seien leibhaftig geworden und wandeln, wie in den Märchen, welche man am Winterofen oder Herd- und Waldfeuer erzählt.

Unsere drei Männer wandelten so beleuchtet und umschimmert dahin; — und wahrlich, an der markigen, kraftzeugenden Gestalt fehlte es Keinem, denn der Zaneder mit seinem Sohne, die Herrenhofer beide, waren stark und stämmig, trotz dem Bastian. Das hochaufragende Mannesgeschlecht dieses Berges und des Thales ward von keiner schweren Arbeit, keinem Holzfällen und keiner lastenden Sorge noch gebeugt — sie waren Herren und herrisch war ihre Gestalt, wie die fast Aller dieser Gegend, ein achtunggebietendes, deutsches Geschlecht!

„Na", sagte der Zaneder endlich, „ist's Dir da recht, Lehner? So stich an — schneid' ein!"

Bastian sah um sich. — Er suchte mit einem scharfen, raschen Blicke die schlankste und schönste Föhre heraus. Er setzte seine Butte rasch auf die Erde, griff ein kleines, glänzendes Beil heraus, dann ein krummes Messer, warf ein Par Steigeisen auf den Boden und wollte sie anschnallen.

„Aber nein", sagte er, „ohne Krampeln muß es gehen!" Er steckte sein Messer in das Stiefelrohr, umarmte den Baum, fast wie ein Liebchen, so hoch er nur langen konnte, sprang vom Boden ab, schlug die Schenkel

ebenfalls um den Stamm, kreuzte die Füße an der entgegengesetzten Seite des Baumes, bei den Knöcheln, und klomm empor.

Wie eine Wildkatze klimmte, „kraxelte" er, und sein Auge leuchtete auch beinahe wie das einer solchen.

Drei bis vier Klafter rutschte er, so rasch und gewandt, hinauf, dann nahm er sein Messer und stieß es in den Baum.

Der erste Stich war geschehen!

Gleichzeitig darauf aber ließ er die eine Hand los, nahm den Hut ab, schleuderte ihn noch höher und rief, sich mit dem Leib fast, seitwärts, hinaushängend: „Der Herrenhofer soll leben und seine Kinder und sein Haus dazu — Juchhe!"

„Sollst ah leben, Lehner", sagte der Herrenhofer, „bedank mih schön, und Dein' Einstands-Trunk kannst im Herrenhof schon holen. — Jetzt laß sehen, was D' kannst und wie Du's treibst!"

Der Bastian machte oben einen Querschnitt, dann zog er an den Ecken desselben, einen Fuß weit von einander, zwei gerade Schnitte von oben nach unten, löste rasch das obere Ende der Rinde und des Bastes ab, faßte beide mit der Hand, und in der Noth mit Hülfe der Zähne, klammte das Losgelöste in seine Faust und ließ sich, so rasch als möglich und mit Hülfe der ledernen Fußbekleidung, herab.

Der breite Baststreif fiel, wie ein glänzendes Band, weithin, geschmeidig auf den Boden, der bloßgelegte Splint des Baumes glänzte und schillerte mit seinem feuchten, weißgelblichen Schimmer, in der Morgensonne.

Nun nahm Bastian stumm sein scharfes Beil, hieb unten, einen Fuß hoch von der Erde, in die Rinde des Stammes und diese ab, „höhlschte“ noch ein Bischen mit Messer und Beil herum — die Nische für das abquellende Harz war vorhanden.

Von dem ungewohnten Schlage flirrten und flatterten die Vögel auf. Allerlei Gefiederte kreischten zu Häupten im Davonfliegen.

Jeder Schlag schien dem Herrenhofer und dem Lehner eine gewaltige That — eine nothwendige und endlich vollbrachte That — und ihre Herzen pochten mit jedem Schlage gewaltig!

Bastian wendete sich mit einemmale rasch um und sah den Herrenhofer, mit seinem großen Auge in's Gesicht, als wollte er fragen, ob man zufrieden sei?

„Hast's brav gemacht!“ sagte der Herrenhofer, und klopfte ihm, indem er sich selbst aufrichtete, auf die Schulter. „Hab lang kein' Pecher g'sehen, in dem Wald da gibt's kein'!“

„Aber jetzt gibt's ein' — in unserm Wald!“ sagte der Sohn.

„Und wenn Dir Wer was anhat, laß Dir's nit wehren!“ rief der Herrenhofer.

„Du bist der Mann dazu“, sagte der Sohn.

„Und wenn der Teufel käm'!“ sagte Bastian. „Kein' Förster und Försterbuben fürcht ih nit!“

„So viel Bäum, als Du anstichst, g'hören Dein zum Pechen; der Herrenhofer hat's g'sagt. — Und jetzt mit Gott!“

Er berührte den Arm seines Sohnes und führte diesen zurück.

Bastian blieb allein und setzte seine Arbeit fort.

Nicht immer ging sie blos so schwer. Ein kühner, rüstiger Pecher hilft sich ohne Leiter; wer's gerade bequemer haben will, nimmt eine solche, oder hilft sich mit einem Strick, den er um sich und den Baum schlingt und dessen Ende er zum bequemen Gebrauche in der Hand behält.

Bastian mußte aber nochmals auf den geschälten Baum hinauf, er mußte noch quere, schräge Kerben zu beiden Seiten des nackten Splintes einschneiden, und da schmale, zwei Finger breite Späne hineinstecken, daß sie förmlich, mit dem Splinte selbst, Rinnen bildeten, damit das abträufende Harz nicht lange um den runden Stamm kreise, sondern geradeaus in möglichst gleicher Richtung nach der Nute abträufe, daß jeder sickernde quellende Tropfen durch einen zweiten erschwert werde und sobald als möglich hinabgleite.

Der Baum sieht so förmlich gestaffelt aus, förmlich wie ein gestreckter Riesenschlangenleib mit Rippen!

Von hohen Bäumen aus sah der Bastian durch's Gehölz auf die tiefer liegenden Gründe, auf den Lehnergrund. Die rauschenden Bäume grüßten ernst — er that es stille ebenfalls.

Aber von einem Baume, hoch oben, sah er auch die Franzl kommen.

Wie ein Ringlein vom Finger rutschte Bastian vom Stamme herunter und stand ihr entgegen.

Er hieß sie herzhaft und wahrhaft freudig willkommen.

„Der Vater laßt Dih grüßen und schickt Dir ein' Mittag!" sagte Franzl. Sie hob den Deckel von dem

Korbe und ein — prächtig Stück Rehbraten glänzte und dampfte daraus hervor.

„Schau, schau“, sagte Bastian, „was Dein Vater für theure Kuchel führt!“ und lachte.

Franzl lachte ebenfalls und sagte: „Laß Dir's nur schmecken — gut is' er g'wiß!“

„Hast Du 'n g'macht?“

„Und g'wiß ah noh!

Essen und „schmatzen“ wechselte bei Bastian.

„Und kann ih Dir helfen?“ frug Franzl treuherzig. „Schau, nimm mih als Pecherin!“

„Das kannst schon sein“, sagte Bastian, als er wieder an die Arbeit ging. „Siehst es, so machst es!“

Er nahm ein eisernes, schmales Schäufelchen, eine Art großen Eisenlöffel, und zeigte ihr das Ausschöpfen aus den Nuten.

„Und wenn's dreinregnet?“ frug Franzl.

„So laß' regnen!“ lachte Bastian. „Das Pech (Harz) schwimmt nit obenauf, aber 's Wasser. Pech und Wasser mischen sich nit so leicht, das weißt.“

„Und wo thust es denn hin, wenns D' viel hast? In die Butten?“

„Beilei'!“ sagte Bastian, „das möcht ih Dir gleih zeigen. Aber ih hab kein Faß und kein Boding (Bottich).“

„Kannst 'leicht eine brauchen, ih bring Dir eine?“

„Hast so ein nieder's, offen's Holzbodingl?“

Das Mädchen lief, ohne erst zu antworten, heim, und in einer Stunde kam sie, ein solches offenes, rundes Gefäß vor sich herrollend.

Das kleine Schwesterchen lief mit nackten Füßchen und kurzem Röckchen lachend hinterher, schlug das rollende

Gefäß mit einem grünen Zweige, daß es rascher laufe und rief: „Hotto, ho!"

Bastian war innig erfreut über den Geschäfts-Zug und hob, ja warf das lachende Kind ordentlich zur Höhe.

Er nahm sein Krückstöckl mit einer Art eisernen Haue daran, hieb in die Erde ein und schaufelte, stach und hob ein rundes Loch aus, in das er das Holzgefäß endlich einsenkte, daß die Kante dem Boden gleich kam.

Dann stampfte er mit seiner schweren Fußbekleidung den lockern Boden ringsum fest, stopfte noch hie und da mit dem Stocke des Eisenkrückchens, das auch zum Abkratzen der harzbeklebten Splinte diente — und ein neues Hauptgeräthe war fertig.

„So!" sagte er, „siehst, da kommt das Gesammelte hinein, und wenn's dann voll is', schöpfen wir's mit dem Eisenlöffel aus und füllen die Butten, oder noch besser, wenn wir's haben, ein Faß, und rollen's zum Pechsoider, und es gibt ein' lustigen Tag — juchhe!"

Das Tagewerk war vollbracht — Bastian wischte den Schweiß von der Stirne — die rothglühende Sonne leuchtete über den ersten Feierabend und zwei glückliche Herzen im Walde.

Eine Sternennacht flimmerte hoch und herrlich über den Gebirgszug und den Wald.

Die Bäume rauschten, als grüßten sie die Sterne da oben, als hätte jeder Baum seinen Stern und freute sich das dunkle Grün über den hellen, leuchtenden Wald.

Die halbe Mondscheibe sah frei, fest und scharf, ohne Wölkchen um sich und unter sich, auf die Reihe von Bergen und Wäldern herab.

Ein leiser Windzug trug von den harzigen Nadeln und Stämmen einen würzigen Geruch weithin und machte ihn, in der feuchten Abendluft, doppelt erquickend nach dem heiß angeglühten Tage.

Da ist's dem Menschen, und wenn er's tausendmal erlebt und gesehen, als müßte er sich zum abertausendstenmale in dieses wohlige Luftbad ganz eintauchen, als müßte er sein Inneres vollsaugen und jedes Winkelchen seiner Brust mit diesem Lebensquelle füllen!

O, es ist nicht wahr, daß der Waldbewohner stumpf in dieser Herrlichkeit dahingehe! Die Form steht fest und ohne neuen Reiz für ihn, wie der Palast dem Fürsten, das stolze Bürgerhaus dem Bürger. Aber was in diesem großen, weiten Hause der Natur für ihn vorgeht, das verfolgt sein Auge und jeder seiner Sinne rastlos. Die Natur bietet die einzige Abwechslung, jede Nacht, jedes Lüftchen, jeder Schein und Wolkenzug wird beachtet, besprochen — sie bringen ja zudem Gutes oder Schlimmes, sie haben Einfluß auf Wachsthum und Zukunft, auf den Winter, der ein stiller, schweigsam folgender des Ersteren und Vorhergehenden ist. —

Bastian saß, das Hemde auf der breiten, markigen Brust geöffnet, die Aermel desselben aufgeschürzt, und barhaupt, auf der einige Stufen hohen Schwelle der Steinhütte des Gamecker.

Auf den Knieen lag ihm eine alte, braune Zither.

Neben ihm, eine Schwelle tiefer, saß die Franzl, bald die Arme um ihre Knie geschlungen, bald sich an Bastian schmiegend.

Bastian's alte, braune Zither war die traute Gefährtin seiner Einsamkeit, die Würze seiner Sauermilch und seines Schwarzbrodes, die er wochenlange allein oder in Gesellschaft anderer Gefährten genoß.

Die Zither war das Lieblingseigenthum seines Vaters, sein Stolz, seine Würde, das Kennzeichen eines bedeutenderen Mannes, als es andere, gewöhnliche Holz- und Pecher-Knechte wären.

Alles, was er nicht sagen konnte mit Worten, sagte die Zither immer besser und traulich und verständlich.

Wenn seine Jacke und sein Brustfleck allerlei Flicken hatte, ganz waren sie doch; und wenn seine alte, braune Zither auch manche geknüpfte Saite hatte, ganz war sie doch; und klingen und singen that sie doch; und sie tönte williger, rascher unter seinen Fingern, als jede andere — sie kannten sich schon gegenseitig, seit langer, langer Zeit!

Bastian saß und spielte und sang vor der Hütte, an der Schwelle Franzl's, in die Mondnacht und das Waldgebirge hinaus:

Schwarzauget, rothwangi'
Hell lusti' muß sein —
A treuherzi' Dirndl
Und nachher g'hört's mein!

Franzl erwiderte:

Mei' Herz is' a Hüttl
Ih verriegel's recht fein —
Da wohnt drin mein Schatz,
Is' an Einsiedler drein!

Und so sangen sie abwechselnd:

Dem Mond is' nit z'trau'n
Bleibt niemals am Platz —
Geht immer vor meiner
Und g'rad zu mein' Schatz!

*

Da drinnen im Waldl
Ruft a Vogel Kuku! —
Nit wahr is's, a Bu' is's
Ruft immer Du! Du!

Nach jedem „Gstanzl" schlug Bastian's Zither ein so hellfreudiges Klingen, Kichern und Jauchzen auf, daß den Beiden die Welt, der Wald verschwand und nur die Seligkeit formlos sie umschwamm.

Sie sangen endlich ohne Worte, Franzl hoch hinaus, mit kräftiger, jauchzender, jodelnder, weithinschallender Stimme, und Bastian tiefer, ohne daß ihm's Wer gelehrt hätte, von Natur, abwechselnd tiefer gehend und hochaufschlagend, als sänge er aus Noten, die er nur verwundert einstmals vor Augen gehabt: daß man aus so etwas auch spielen und singen könne!

Der Star und die Amsel im Walde, alle Laubvögelchen, in ihrer Ruhe gestört, hörten dennoch wonnig zu, und horchten im Dunkeln und sannen in ihren Köpfchen mit geschlossenen oder zwinkernden Augen über das Gehörte. Vielleicht probirte der Star, oder die junge Amsel, die gelbe Grasmücke, das „Spotterl" genannt, am nächsten Morgen im Walde zwitschernd Einiges von den Melodien und Trillern.

Plötzlich rauschte es in der Nähe der Hütte stärker, wie Tritte tönte es, Gezweige brach — und mit einemmale ward ein herbeieilender Mann sichtbar.

„Bastian! Franzl!" rief eine rauhe Männerstimme, störend, in den Klang.

„Vater!" rief Franzl auf.

Der herzuspringende Hund gab allerlei Liebkosungen.

„Seids still!" — sagte Gamecker rasch und lebhaft bewegt. „Habts keine Schüß' g'hört?"

„Ja, vom Weiten, recht weit, aber wir haben nit g'acht'."

„Die Jäger sein hinter mir. Ich hab ein' Bach derlangt und bin eini g'sprungen, und bin a Weil drin 'gangen, daß d' Hund mein' Spur verloren haben. Aber sie finden s' mehr aufwärts, wo es fast trocken is'. Sie kummen mir nach, in einer viertel Stund' 'leicht können s' da sein. Ih muß nur a Pulver und Anderes mitnehmen. Schaut, daß Ihr s' aufhaltet und irr' führts."

„Haben s' Dih g'seh'n?" frug Bastian.

„Ja, sie hab'n mir nachg'schossen. — Um a Handbreit — und sie hätten mih niederg'streckt!"

„Mein Gott!" rief Franzl.

„Gib Dein' Spenser (Jacke) und Hut her!" rief plötzlich Bastian.

Gamecker verstand ihn rasch, sie wechselten die Kleider und das Schuhzeug.

„Den Hund bind' an d' Ketten!" rief Gamecker.

„Und laß ihn ein parmal anschlagen, Franzl!" rief Bastian dieser nach, die den Hund nach seinem hohlen Baumstrunke brachte.

„Und jetzt bſhüt Dih Gott! — Schau nur, daß D' weiter kommst — sicher bist! Aufs Wiedersehen!" sagte Bastian zu dem Alten.

Samecker eilte noch zu seinem Kinde, drückte dem schlafenden einen Kuß auf und sprang über den hintern Zaun, davoneilend, während Franzl den Hund ein parmal bellen ließ.

„Aber jetzt heißt's still sein!“ sagte Bastian. „Geh' hinein und leg' Dih schlafen. — Riegel die Thür zu!“

Franzl that, wie ihr befohlen.

Bastian hüllte sich in den Spenser, nahm eine Wolldecke, legte seine Butte nieder, streckte die Decke aus, am Kopfende über die Butte, als Kopfkissen, und legte sich nieder.

Eine tiefe Stille herrschte. Nur der Wald rauschte.

Eine Viertelstunde dauerte es, da kamen zwei große Hunde, suchend, schnuppernd, aus dem Walde heraus und sprangen g'rade auf Bastian los, ein Geheule und Gebelle aufschlagend.

Der vierfüßige, angekettete Wächter der Hütte that von rückwärts desgleichen.

Bastian rührte sich nicht — er wußte, die Jagdthiere wären im Stande ihn mit den Zähnen zu fassen. Aber er schimpfte und fluchte über die „Bestien und Aeser.“

Endlich kamen die Jäger raschen Schrittes und aufgeregt heraus.

„Hab'n wir Dich!“

„Na, was is' denn?“ sagte Bastian. „Seids heut' g'scheid, daß Ein' völlig zerreißen lassen wollts?“

Die Jägergehilfen hörten eine ihnen ganz fremde Stimme — und waren ganz erstaunt.

„Hast Du g'wildert?“

„Na, seids so gut! Habts nit singen und Zither spielen g'hört?"

Dem war in der That so. Die Jäger wußten keine Antwort.

„Ih hab eh aufhören müssen, weil der Hund da rückwärts gar kein' Ruh' 'geben hat. Ihr müßts schon lang da herumstreichen! Man kann ja gar nit schlafen!" sagte Bastian.

Die Hunde, ihrem Geruche trauend und gehorchend, und dennoch irre geführt, schlugen fortwährend auf ihn an.

„Wer bist denn?"

„A Pecher!"

„Und was thust denn da?"

„Schlafen — wie's siehts!"

Die Jäger waren ganz konfus, sie hatten beim Anschlagen der Hunde auf einen Menschen, und gerade an dieser Stelle, ihre Beute ganz sicher gehofft.

„Suchts, suchts!" rief endlich wieder ein Jäger, um doch vielleicht auf einen Grund zu kommen.

Die Hunde umkreisten Bastian in engen Kreisen, kehrten immer wieder zu ihm zurück, rührten sich nicht von der Stelle, blöckten und bellten immer Bastian an.

„Ih kann's beweisen, daß ih da war und erst nit lang vom Herrenhof komm'. Gehts vor, mit mir. — Kemmts und hörts es von allen Knechten und Herrenleuten vom ganzen Haus! Wollts?"

Diese Entschlossenheit und der Weg zum Herrenhofer genügten nicht nur, sondern letzterer war ihnen noch zu weit.

„Wenn's vielleicht der Gamecker wär'", sagte ein Jäger, „so wär' er auch längst wieder fort."

„Wollts vielleicht eini geh'n in d' Hütten? A Wilderer wart' g'wiß nit lang auf Enk. Aber die Dirn schlaft d'rin mit dem klein' Schwesterl. Und ih müßt doch auch Wen g'sehen haben! Vielleicht hat der Hund was von Weitem g'spürt, weil er gar so g'lärmt hat. Aber der Gamecker is' schon seit vierzehn Tagen auf'm Holzschlag, a par Meilen weit, das müßts wissen als Jäger!"

„Und warum nimmst Dih gar so an um'n Gamecker?" sagte einer.

„Das geht Enk g'rad nit an — das muß ih wissen!"

„Und wer bist denn?"

„Der Lehner-Bastian; fragts nur im Herrenhof an, der Herrenhofer wird's Enk schon sagen!"

Der Herrenhofer war den Jägern keine beliebte Persönlichkeit, am wenigsten in dieser Zeit, und sie sahen, daß sie mit ihrem Waldrechte im Augenblicke hier zu Ende seien.

„Wart'!" sagte der Eine, „wir treffen Dih schon!" hob drohend die Faust — pfiff den Hunden, und sie gingen insgesammt davon.

Drinnen in der Hütte hüpfte der Franzl das Herz im Leibe über den gelungenen Schelmenstreich.

Und die verschwiegenen Sterne und der Mond wandelten dann weiter ihre Bahn um dieses stille, trauliche Plätzchen im Walde.

Der Herrenhofer hatte sich nicht begnügt, in seinem Hofe und auf seinen Wald- und Weidestücken neue Anordnungen zu treffen.

Der Herrenhofer sprach bei allerlei im Umkreise, thalauf und thalab, zerstreuten Gehöften ein, die sämmtlich zu demselben Dorfe und derselben Pfarre gehörten. Wohin ihm der Weg zu weit war, fuhr er mit seinem Einspänner und seinem Einsitzigen, den er selbst leitete. Und wenn er vom Wägelchen sprang und das Pferd in den Schatten eines Baumes bei oder inner dem Gehöfte stellte, war er immer ehrend aufgenommen und hochwillkommen.

Der beste Platz im Hause und die beste Rede fehlten ihm nicht.

Wenn Einer etwas jemals gebrauchte, ließ sich der Herrenhofer ja auch immer finden!

Sein Wort galt wie ein Schriftspruch.

An Abenden saß er im Wirthshause, umringt von vielen Nachbarn, und die Rede ging gar heftig über Grund und Eigenthum, über Pflichtholz, Waldgewähr und Viehtrift-Gerechtigkeit, über Gemein-Weide und Entschädigung, die gebühre.

Es war ein alter Streit, der in der Gemeinde darüber mit der Herrschaft wach war, oder vielmehr nur zu Zeiten wach war und zu Zeiten wieder schlief. Jahre und Jahre zog er sich hin, nach einer ersuchenden Eingabe, oder einem Begehr beim Amte, bedurfte es Jahre, ehe ein Bescheid erfolgte, oder ein neues Beweismittel seine neue Wirkung zu Besserem oder Schlimmerem übte.

Das Jahr war nicht üppig gewesen, später Reif, lange Dürre, welchen übergroße Regen folgten, hatten den Segen geschmälert, Alles fühlte den Ausfall am Wachsthume,

und des Herrenhofer's erneutes Anfachen des Streites fiel zu rechter Zeit, wie der Zunder in das dürre Laub und Holz.

Hellauf schlug es empor!

Die Hofbesitzer waren bald einig, jetzt sei die rechte Zeit, die man nützen müsse, und ehe sich der Förster es versah — folgte dem Rathschluß der Thatschluß, weideten auf allerlei seit Jahren wieder wohlgewahrten Wiesen bunte Herden, brüllten und wieherten im Walde die Rinder und Rosse, wie einstmals.

Von Hof zu Hof ging der Förster umher oder sendete; — die Einen wichen ihm aus, die Andern gehorchten ihm endlich, Ein oder der Andere widerstrebte, nachdem er Miene gemacht, beizugeben, hinterher dennoch.

Da faßte der Herrenhofer mit seinem Sohne einen Plan.

Daß in seine Einheit und gehoffte Einmüthigkeit Manche eine Lücke brachen, ärgerte ihn.

Er wollte sie Alle, wie Reisige, zu einem Bündel schnüren! Er sah es wohl, daß nun, zur endlichen Entscheidung, oder Steigerung bis zum Wendepunkte, in einem lange und lässig sich hinziehenden Streite um Waldrecht und Weide-Eigenthum — deren Erträgnisse zudem der eine Theil der Streitenden mittlerweile ausbeutete — es nöthig sei, daß der andere Theil durch seine Einzelnen zusammen stände, und Rath und That miteinander trüge!

Träfen auch Gefahr und Schuld ihn zuerst, ihn, der sich vor allen Andern aneifernd stellte, so mögen sie ihn treffen, wenn nur die Andern zu und mit ihm hielten!

Er sagte den Hofbesitzern rings ein.

Allemann (Jedermann) und nit ein Schied (Theil der Gemeinde) möge auf seinen Platz, auf seinen, des Herrenhofer's Grund und Boden, den Herrenhoferwald, treiben. Er wolle sie und ihre Thiere schützen. Er wolle ihnen zusammen ein Beispiel sein, ob man auf Grund und Eigenthum ihm wehren könne, und wäre man Förster so hoch und groß, als der höchste Baum im Forste!

Frühmorgens trieb es, im goldigen Scheine, wirklich von allen Seiten dem Herrenwalde und Herrenhofe zu. Die Rinder brüllten auf duftigem Wege, und die Männer gingen in Erwartung und Aufregung hinter den Herden.

Der Förster war ein harter Mann; aber heute sendete er seine Burschen nach allen Wegen, um zu hindern — vergebens!

Er selbst strich durch den Wald und sah voll Grimm mit eigenen Augen, was ihm schon zuvor berichtet war — auch die geschälten Bäume, die sich der Pecher hergerichtet, ohne ihn zu fragen.

Er stieß wallenden Blutes den Ladstock in die Flinte, und versah sie mit dem schärfsten Schrote, das er hatte.

Er war verhöhnt; seine Würde, die er seit Jahren mit Sorgen, Mühen und Kämpfen Tag und Nacht aufrecht erhalten — jetzt war sie von einem Pecherknechte, von einem Bauernhofbesitzer verhöhnt.

Er wußte, welche Eigenthumsansprüche er kunstvoll aufgebaut und wie sie, gerüttelt, stürzen und brechen können!

Von seinen eigenen Zweifeln hatte ihn der Wille, die Gewohnheit, zur Festigkeit des Glaubens an dem Be-

sitzrechte geführt — und seine Zukunft hing von Dem ab, was er hier leistete!

Aus einem Geschlechte, das hier zu herrschen gewohnt war, wollte er nicht der erste Schwache sein!

In vollste Uniform und Würde warf er sich. Der Stern und das Hüfthorn prangten gestickt am Kragen, der mit silbernem Laube umsäumt war. Das Waidmesser am glänzenden Gurte hing an seiner Seite. — Er strich den Schnurbart auf, that noch einen Schluck von seinem scharfen Weidmannstrunke und nahm den waldgerechtesten Hund mit sich.

Die Bauern, den Herrenhofer in der Mitte, standen nahe der Herde und schwätzten und schienen den Jäger nicht kommen zu sehen, obwol sie ihn nur nicht sehen wollten!

Am Rande der Herde blieb der Förster stehen. Rothglühend war sein Gesicht, die Hand hatte er am Rohre.

Ein prächtiges, hohes Rind des Herrenhofer, das weidete, warf, gerade erschreckt durch des Försters Gestalt, den Kopf nach ihm.

„Fort!“ sage ich, schrie der Förster mit vollster Stimme, „hinaus von dem Wald, vom Herren-Grund und Boden, oder ich schieße ein Stück nach dem andern nieder!“

Der Herrenhofer hob eine Flinte, die früher nicht sichtbar gewesen, sah nach der Höhe, als gäbe es keinen Förster auf Erden, und drückte einen Schuß los — wol ziellos, aber so, als hätte er nach einem Vogel geschossen.

Die Bauern blieben still und lächelten verstohlen, stolz auf den Mann, den sie unter sich hatten, und wie vertrauend auf diese feste Eiche!

Der Förster bebte vor Grimm. Er hatte dem Herrenhofer längst die Jagdgerechtigkeit verwehrt! —

Er sah überrascht, er war in keine ganz unbewaffnete Gesellschaft gekommen.

Dieser Hohn reizte ihn aber noch mehr.

Der Herrenhofer lud wieder.

Nun sich zurückziehen — wäre Schande gewesen. Jetzt wollte er zeigen, ob er vor dem Gewehre eines Bauers wanke und weiche!

„Weg mit dem Gewehr' und weg mit dem Vieh! oder, Herrenhofer, ich hetze den Hund auf Euch!"

„Den Hund?" sagte ein Bauer und hob ein kurzes Beil. „Wir sind mehr; und wenn der Hund sich rührt, so schlag' ich ihm die Hacke zwischen die Augen — mitten den Schädel auseinand'!"

„Auf einen Herrenhofer hetzt man keinen Hund, eher auf zehn Förster, und hätten sie einen noch breitern gestickten Kragen, als Ihr!" sagte der Herrenhofer fest und kräftig. „Und wäre Euer Rockkragen so breit, wie eine Wiese—meiner gilt! Mein Rock is' Herrenrock! Da stehen lauter Herren, jeder mehr, als Ihr. — Kein' Stolz und keine hochnäsigen Flausereien! Gut müßt Ihr reden, freundlich bitten müßt Ihr, und nicht befehlen! Wer seid Ihr? Es gibt Andere und Höhere, als Ihr! Recht is' Recht. Und wäret Ihr nicht, Ihr habsüchtiger Förster, wir hätten lang' von Kaiser und Gericht das Recht bekommen! Ihr waret es, der die Sache ver-

hetzt, verdreht, der uns zu Schaden und Euren Herrn zu unrecht Gut gebracht habt! Habt Ihr genommen und uns gewehrt, bekommen wir nichts von Euch heraus, so lange Ihr habt; so bekommt Ihr nichts von uns, so lang wir nehmen. Und wir nehmen! Sollt Ihr gut sein für uns und unser Hab bis zu rechter Zeit, so sind wir's auch. Wir haben Jeder Haus und Hof und Grund ringsherum. Eure Herrschaft ist Einer, wir sind eine Gemeine! Ihr könnt verderben und zu Grunde gehen, wir bleiben — wir sind das lebendige Thal!"

„Wahr is's! Ja das sind wir!" riefen die Andern.

Der Herrenhofer schlug sich auf die breite, hohe Brust, daß sie hallte.

„Förster, geht und klagt — aber rührt Euch nicht von der Stell' und kein Stück von dieser Weide an, auf meinem Grund und Boden!"

Der Förster biß sich vor Grimm in die Lippen.

„Fort mit dem Vieh! sag' ich!" rief der Förster. „Und den verfluchten Pecher, der mir die Bäume schind't, den schieß' ich nieder, wo ich ihn sehe!"

„Der verfluchte Pecher?" frug der Herrenhofer grimm und höhnend.

„Lehner bist da?" rief er.

Bastian trat vor und zeigte sich frei!

„Der verfluchte Pecher? Er heißt Lehner. Er pecht für mich in mein' Wald und das kümmert Niemanden! Pecher muß es geben, wie Förster. Ich kann meine Bäume schälen und forsten, so viel ich will — ih bin der Herrenhofer, und Herrenhof und Herrenwald sind Eins, sind mein! In meiner Gewähr steht: der Herrenhof mit Allem, was dazu gehört. Der Wald gehört

mein, wie Weid- und ein anderes Waldstück rechtlich der Gemeine! Ich für meinen Theil laß nicht nur pechen, ich laß' schlagen!"

„Wagt es!"

„Wagen? Kommt morgen und ich führe Euch zwei Vierspänner mit frischem Holz vor! — Wagen? Trauen? — Lehner, nimm die Hacke und schlag' gleich den nächsten Baum um! Ich schaff's!"

Lehner griff um das Beil, das ihm ein Bauer bot.

Dem Bastian war es, als ständen all' die längst gewesenen Seinen neben ihn und um ihn und riefen ihm: „räche Dich, zeig', wer ein Lehner is'; der Förster is' aus der Försterfamilie, die uns gehetzt und in's Elend gebracht! Schlag' ein!"

„Rühr' Dich!" rief der Förster drohend dem vorgehenden Bastian zu, und setzte die Flinte an.

„Hau' ein!" rief der Herrenhofer, und setzte ebenfalls sein Gewehr an, dem Förster gegenüber und auf diesen gerichtet.

Bastian holte aus zum Schlag — das Beil glänzte im Sonnenschein und fuhr schallend in den Schaft!

Der Förster wollte im Nu losdrücken — da krachte von unsichtbarer Hand ein Schuß — das Gewehr splitterte und entflog der Hand des tief erschrockenen Försters!

Der Herrenhofer schoß, gleichzeitig, aber in die Luft, denn die Bauern waren ihm in die Arme gefallen.

Alle standen entsetzt und blickten um den verborgenen Schützen ringsum.

Keiner war zu entdecken.

Der Schuß war aus einem sichern Rohre.

Bastian lächelte, in aller Aufregung, er kannte die Hand, die, um ihn, losdrückte und ihn rettete.

Der Förster war entwaffnet und wehrlos. — Er that das Beste, was er thun konnte: die eine schmerzende Hand mit der andern zu greifen — er winkte noch einmal mit den Augen den Andern, vielsagend, herüber — und ging zurück den Weg, den er gekommen.

Binnen wenigen Tagen langte im Herrenhofe ein Amtsbote an, mit einem großen Papier, dessen Form und Siegel der Herrenhofer gar wohl kannte.

Der Herrenhofer war kein Neuling in „Strittigkeiten“ und hatte an den Gehöften ringsumher gar Manches gesehen und erlebt.

Er wußte wohl, was nach den Auftritten, die geschehen, erfolgen werde.

Er ließ die andern nicht still und unvorbereitet an sich herankommen. Wenn Leute seines Gleichen den ersten Schritt gethan, so erscheint ihnen der dritte und der hundertste gleich nothwendig. Nicht Zurückweichen findet mehr ein Plätzchen in ihren Gedanken, sondern nur zähes Halten, festes Vorwärtsgehen. Und wie der Harz-Tropfen aus dem Baum, zum Licht und Tag getreten, immer härter wird und fast wie Stein, so auch ihr Thun und Folgern.

Der Bauer, einmal im Prozesse, thut sich auf jeden neuen Schritt zu Gute und auf seine gewonnene Erfah-

rung. Es zeigt Einer dem Andern darin den Mann, der „sich auskennt" und „seine Nuß zum Aufbeißen gibt!"

Ein gelungener Gerichtsstreich gibt Ruf, trotz dem besten Werke!

Der Herrenhofer hatte seinen ferneren Plan und seine Vorbereitungen.

„Habt Ihr Zeit?" sagte der Herrenhofer ruhig, als der Bote herankam.

„Zu Euch allein bin ich geschickt — ich hab' wol Zeit."

„So setzt Euch und kostet ein Glasl vom Wein'. Der hat ein Altl!" sagte der Herrenhofer.

Dagegen hatte der Amtsbote nichts.

Der Herrenhofer setzte sich traulich und schlau zu dem Boten. „Ihr habt wol den Auftrag, daß ich Euch die Schrift, das heißt, den Empfang, bestätigen soll?"

„Ja wol!"

„Ih hab' meine Augengläser nit, sie sind mir gebrochen, und ohne Glas seh' ih nix. Trinkt nur ruhig, und wenn Ihr ausgetrunken habt, so kommt mit mir zum Gemeinwirth, der hat ganz gleiche Augengläser, wie ich, dort nehm' ich und les' ich die Schrift und bescheinig' sie Euch!"

Der Bote ließ sich ganz gut geschehen, lobte den Wein, gab dem Herrenhofer Bescheid auf allerlei Fragen, über seine Dienstjahre, Mühen und Geschäfte, über die Herren vom Amt, u. s. w. Endlich, nach der langen, gemüthlichen Verzögerung, leerte er das Krüglein ganz und ging mit.

Er ahnte nicht, in welche Falle er unwillkürlich ging.

Als der Herrenhofer auf dem Wege ging, kamen aus den Gehöften mehrere Bauern heraus und wanderten schweigend denselben Weg.

Als sie in's Wirthshaus traten, war die Stube voll von den Gehöftbesitzern.

Der Amtsbote hatte das nicht vermuthet und ahnte noch immer nichts.

Die Bauern grüßten alle den Herrenhofer und winkten ihm still zu.

„Nun, mein lieber Amtsbot, hier in Gegenwart fast Aller vom Thal und der Gemein', nehm' ich die Schrift, denn was an mich ist, ist an die Gemein' — wir sind alle Eins! Ich allein nehm' nichts und hab' nichts mit dem Gericht, ich bin prozeßfrei! Wir Alle zusammen haben wegen des Waldrechts und der Weide Einen Prozeß! — So, da geb't her das Buch, da schreib' ich Euch, und meine Augen sind jetzt gut!" — Und er nahm die Feder des Tintenfasses, das auf dem Fensterbrett stand. — „So, da steht's, Johannes Zaneder, genannt Herrenhofer — in Gegenwart der Gemein'!"

„Und nun sagt dem Herrn im Amt" — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, in der er das Buch zugeklappt und dem Erstaunten hingereicht hatte — „alle Ehrfurcht vor ihm und mein' besondern Respekt, den er kennt; aber wegen dem Förster geh' ih nit und komm' ih ihm nit — das ist der alte Prozeß, der anhängig ist seit langen Jahren, und er weiß, daß selbiger bereits anderswo und höhern Orts ist, als bei ihm! Das sag' ih und das saget auch ihm!"

Er machte eine Handbewegung des Abschiedes. „Und jetzt gehts in Gott's Nam'!"

Der Amtsbote zuckte die Achseln, nahm eine sehr steife Amtsmiene an und ging.

Damit war der erste Auftritt geschlossen. —

Binnen einigen Tagen stand der Amtsbote abermals im Herrenhofe.

Der Wein hatte ihm wohl gemundet, das „Altl" war eine unbestreitbare Wahrheit, und er bedauerte herzlich, nicht wieder ins Wirthshaus geführt werden zu können, weil er das strengste Verbot hatte, sich führen zu lassen. So bedauernd er es auch im Innern fühlte, ein so ernstes Gesicht machte er doch äußerlich. Er hatte sein Einschreibe- oder Bestätigungsbuch unter'm Arme und eine ganz gleiche Schrift, wie die erste, in der Hand.

Kaum aber der Herrenhofer den Boten von ferne sah, schlüpfte er in die Stube und, nachdem er einige Worte gesagt, bei einem Thürchen hinten hinaus.

Der Amtsbote frug um den Herrn.

„Wartet", sagte ihm der Maier, „wir wollen gleich nachsehen, wo er is'!"

Lange Zeit dauerte das Nachsuchen — jede zwei bis drei Minuten sollte der Hausvater anderswo zu finden sein, bald an dem, bald an jenem Orte, und der Bote wurde fast vom Stehen müde. Heute bot ihm Niemand Sitz und Trunk.

Endlich wurde ihm mit gutem Rechte geantwortet, daß der Herrenhofer nicht zu Hause sei.

„So nehmt Ihr die Schrift, Frau Zaneberin", sagte er, zur Bäuerin in die Küche tretend. „Die Herrenhoferin kann's so gut bescheinigen, wie der Herrenhofer",

setzte der Amtsbote schmeichelnd und schlau hinzu, denkend, da komme er billigst und rascher ab, indem er noch dem Bauer eine Nase drehe.

„Ja mein!" seufzte die Bäuerin, wie ganz unschuldig, „wann ih schreiben könnt'! Das hab' ih längst vergessen — mein Schulmeister war ah nit der brävste!"

„So mach't drei Kreuzl!"

„Ei, da thät ih mih erst recht schamen!" sagte die Bäuerin, ohne von ihrer ernst-unschuldigen Miene nur ein bischen nachzulassen.

Der Amtsbote sah sie forschend an, ob dies Schlauheit oder Wahrheit sei und konnte nicht klug werden. Er ersah nur, daß er da an die Unrechte gekommen wäre.

„So muß ih 'leicht, wie lang' warten?" sagte er.

„O, das wird Enk schwerlih nutzen. Wenn der Vater schon fort is', so is' er im Raithof, im dritten Hof von da, und er kann erst um Mitternacht z'Haus kommen, vielleicht da nit einmal, er wird mit dem Bauer vielleicht ins Gäu fahren, bis morgen. Gehts hin, dort könnts Ihr ihn finden!"

Der Amtsbote kraute den Kopf neben dem Kappenrande und dachte, es sei noch ein Glück, anstatt bis Mitternacht zu warten, oder gar vergeblich, und wieder kommen zu müssen, in den drittnächsten Hof zu gehen. Er sagte „bfhüt Gott!" und ging weiter.

Die Bäuerin sah ihm nach und rief ihm noch, höflichst, den besten Weg nach — ihr Lächeln hinterher konnte er nicht mehr wahrnehmen.

Der Amtsbote ging in den Raithof — als er aber dahin kam, sagte man ihm: „Nur einen Augenblick früher wenn Ihr kommt, war er da! Geh't rasch, nur zwei

Häuser weit und Ihr treffet ihn. Er geht langsam, weil ihm noch der Raithofer nachgehen muß!"

Der Bote griff spornstreichs aus und zog schon seinen Bleistift aus der Brieftasche, damit der Herrenhofer selbst auf freiem Felde unterschreiben könne.

Als der Amtsbote bei dem zweiten Hofe war und im Felde auf allen Wegen vergebens umhergesehen hatte, war er im Begriffe umzukehren und ganz verdrießlich.

Aus dem Fenster des Hofes zeigte sich aber plötzlich des Zaneder's Gesicht. „Sucht's 'leicht mih, Bot'?"

„Ja, ja!" rief dieser erfreut.

„Kommts nur, kommts nur!"

Als der Bot durch die Küche ging und in die Stube trat — war diese wieder voll von den Bauern. Er machte ein verblüfftes Gesicht!

So sehr die Anwesenden aber herzlich gerne gelacht hätten, so hielten sie doch an sich und schwiegen ernsthaft.

„So!" sagte der Zaneder ernst, „der Herrenhofer ist schon wieder nit allein. Ih laß den Herrn im Amt mit allem Respekt schön grüßen und ihm genau dasselbige sagen, was ih das erstemal gesagt hab'. Gebt das Buch her — so, da habt Ihr's: Jo — hann Zan — eder, genannt Herren — hofer", sprach er laut und langsam, indem er es schrieb.

Der Amtsbote wollte in diesem Augenblicke schon das Buch wegziehen.

„Warts ein Bisl!" sagte der Herrenhofer, indem er das Buch mit der einen Hand fest hielt, mit der andern weiter beschrieb und, wie vorhin, laut dabei las: „In Gegenwart der Ge — mein'!"

„So!" sagte er, indem er das Buch reichte. „Und wieder in Gott's Nam'!"

Der Amtsbote nahm mit langem Gesichte sein Buch und ging.

„He!" rief der Zaneder, „Amtsbot'! Euch geht's ja nix an, und es wär' Schad' um das Krügl Most, wenn Ihr's nit trinken wollt'! — Das ändert ja nix!"

„Das ändert ja nix!" sagten die Andern und lachten jetzt, nachdem die Formalität erfüllt war, schon helllaut auf.

Dem Amtsboten mußte der Grundsatz sehr richtig scheinen, und er fand sich im Hofe mit seiner Würde und dem Kruge sehr gut ab.

Die dritte amtliche Aufforderung, binnen wenigen Tagen, fehlte nicht — mit dem besonderen schriftlichen Zusatze, unter dem verwarnenden, gedruckten: „daß der Herrenhofer mit bewaffneter Assistenz und, müßte es sein, mit Anwendung aller Zwangsmaßregeln abgeholt werden würde."

Der Amtsbote war auf einen schlimmen Dienst gefaßt und trat mit pochendem Herzen und trübem Gesichte in den Herrenhof.

Zu seinem Erstaunen kam aber der Herrenhofer schon in der Küchenthüre ihm entgegen, mit dem freundlichst lächelnden Gesichte. „Ah, seids da, Amtsbot? Hab Euch jeden Tag erwartet! — So, mein Lieber, Alles in Ordnung, gleich bekommt Ihr meine Unterschrift — he! bringt Dinte und Federn! — So, setzt Euch und trinkt — ich denk', der Alte hat Euch geschmeckt — da ist schon Dinte und Feder — hier: Johann Zaneder, aber im Namen der Gemein'! — Da steht's!" — Er hob von

der Erde Sand auf, und streute ihn, zum Trocknen, darauf. „Trinkt, Bot, und laßt Euch gut g'schehen, Ihr habt manchen Weg machen müssen und verdrießliche Gesichter von den Herren gesehen! — Meine respektvollste Empfehlung und ih bleib' diesmal g'wiß nit aus!"

Das Thal war rege, belebt.

Heute war nicht Wochenmarkt, nicht Jahrmarkt, nicht Kirchtag, noch Hochzeit, kein neuer Pfarrer wurde eingeholt oder ein alter etwa ausgeleitet, noch irgend ein sonstiges großes Schaufest fand statt — und doch war Alles im Thale frühzeitig frisch und munter, schnaubten die Rosse, warfen, im schönsten Geschirr mit glänzenden Messingringen, die Köpfe, rollten die Räder und fuhr endlich ein ungewöhnlich langer Zug, in schönster Ordnung hintereinander, das Thal entlang, der nächsten Stadt entgegen.

Vorne das erste Wägelchen gehörte dem Zaneder, und der saß stolz und munter darauf, als führe er um Großes und Ruhmvolles zu empfangen.

Kein Knecht führte seinen Wagen, sein Sohn hielt die Zügel und lenkte im Sonntagsgewande die schönsten „Pinschgauer", die es im Thale gab.

Die Leute in den ersten Häusern der kleinen Landstadt hatten zu gucken, als der seltsame Zug kam, und frugen: was wollen Die heute da?

Mancher nahm rasch Hut und Stock und ging hinterher, bis auf den Hauptplatz, wo die seltsame Wagenburg hielt und in einem Gasthofe einkehrte.

Der junge Zaneder ging allein in das Amtsgebäude und zog ein blankes, breites Silberstück aus der Tasche, zu dem Amtsboten sagend: „Mein Vater, der Zaneder vom Herrenhof is' da. Er wartet, bis der Herr drin' ihn braucht. Wenn die Zeit is', seid so gut und holt ihn vom Rößlwirth!"

Der Amtsbote schmunzelte und seine Augen leuchteten auf das blinke und blanke Silberstück. Er legte, sehr fein militärisch, die Hand an die Kappe und schob, mit einer merkwürdig geübten, runden Handbewegung, das Geldstück in seine Westentasche.

Er sah dem jungen Zaneder lange nach, zuckte zuletzt die Achseln, als ob er sagen wollte: mir ist Alles recht! Wenn's nur alle Tage Herrenhofer gäbe und nicht solches lumpige Gesindel, Handwerksburschen, Wochenmarktweiber, beulenbeschlagene Knechte und ähnliches Gelichter!

Um die bestimmte Stunde klingelte der Amtsherr laut und heftig, daß es den draußen Harrenden schon jetzt in's Herz zucke.

„Is' der Zaneder da?"

„Ja, E'r Gnaden, er wartet blos unten und ich will ihn augenblicklich heraufholen!" sagte der Diensteifrige.

Der Amtsherr schmunzelte — das hatte er erwartet — endlich war der Bär aus seiner Höhle und demüthig herausgekrochen! —

Er kreuzte die Hände über die Brust und warf sich in die Lehne des Sessels zurück.

Der Bote hob die Beine, so viel er konnte, und lief spornstreichs zum „Rössl".

Dort stand der Zaneder, mitten in einer Menge von Bauern, und als er den Boten schon von ferne herankommen sah, ging er, verständnißvoll, schnurstracks entgegen.

Aber mit ihm bewegten sich alle Anderen hinterher; und nun folgten sie insgesammt dem Amtsboten auf dem Fuß, ehe dieser was sagen und überlegen konnte, mit ihm in's Amtsgebäude und die Treppe hinauf, in das Vorzimmer hinein.

Das Thatsächliche wird immer von den Natursöhnen strammer und treffender geleistet, als das, was blos im Wort- und Gedankenausdrucke liegt. Ihr Sinnen und Denken sieht zumeist lebende Bilder und darum sind sie in diesen fest und sicher, wie ein Geschulter in Wort- und Gedankenfolgerung.

Deshalb überrascht der Natursohn mit sprunghaften Thaten den Verfeinerten, wie letzterer den ersteren mit Gedankenwendungen; und der Sieg wird dem Einen oder Anderen bleiben, je nachdem die That oder die Gedankenwendung den Ausschlag zu geben vermag! —

Der Amtsbote ward roth und blaß, er wußte nicht, was er sagen und reden solle — er war abermals in einer peinlichen Falle.

Als er die Thüre aufmachte, um wenigstens den Namen zu nennen, hatte der Zaneder schon die Schnalle in der Hand, stand in dem geöffneten Raume und hinter ihm war die Menge all' der Hofbesitzer.

Der Herr im Amte machte große Augen und sah hinaus, endlich hin über die Anzahl, die langsam und sicher eintrat, bereits eingetreten war.

Einen Augenblick war er stille. Er sah aber, daß der Würde hier nichts vergeben werden dürfe, und er sagte: „So? Auch Die, die ich nicht gerufen habe? Gut, daß Ihr da seid und höret, was ich zu sagen habe!“

Alle standen stumm und ohne Regung, wie eingerammte Säulen, auf ihren Plätzen.

„Herrenhofer, Ihr wiegelt die Leute auf!“

Der Herrenhofer machte eine leichte Bewegung mit seinem Hute in der Hand und schwieg einen Augenblick. Dann sagte er zu den Seinen gewendet: „Manner, seid Ihr aufgewiegelt?“

„Noa!“ (Nein) sagten diese Alle einstimmig.

Der Herrenhofer sah dem überraschten Herrn rasch in's Gesicht.

„Johann Zaneder, Ihr seid ein Rebell!“ rief endlich der Amtmann entrüstet. „Und ich lasse Euch festnehmen und einsperren!“

„So?“ Einen Augenblick preßte der Herrenhofer sein Ueberwallen zurück. Dann wendet er sich wieder zu den Seinen um: „Manner, bin ih ein Rebell?“

„Noa!“ sagten diese gelassen.

„Wer ist Amtsherr!“ frug barsch dieser, „Ich oder Ihr?“

Der Zaneder schwieg wieder einen Augenblick und der Amtsherr meinte schon, ihn endlich niedergedonnert zu haben.

Da wendete sich der Bauer wieder um. „Manner, hab' ih g'sagt, daß ih Amtsherr bin?“

„Noa!“ sagten die Männer wieder.

„Und ich wiederhole, Ihr seid ein Rebell!“ rief der Erstere, nun wirklich aufgebracht.

„Manner!“ wendete sich der Herrenhofer um. „Verweigern wir Steuern und Abgaben? Is' Einer von uns mit ein' Kreuzer in Rückstand? Haben wir unsere Söhn' von der Armee z'ruckg'halten? Halten wir ungetreu mit Gut und Blut zu Kaiser und Reich?“

„Noa!“ sagten die Männer fest.

Der Amtsherr sah erschreckt ein, daß er zu weit sich hinreißen ließ.

Der Herrenhofer hatte mit einem Blick seine Wirkung heraus.

„Sperrt man einen Bauer, den man alle Tag' z'finden weiß, so leicht ein — und zieht epper ein Amt ein Nagerl aus den Schindeln von unserm Dach, eh's durch alle Gericht' durch'gangen is' — stiftet man uns ab, wie einstmal?“

„Noa!“

„Schweigt! Ihr Andern, und redet, wenn ich frage!“ rief der Amtsherr erzürnt. „Ihr glaubt wol, der Arrest sei nicht groß genug? Was mache ich mir daraus, wenn Ihr Alle darin sitzet, anstatt des Zaneder allein?“

„Fragen Sie, Herr Amtmann“, wendete sich der Zaneder zu diesem, „wenn ih nit fragen soll, ob die Männer mih allein lassen wollen und ob sie es 'leicht um ein Wörtl in Allem anders meinen und wollen, als ih!“

„Noa!“ riefen diese wieder, ohne eigentlich gefragt zu sein.

Der Amtsherr biß die Lippen übereinander. Er kannte das harte Holz dieses Schlages. „Nun gut!“ sagte er, und eilte zu seinem Tische, als ob er die Glocke bewegen wolle, um einen Befehl zu geben.

Alle waren gespannt, was nun folgen werde.

Plötzlich blieb er doch stehen.

„Ich will Euch zeigen, daß ich überlegter bin, als Ihr — ich will Euch . . . . . eine Bedenkzeit geben!" Und dabei schritt er wieder vom Tische weg. „Laßt den Herrenhofer allein in seiner Sach' — und ich will nichts gehört und gesehen haben! — — Ja, Zaneder, ich lasse Euch auch los und aus Allem, wenn Ihr die Sache für beendet ansehet und Alles daheim in Güte beilegt. Ich will nichts gehört und gesehen haben — wollt Ihr?"

Die Männer schwiegen und sahen sich gegenseitig an.

„Redet Ihr, Zaneder, jetzt, redet, Ihr seid doch ein gescheider Mann!"

„Bedank' mih schön! Jetzt bin ih doh kein Rebell mehr. Also — Manner, wollts Ihr?"

Dabei wendete er sich rasch um, ohne damit eigentlich eine Antwort gegeben zu haben.

„Noa!" sagten die Männer abermals einstimmig.

„Da ist Euer Bauerntrotz! Immer verneinen!" rief der Amtmann. „Aber Ihr werdet sehen, wie ich trotzen kann! — Ihr werdet schon Ja sagen! Merkt es Euch! — Ihr könnt heimgehen; aber es wird Euch schon heimkommen!"

Somit klingelte er — der Amtsbote öffnete die Thüre, der Herr machte eine Handbewegung — Alle drehten sich um, der Herrenhofer ebenfalls, und sie gingen.

Vor der Gamecker Hütte stand ein zusammengewichster Jägerbursche mit Rohr und Federhut und drehte sein Schnauzbärtchen.

Die Franzl stand auf der Schwelle. Das kleine Mädchen spielte auf derselben.

„Also ein' Pecher hast Dir ausg'sucht? Das is' Pech, meine liebe Franzl!“ sagte, in herausfordernder Spitzigkeit, der Jäger.

„Ja wol, aber nit für mih, sondern für'n Jager“, war die schlagfertige Antwort Franzl's.

„Meinst?“ sagte der Jäger getroffen. „Wer weiß, ob nit für Dih und Dein' Pecher! Thut Ihr's mit Fleiß (absichtlich), daß Ihr Abends G'stanzln und Trutzliedln singts?“

„Hast Du noh niemals g'sungen? Und hast Du Acht geb'n, ob's Wer hört oder nit? Wir singen für uns und wie's uns g'rad um's Herz is' — und Du thätst auch nit anders.“

Es lacht a jede Dirn
Kummt ein Jager daher —
Weil's gar so gern
D'Frau Jagerin wär'!

sagte der Jäger protzig.

A Dirndl im Haus
A Vogl auf'm Ast —
Schaut nit auf's G'wandl,
Schaut, wer ihm paßt!

antwortete Franzl zum Gegenschlage.

„Wol!“ sagte der Jäger. „Aber hast Du mit mir singen wollen? Hast mih bei Dir g'litten? Franzl, heut' stehet's Dir gut an und passet Dir recht. Heut' hät'st kein' Pecher, den wir vom Thal und Wald hinaustreiben. Und das g'schieht, gib Acht!“

„Du kannst es nit thun, Du mußt warten, bis der Förster Dir's schafft!" sagte Franzl stolz, den Jägergehilfen in seine Schranke zurückweisend. „Und der Förster wird sich's auch überlegen!"

„Ueberlegen, hoho! Meinst, wegen dem Herrenhofer? Für den Bauern gibt's auch noch Herren!"

„Aber Du bist nit der Herr!"

„Schau, Fritzl, Wilderer-Fritzl — denn den Namen Gamecker kennt kein Mensch fast mehr, man red't nur immer vom Wilderer und von der Wilderer-Hütten — schau Fritzl, Dir stünd's besser, Du hielt'st Dich zum Bitten, als zum Aufbegehren! Jetzt sind andere Zeiten und den Gamecker Pal sucht ein jeder Lauf und jedes Schrotkorn oder gar jede Kugel! Weißt, eine Wildererstochter muß mit gerechtsamen Jägern anders reden, als Du! Du wirst noh weich werden! Es hat eine Zeit 'geben, wo ih hätt' können eine Liebschaft mit Dir haben; aber jetzt — und fallest mir um den Hals — ih möcht Dih nit! Ih werd' mir nit sagen lassen, ih halt' mit den Wilddieben und bin einverstanden mit ihnen. Die Franzl existirt nimmer für mih; aber die Wildererhütten und die Wildererstochter. Ih werd' scharf auf Beide schauen!" —

„Und was wirst Du sehen?"

„Ein' Wilderer oder ein' Pecher! Und Einer is' mir, wie der Andere. Forstfrevler sind sie all' Zwo! Und den Forstfrevel hab' ih jetzt den strengst verschärften Auftrag zu hindern, mit Gewalt — Du weißt's selbst — mit Kugel und Rohr!"

Franzl's Herz bebte allerdings. Es traten ihr Thränen in die Augen.

„Ah, siehst es, Du wirst schon weich; aber erst gefreut und dann bereu't, ist schon öfters dagewesen! Du hättest besser umgekehrt gethan! — Du bist a frische Dirn, wahr is'", sagte der Jäger bewegt durch den Anblick der feuchtäugigen Dirne, die ihm gefiel; „aber", sagte er wieder, um vielleicht doch noch, und auf diese Weise, einen Triumph zu erreichen, „und wenn's D'mir um'n Hals fallest . . . ."

„Um'n Hals fall' ih Dir nit!" sagte das Mädchen wieder stolz, wischte ihre Augen und hob ihren Kopf, ihn fest ansehend. „Und wenn Du tausendmal schöner wär'st und gleih tausend Schuß in Dein' Rohr häst! Wenn mein Vater a Wilderer is' — so trifft er! Und wenn mein Vater a Wilderer is, so schau erst, daß D' ihn find'st! — Den Gamecker hat noch kein Jager mit Sträußl und grün' Hut g'sehen!" — Ihr Auge flammt immer mehr. — „Wenn Dih Wer um die Franzl fragt, so sagst nur gleih, die Franzl is' dem Gamecker sein' Tochter! Und hast Du mit dem Pecher, mit dem Bastian was — so mach's mit ihm aus — er fürcht' kein' Jager — das sag' ih Dir — und Du bist nit der Erste, der sich ihm merken kann!" Das sagte die Dirne mit vollstem Stolze, wendete sich um und ging in ihre Thüre.

Der Jäger stand einen Augenblick, verduzt von dieser Wendung. Erst war es ihm, als sollte er ihr noch nachgehen und ihr den Rest von Drohung oder Schimpf sagen; dann aber faßte er sich, im Bewußtsein seines Amtes und seiner Würde — sagte nur vor sich hin, indem er die Faust ballte, „warte, Du wirst's bereuen!" und ging seiner Wege.

Als Franzl wieder zur Thüre zurückkehrte, nach einer Weile, um zu sehen, ob der Jäger fort sei, sah sie von ferne einen braunen Hund den Weg zur Hütte heranrennen.

Er schleifte einen Strick nach sich, der ihm mit einigen Kettengliedern vom Halse ging. „Burscherl!" rief Franzl erschreckt aus.

Kaum sie den Namen gerufen hatte, sprang auch schon der Hund auf die Schwelle und das Kind, beleckte dieses, sprang an Franzl hinauf und winselte, knurrte, zuckte an allen Gliedern vor Freude.

„Was bringt Dih her? Kommt 'leicht der Vater — is' ihm was g'schehen?"

Der Hund drängte sich immer an das Mädchen und wetzte den Kopf an ihren Knien.

Franzl bog sich zu ihm hinab — zog ihm das Halsband ab und sah nach einem Einschnitte im Leder. Ihr Auge fand das Wohlverborgene, Gesuchte — richtig stack dort ein Papierchen.

Das Mädchen war die Botschaft gewöhnt und kannte sie schon aus allerlei Fällen.

Der Gamecker durfte seinem „Burscherl" nur sagen: „Geh' z'haus" und ihm den Kopf streicheln, oder freundlich auf den Rücken klopfen, so lief der Hund stunden-, meilenweite Wege, wo immer er in Wald und Gebirg auch war, den kürzesten Weg heim zu der Hütte. Ebenso durfte die Tochter des Gamecker nur sagen: „Geh', such' Dein' Herrn!" so warf der Hund den Kopf nach einer Seite, zuckte mit den Ohren, sah noch einmal in das Gesicht der Sprechenden, ob er recht verstanden, und lief, woher er gekommen war, mit einer Sicherheit, die nie fehlte! Dieser

Bote hatte der Wildererfamilie schon manche Dienste geleistet und ihr das trübe Dasein oft erheitert.

Wildern läßt Einer, der's begonnen, so wenig, wie spielen und lieben — je gefährlicher es wird, desto reizender und unauflöslich fesselnder!

Der Hund lief, mit dem Stricke um den Hals und den wenigen Kettengliedern, aus Absicht seiner Herrenleute. Er sollte aussehen, wie ein Hund, der sich gerade von seiner Fessel, von seinem Platze als Hauswächter am Hundehüttchen losgerissen, und darum von den Jägern unbeachtet gelassen werden. Ein Jagdhund im Walde hätte ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, oder wäre ihrem Rohre, das keinen unnöthigen Stöberer im Reviere duldet, nicht entgangen. Ein Kettenhund, der geschwärmt hat und wieder heimläuft, zieht wenig Beachtung oder Rachegedanken auf sich.

Freudig bemühte sich Franzl um das Papier. Sie erkannte sofort, daß ihrem Vater nicht das Aergste passirt sein könne. Sie entfaltete das Zettelchen und entzifferte aus den seltsamen, aber ihr wohlbekannten Schriftzügen:

„Morgen läßt der Förster im Wald schlagen, er hat die Holzknechte in den Herrenwald bestellt. Es kann leicht einen Streit wieder geben, oder ein Unglück mit dem Bastian. Er soll vorsichtig sein und sich in Acht nehmen. Wenn er sich immer rechts, gegen den alten Steinbruch zu, haltet, so wird er mich schon finden in der Noth. Und in der Noth is' er nit allein. Der unsichtbare Schütz' vom Letztenmal wird das Seinige nit fehlen lassen. Gib Acht, daß dem Kind' nix g'schieht. Schreib', ob Ihr g'sund seid und schick' mir den Bürscherl wieder."

Der Hund bekam ein Stück Brod, in Salzwasser getaucht, viele Schmeicheleien dazu — und als ihm gesagt wurde: „Bürscherl, such' Dein' Herrn!" stellte er sich an die Thüre, bellte und winselte, daß man sie ihm öffne — lief er, am Abende, in der Dunkelheit, wieder davon.

Der Förster fühlte, jetzt gelte es seiner Würde!

Er hatte Jahre lange mit Mühe gegrübelt, gearbeitet daran, seiner Herrschaft einen Besitztheil zuzuführen, dessen Rechtstitel nie klar, dessen Thatbeständigkeit immer vom höchsten Zweifel war.

Seinem rastlosen Arbeiten und Aneifern war es gelungen, den großen Streich zu führen und der Gemeinde, wie dem Einzelnen, ein Recht und ein Stück Forst zu nehmen, das er wie einen Dorn in seinem Fleische, wie einen Keil in seinen Stamm getrieben fühlte.

Gewohnt, hier allein zu herrschen, wie seine Voralteren, mochte er den Gedanken nicht ertragen, in dem Augenblicke da er an eine alte Stelle träte, sich sagen zu müssen, hier ist dein Fuß unberechtigt und du stehst auf fremdem Gut und Boden! Jedes Grobtuch kann dir sagen, hier bin ich Herr! —

Er konnte dies nicht ertragen — und wollte es nicht!

Er hatte angeeifert zum festen Erfassen, er hatte in sich selbst die Zweifel, mit rollendem Blute, zur Gewißheit vorgedrängt.

Mit dem Festhalten des Errungenen, mit dem Beständigmachen des Wankenden, war nun sein Ruf, seine Stellung, das Verstummen seiner Gegner verbunden, und

er brauste auf, wie Kalk von Wasser getroffen, das ihn zersetzen und zerbröckeln soll!

Er fühlte, daß er den Mann jetzt vollends stellen müsse, der er seit Jahren war!

Wegen des Schusses, der ihm das Gewehr zerschlug, gab es keine Klage. Jede Klage hätte nur dazu gedient, den Hohn noch größer zu machen und die Bauern, den Herrenhofer an der Spitze lachen zu lassen! — Er hörte im Geiste wie sie sagten, er möge doch den Schützen suchen und anzeigen — er möge ihn nennen und man werde ihn greifen! — Die Nürnberger, die Niemandem was thaten, sie hätten ihn denn — seit Jahrhunderten unsterblich — tauchten im Geiste vor ihm empor! —

Er konnte den Thäter ahnen, und sein voller Grimm häufte sich auf dessen Namen. Aber ihn aussprechen ohne Beweis und Grund und Folge, war ihm nur ein quergelegter Baum, über den er selbst, zum allgemeinen Hohne, straucheln könnte.

Dann hörte er es völlig in den Ohren schallen von ihren derb-treffenden Worten, warum denn seine Jäger und seine Hunde so wenig „Paß" hätten, und warum sie denn längst nicht alles Wildern und Waffentragen im Walde verböten, verhielten?

Ruhig durfte, konnte er nicht zusehen. Der Amtsschritt hatte ihm nichts genützt. Wie wollte er sich vor täglich neu auftauchenden, neuersonnenen, kleinen oder größeren Hetzereien und Thaten wahren? Fortwährend zu Gericht laufen und fortwährend von den zähen Bauern und schlauen Bauernadvokaten die Instanzen durchmachen sehen und Alles indessen brach liegen lassen?

Sollte er es endlich dahin bringen, daß Alles mittlerweile „fiskalisch“ würde und seine Herrschaft eben sowenig eine Nutznießung vom Waldgebiete hätte, als seine Gegner? —

Sollte er denn die Gleichheit auf diese Weise aufdämmen und auftauchen lassen?

Dies schien das Gefährlichste für ihn! —

Hatte er nicht, im Gegentheile, gerade durch einen Streich und kühnen Schritt zu rechter Zeit, in diesem Gebiete Fuß gefaßt, sich festgestellt und mit gewaltiger Hand entscheidend eingegriffen?

Er mußte den Kampf durch Thatsachen fortführen! Er mußte seine überlieferte Art von Königthum in diesen Wäldern sich erhalten, sagte er sich; wer die Macht erfaßt, hat das Recht! Und seine Rastlosigkeit, seine Kühnheit, die muthige Ueberzeugung, die er zur Schau tragen werde, gefördert und bekräftigt durch Rohr und Pulver, durch treubewährte aufmerkende und eifrige Bursche, immer wohlbewaffnet gegen das Bauerngesindel, das mit schwerem Fuß und wehrlos hinterm Pfluge, oder sonst wo im Acker und Feld treten muß — das Alles werde, müsse ihm den Sieg, Recht und Gewalt zugleich erringen!

Er kannte die Gegend wohl, seine Väter waren Förster, und wenn sie nicht den Namen Erbförster trugen, so waren sie es doch. Auf diesem Grunde hatten die Alten das Zerstreute geeinigt, das Ganze stets zu vergrößern gesucht, und mancher verfallene Hof, in der Bevölkerung längst vergessen, war ihm aus alten Aufzeichnungen und Familiengeschichten wohl bekannt. Er wußte, wo dieser oder jener vor langer Zeit gestanden, und wo die Bäume jetzt darüber rauschten, als hätte niemals

eine Menschenhand dort zwei Steine oder Brettchen gefügt — von den „Abgestifteten“ war nicht einmal die Sage im Volksmunde mehr vorhanden!

Der Wald war ihm, wie den Alten, ein Liebling, fast ein Riesenglied der Familie, von Geschlecht dem Geschlechte zur Obsorge unverbrüchlich übergeben!

Mit solchem Vorsatz, mit solchen Gründen und Gedanken bewaffnet, ließ der Förster Holzknechte zusammenrufen, und gerade in den Herrenwald, um dort in diesem Augenblicke zu schlagen, um jetzt mit jedem Axthiebe, mit jedem dumpf niederkrachenden Baum, seinen Besitztitel, seinen Beweis hörbar zu machen, aussprechen zu lassen!

Und gerade der Fleck, wo der Pecher seine Hand eingesetzt, dort sollten diese Stimmen am meisten schallen; der Föhrenzug, der auf Lehner's Strich hin stand, sollte fallen und diesem Eindringling ein baldiges Ende seines Handwerks gemacht werden.

Im Kampfe des Beiles gegen das Messer mußte ersteres siegen — Harzen und Schlagen waren ungleich an Zeit und Raschheit, das letztere mußte ersteres ermüden; und ginge es nicht, so mußte der Frevler gefaßt, einfach durch Gewalt ans Gericht geschleppt werden; und dort werde er, der Förster, schon dafür sorgen, daß Jenem die Zeit länger werde, als sie ihm in diesem Thale gewesen!

Der Morgen brach an und das Tagewerk Aller mit ihm. Der Förster war gerüstet in vollster Uniform. Die Jägerburschen hatten sich immer in seiner Nähe zu halten!

Als der Förster in den Wald kam, an die Stelle die er bereits mit liegenden Bäumen besät wähnte, mit den Splittern und Spänen, die, so viel sie waren, Merk-

zeichen seiner Gewalt und seines Rechtes sein sollten, lag nicht ein einziger Stamm noch Splitter zur Erde.

Die angeharzten Bäume standen alle noch, im Morgenwinde rauschend und knarrend, einzelne Eichhörnchen sprangen wie höhnend vor ihm auf und nieder.

Er sah nicht einen der Holzknechte ringsherum.

Dort — in einer kleinen Lichtung — saßen sie, oder lagen einzelne bequem, mit ihren glitzernden aber unthätigen Werkzeugen neben sich.

Endlich kam einer heran mit dem scheinbarst ehrerbietigsten und einfältigstem Gesichte und sagte, indem er den Hut abnahm und die nach der Stirne liegenden Hare glatt niederstrich: „Herr Förster, der Herrenhofer hat uns verboten auf dem Grund zu schlagen, er sagt, der Wald g'hört sein, der Herr Förster wüßten das und könnten warten bis das Gericht Ihnen oder ihm was zug'sprochen hat."

„Und ich sage: schlagt ein! Holzt, so viel Ihr könnt, sogleich, und ich hab' mein' Befehl zu verantworten!"

„Ja wohl," sagte der Holzknecht, noch immer mit einem Gesichte, das keine Miene verzog, und den Hut dabei mit beiden Händen demüthig haltend. „Aber, der Herrenhofer hat g'sagt, er gibt uns doppelten Taglohn, wenn wir für ihn schlagen!"

Der Förster zog seinen Schnurbart mit den Lippen ein. — Dieses Gegenmittel war unerwartet und gut.

„Ich hab' Euch aufgenommen und Ihr müßt arbeiten, oder kommt in Straf'!" faßte er sich endlich.

„Ganz richtig, Herr Förster, das hab' ich auch g'sagt. Aber die Ein' sagen, na so zahlen wir die Straf' von dem doppelten Geld! Und die Andern sagen, na so arbeiten

wir für den Herrn Förster! Aber muß es denn g'rad da sein? — Der Herrenhofer hat g'sagt, er kommt mit Knüppel und Knecht und g'ladenen G'wehr', wenn's sein muß; — warum sollen wir also unsere g'sunden Glieder riskiren oder raufet wer'n? — Der Herr Förster is' ein guter Mann — wir müssen uns mit ihm, so gut wie mit den Leuten vom Thal verhalten — bitten wir ihn recht schön, daß er uns wieder anderswohin schickt!"

Die anderen Knechte stupften sich insgeheim und „pfugetzten" (kicherten) hinter ihren Hüten oder hinter sonstigem Bergenden. — Das Frühstück und das Versprochene vom Herrenhofer waren beide gleich gut — die vorgebrachten Gründe waren verdammt einfach, schlau und richtig.

Der Förster stampfte unwillkührlich und unbedachtsam den Boden. Er hätte gerne seinen Grimm verborgen.

Es war nichts Anderes zu machen, er war zu erfahren um nicht zu wissen, daß er da mit all' den scharfsinnigsten Gründen und feinsten Beweismitteln stumpf abprallen werde von der einfachen Starrheit und Lebendigkeit der entgegenstehenden Thatsachen!

Er sah über die Knechte mit festem Blicke und stumm dahin.

Ihnen einen Gegenbefehl, einen andern als den eben erst ausgesprochenen, aus seinem Munde zu geben, schien ihm eine Demüthigung.

Er ließ sie daher stehen, herrisch, doch noch an seinen Willen gebunden — entfernte sich langsam, ohne ein Wort zu reden, strich sich den harten, in weitem Bogen tief abwärts reichenden Schnurbart — und dachte: einen

Gegenbefehl werde er ihnen, durch einen seiner Gehilfen, später sagen lassen.

Lehner fühlte mit pochendem Herzen den Gang der Dinge.

Er sagte sich nicht hochmüthig, daß er der Sturzbach des Ganzen sei, welcher das Getriebe dieses Thales bewege; daß er vielleicht Alles angestiftet — er durfte es auch nicht sagen! — Er kannte zu wohl die Zwistigkeiten, die tiefen Gruben einer Quelle, die er vielleicht nur blosgelegt, im Rieseln gefördert!

Das Gefäß der Zwietracht war voll und diese stieg, das wußte er seit lange, bis zum Rande — er war wie ein Stein, der hineinrollte von der Höhe, wie der letzte Guß, der zufällig hineinstürzte und überrieseln machte!

Aber was überströmte, netzte fruchtbringend den Boden ringsumher. — Stolz war er auf seinen Herrenhofer, wie auf sich selbst, ja wie auf ein Besseres, Mächtigeres seiner selbst, außer ihm.

Der Herrenhofer war ihm das lebendige Erbgut des Gedenkens an die Einstigen, von Seite dieser Thalschaft, der Herrenhof verkörperte ihm die traumhaften Sagen seines Vaters und Großvaters.

Er durfte nicht wanken, er wollte nicht wanken!

Sollte er sich etwa verbergen? Wann war die Stunde, in der es über ihn losbrechen konnte? Sie hätte längst gewesen sein können — er verbärge sich vergebens! Er mußte sich kühn und frei hinstellen im Walde vor Förster und Forstgehilfen; was zu geschehen hatte, mußte geschehen; was kommen sollte, war unvermeidlich! —

Ja, er durfte nicht wanken, noch weichen.

Er war ein Lehner! Und unwillkürlich hineingeführt, halb und halb hineingerissen in die Geschehnisse, die wie ein alter Quell aus längst bekanntem Grunde nach langer Unterbrechung für ihn wieder emporschossen, mußte er bleiben und an dessen Riese die schwersten Steine legen oder beseitigen!

Die Franzl hatte er auf Vätergrund gefunden. Die Franzl war ein junges, ein dralles, gebräuntes Dirnl, wie es der Stolz jedes Holzknechtes, Pechers, oder jedes arbeitenden Menschen im Walde gewesen wäre. Sie war viel jünger, wie er, und er hätte es nie gewagt, um sie zu werben, sie für sich gewinnen zu wollen. Franzl war ihm geworden, fast räthselhaft, als hätten sie lange, unbewußt, heimlich auf einander gewartet, durch einen gewaltigen Berg getrennt, und hätten sich beim Finden sogleich erkannt, daß sie es wären, die für einander von jeher bestimmt!

Franzl war ihm Geliebte und noch mehr! Franzl, obwol selbstständig und keines Schutzes bedürftig, war ihm wie ein Jugendliches, das sich an ihm schmiegte — fast wie ein Kind, das keinen Schutz hatte, ihn gewaltig fand, und das er, der Aeltere, Kräftige, nun schützen müßte!

Diese gewaltige Natur ward bewegt davon.

Wenn er im einsamen Walde oft saß, unter einer Tanne oder Föhre allein, sein Pfeifchen dampfend und vor sich in die Rauchwirbel starrend, stand das Alles so deutlich, fast lebendig, greifbar vor ihm, und an die starke Brustwand pochte es von innen.

Ja, das kleine Schwesterl vollendete ihm das ganze

Bild der Schutzbedürftigkeit — und er hatte es gerettet im ersten Augenblicke, als er es gesehen!

Der Gamecker paßte für ihn. Der Gamecker war ein Schwiegervater, seltsam, und doch ihm so seltsam im Gemüthe passend! Gegen Gewaltiges kämpfend, Altes kennend, unruhig und unzufrieden, schlau und arm, von Tag zu Tag das Brod erringend, und das Haupt nicht an gleichem Flecke legend — der Gamecker hatte etwas für ihn, das er nicht mit Worten sagen konnte — aber der Gamecker, der Herrenhof und der Lehnergrund schienen ihm, wie ein Ganzes, Unzertrennliches!

Der Gamecker hatte auch schon von seinem Vermögen geleistet. Der Schuß, der heimliche Schuß auf den Förster, war mehr werth, als eine Hütte oder gar ein Hof.

Was wär' geschehen ohne denselben?

Nun paßte aber Alles so gut zusammen, es hätte sich ihm nicht besser, nicht festigender fügen können; er fühlte sich eingewurzelt in den Thal- und Waldgrund, als wäre er nun eine alte Eiche, die fest stand, die fest stehen sollte!

Herausreißen konnte ihn kein Förster mehr. Er klammerte sich mit tausend unendlich tief gehenden Wurzeln, die sie nicht kannten und sahen, über die sie nichts vermochten, in dieser Erde. Brechen konnten sie ihn; aber eher sollten sie Axt und Kugel an sein Leben setzen — er wolle nicht zuvor weichen und wanken!

Als der Förster von den Holzknechten hinwegging, stramm, stolz, ingrimmig in sich verbissen, das Gelbweiß jeder halbgeschälten Föhre wie eine zähneblöckende

Frechheit ansehend — da stieß er gerade bei einer Krümmung auf den Pecher.

Bastian saß auf einer Erderhöhung, an einer Stamm-Wurzel, und schnitzte die breiten Späne, um sie später als Rinsen einzuspeilen.

„Was machst Du da!" rief der Förster mit vollgewaltiger Stimme.

Bastian stand auf, sah ihn an — und schwieg. Der Pecherknecht fühlte vielleicht im Augenblicke noch den Försterrang.

„Was machst Du da? frage ich!"

„Pechen!" sagte Bastian's Stimme trocken und männlich.

„Du verfluchter Hund — wer hat Dir das erlaubt?"

Nun stieg Bastian's Muth und Zorn zur Höhe.

„Ein verfluchter Hund mag bei einem Förster sein — ih bin der Lehner! Dem Lehner-Bastian hat der Herrenhofer das Pechen erlaubt, und damit hab' ih Alles g'sagt!"

„Hab' ich Dich endlich!? Immer bist Du mir aus dem Gesicht gekommen. Jetzt geh'st Du vor mir — Du bist arretirt!"

„Arretiren wird der Förster auf seinem Grund und Boden, und nur Den, der schießt — den Lehner-Bastian aber nit!"

„Voraus! sage ich, oder ich schieß'!" Der Förster setzte das Gewehr an.

Lehner-Bastian stand wie ein Baum, legte eine Hand in die Hüfte, als ob Einer sagen würde: „Schieß', ich sterbe!"

Der Förster war von diesem Anblicke erschüttert — das Rohr zitterte ihm — er nahm es weg und schloß unwillkührlich eine schwach gewordene Hand.

„Geh' voraus und laß' Dich ruhig arretiren!" rief er nochmals.

„Das thu' ich auch nicht!"

„Warte!" drohte der Förster grimmig. Er hob einen „Ruf" (eine Jägerpfeife) von der Brustschnur zum Munde, und stieß einige gelle, „röhrende" Laute daraus hervor.

Bastian kannte, daß dies ein Hülferufen, ein Zeichen für die Bursche sei — er griff zu Boden und erfaßte sein Handbeil.

Der Förster ging in den Wald vorwärts, auf einen Hauptweg, von dem er die Bursche kommend hoffte, ihnen entgegen, aber den Pecher immer im Auge behaltend.

Bastian stellte sich an einen Baum und rührte sich nicht.

Es währte keine lange Zeit, da schritten zwei Jägerbursche heran. — Die Hunde wollten sie nicht riskiren. Ein werthvolles Thier, oder alle zwei konnten durch das Beil, wenn nicht getödtet, doch für alle Zeit geschädigt und untauglich werden.

„Ergib Dich!" riefen die Bursche.

„Ein Lehner läßt sich nit fangen!"

„Wir schießen!"

„So seid Ihr Räuber!"

Ein Jäger zog den Hahn auf — und legte an.

In diesem Augenblicke bog sich Lehner zur Erde, hob seinen Eisenkrückstock, der neben ihm lag, und schleuderte ihn gewaltig nach dem Jägerburschen!

Dieser, zwischen Brust und Gesicht getroffen, strauchelte zurück — ein Schrotschuß zerspreute in der Luft!

Nun war der zögernde Kampf begonnen, waren die Thätlichkeiten vorhanden — Lehner ergriff, im Kriege um sein Leben und seine Glieder, den deckenden Zug durch die Bäume, im wilden Zickzack, immer das Beil nicht aus der Hand lassend, unwissend im Augenblicke, wohin ihn das Ziel führen werde.

Da hörte er, im Brechen der Zweige und Bellen der Hunde, seinen Namen ängstlich ausgerufen.

„Bastian! Bastian!"

Die Stimme war die Franzl's. — Sie hatte den Schuß aus der Richtung gehört, ihr banges Herz, das immer fürchtete, ahnte Schlimmes für Bastian, sie rief ängstlich, um ihn zu hören, seiner sicher zu sein, oder wie zum Schutze ihn an sich zu nehmen.

Bastian hörte den Ruf, dieser goß neuen Muth in sein Herz und sagte ihm ein Ziel — er lief in die Gamecker Hütte.

Die Jäger erriethen die Stimme und den Lauf.

Sie wollten den Vogel aus dem verhaßten Neste nehmen!

Wenige Schritte hinter Bastian waren sie an der Gamecker Hütte — und stießen wüthig die verrammte Thüre ein.

Der braune Jagdhund Gamecker's, „Burscherl" stürzte herbei und band mit den Hunden an, die in einem wirren Knäuel nun für sich allein kämpften und für Bastian unschädlich waren.

Bastian — die Hülfsmittel der Wehre im Bauernleben wohl kennend — schob den Tisch, wie einen Schutzbau,

im Nu vor sich und ergriff die Tischplatte, wie einen Schild sie vor sich haltend.

Er suchte für den Augenblick einen Ausweg.

Er sah zurück, das Fensterchen hinter ihm war vergittert, er war gefangen!

Er dachte im Augenblicke an sein schmähliches Ende.

Da hörte er es poltern und rollen — im selben Augenblicke hatte Franzl's muthgekräftigte Hand das Gitter ergriffen, ein morscher Stein löste sich aus der Mauer — „Bastian nur da hinaus!" — er hielt noch immer die Tischplatte, sprang mit ihr und strauchelte — die Hand Franzl's zog ihn kräftig — noch eine Wendung, und er war draußen — die fortgestoßene Tischplatte schlug abermals auf einen Jägerburschen nieder — ein Schuß fiel hinter ihm!

Bastian fühlte es, nach wenigen Augenblicken, wie kalt in einem Fuße — er lief fort und sah nach einem Beine — roth streifte sich's und triefte — er hatte einen Schuß!

Frei wollte er sein — einen Lehner durften die Jägerbursche nicht fangen — und hätte er im Augenblicke hier sterben müssen!

Er lief nach dem Steinbruche — der Gamecker hatte zu rechter Zeit den Ort angedeutet.

Er langte im Steinbruche an, stieß eine Art von „Juchezer", einen ihm wohl bekannten Schrei, aus — der Gamecker sah von der Höhe, hinter einem Felsstück, hervor.

„Da her! da her!" rief Gamecker von einer Höhe.

Lehner wollte sich emporschleppen, sein schweres, anschwellendes Bein trug nicht mehr, er wankte, er konnte

nicht mehr vorwärts, er mußte sich fest halten, um nicht zu sinken.

Da sprang Gamecker herunter, klimmte von Gestein zu Gestein, bis an Bastian.

„Häng' Dih an! Ih trag Dih und versteck' Dih!"

Lehner schlang die Arme um seinen Nacken, der Wilderer nahm den schweren Mann auf den Rücken, mit dem Rohr in der Hand — und klomm, mit Lehner auf dem Rücken, aufwärts.

Dort oben wollte er ihn verstecken und, müßte es sein, vertheidigen!

Die Jäger sahen noch zu rechter Zeit, oder besser unrechter, die mühsame Arbeit von ferne.

Gerade legte Gamecker seine Bürde hinter den vorspringenden, aufwärts stehenden Fels seines Versteckes.

Der Förster, der das lange vergebens gesuchte Schlupfloch endlich ersehen hatte und hieher lenkte, legte in Büchsenschußweite auf den Gamecker an. „Leg' Dein Gewehr nieder!" donnerte er.

„Ihr das Eure!"

Feuer blitzte.

Gamecker sah den Förster zielen und das Feuer aufblitzen — zwei Schüsse knallten daher fast gleichzeitig!

Gamecker stieß einen gellen Schrei aus, der an dem Gestein wiederhallte.

Der Förster hatte unglückseliger Weise das Gestein am Rande getroffen, dieses splitterte los, ein ärgeres Geschoß, als es das Schrot gewesen wäre — ein Stück drang an die Schläfe des Gamecker.

Verwundet, betäubt bog sich der Wildschütz, in dem Versuche sich aufrecht zu halten, nach rückwärts — dann

vermochte der Leib noch einmal sich gerade, aufrecht zu erhalten — er fiel aber schwindelnd, strauchelnd seitwärts — er stürzte auf den ersten Steinabsatz — von diesem, durch einen krampfhaften Ruck, auf einen zweiten, tiefern — er kollerte von Gestein zu Gestein — er rollte endlich in den gähen Abgrund!

Die herbeistürzenden Jägerbursche fanden zwei Liegende — einige hundert Schritte von einander.

Der Gamecker gehörte zu den Todten — der Sturz hatte ihn vollends getödtet und zerschmettert.

Der Förster lag, blutend — schwer athmend — er war in die Hüfte geschossen und hatte ein wachsfahles Antlitz.

Franzl eilte Bastian und den Jägern nach — und herbei zum Steinbruche — sie hörte mit Entsetzen von ferne die Schüsse. Ihr Kopftuch war entfallen, ihre Hare flogen nach rückwärts, ihre Füße waren wund geritzt und blutig.

Das Kind lief irre im Walde umher, schrie weinend darin um den Vater und die Franzl — der vielfach gebrochene Wiederhall des Wehes rief einen markdurchschütternden Ton hervor.

Franzl langte endlich im Steinbruch an — mit einem gellen Aufschrei fiel sie über die Leiche des Vaters, der sie mit starren, offenen Augen ansah!

Sie umhalste ihn und rief mit den zärtlichsten Worten — harrte auf einen Laut, hoffte auf eine Bewegung — vergebens!

Bastian hatte ihren Aufschrei erkannt, und er sah auch von seinem steinigen Schmerzenslager was vorging.

Er erhob sich auf den Händen und rief mit aller Anstrengung: „Franzl! Franzl!"

Nach mehrmaligen, vergeblichen Rufen vernahm sie ihn.

Wie aus einem entsetzlichen Traume aufgeweckt, der ihr alles Andere vergessen machte, sah sie um sich und suchend in die Höhen.

„Franzl!" tönte der Aufschrei wieder.

Franzl erhob sich, klomm hinauf — und sein bleiches Gesicht, der blutige Fuß Bastian's, sagten ihr Alles.

Von dem Herrenhofe, wo ein Knecht wahrscheinlich den Beginn berichtet, kamen sie nach längerer Zeit mit Knüppeln, und der Herrenhofer eilte mit dem Gewehre in der Hand herbei.

Der blutige, traurige Ort bedurfte keiner Erklärungen mehr.

Der Herrenhofer war tief erschüttert und gebeugt.

Zwei Tragen aus Tannenreisig waren bald gemacht.

Die eine wurde mit ihrer Last in das Försterhaus getragen — die andere in die Gamecker Hütte.

Die Leiche ließen die Jägerbursche nicht vom Orte bewegen — des Gerichtes wegen.

Eben als sie die traurigen Bürden vom Orte heben wollten, schleppte sich ein brauner Hund herbei — einen Hinterfuß zerrte er schlotternd an seinem Leibe nach, seine Zunge hing blutig heraus, sein großes Auge hatte einen tiefergreifenden Ausdruck. — Er ward im Kampfe mit den andern Hunden so zerfetzt. — Er schnupperte im Steinbruche keuchend umher, er legte sich an der Leiche seines Herrn und der „Burscherl" verendete da. —

Der Lehner-Bastian blieb nicht lange in der Gamecker Hütte liegen. Das Gericht holte ihn ab und versicherte sich seiner.

Der Gerichtsarzt hatte die Möglichkeit des Transportes erklärt, und so wurde Bastian, in einem Wagen, der sacht und langsam unter Bedeckung fuhr, ins Gefängniß transportirt.

Um so mehr wurde er dies, da Franzl erklärte, sie wolle die Verhaftung mit ihm theilen und den Leidenden getreulich pflegen.

Anfangs schienen Bedenken gegen die Wildererstochter vorzuliegen; nach reiflicher Berücksichtigung der Umstände wurde ihre Bitte jedoch gewährt.

Franzl war eine Gefangene — an dem Lager Bastian's. Sie pflegte ihn Tag und Nacht.

Nur Eines erbat sich Bastian, der Arzt möge ihm erlauben, sich mit seinem Pflaster zu heilen.

Da die Schrotkörner entfernt waren, erlaubte dies der Arzt umsomehr, und Bastian's Pflaster wurde aus seinen Habseligkeiten hervorgeholt.

Franzl strich und heftete und verband ihn um so freudiger und zuversichtlicher, sie dankte ihm so, was er an dem Kinde gethan. Sie glaubte jetzt umsomehr an seine Heilung.

Die Thränen um ihren Vater stillte Bastian's Trost und linderte sein Versprechen für die Zukunft, auch dem kleinen Schwesterl ein Vater zu sein!

Sie sah wol aus dem Gitter des Gefängnisses, aber ihr war es für jetzt ein stolzer Hof — wo Bastian war, war ihr schönster Heimathsort.

Bastian genas immer mehr, nach mehreren Wochen konnte er auf einer Krücke zu gerichtlichem Verhör gehen.

Nachdem alle Akten geschrieben, geschlossen, Zeugen verhört waren, ließ sich keine schwere Schuld für Bastian feststellen.

Die Untersuchungshaft und die erlittenen Schmerzen wurden ihm als Sühne angerechnet und er in Freiheit gelassen.

Franzl wanderte mit ihm heim — stützte und hielt ihn — denn er bedurfte noch einer Krücke.

Der Herrenhofer ließ ihn mit einem Wägelchen heimholen und stand für ihn ein mit Hab und Gut, daß er immer zu finden sein werde, falls man ihn brauchen sollte.

Dem Herrenhofer und den andern Bauern konnte ebenfalls keine schwere Schuld beigemessen werden.

Die fiskalische Gewalt griff für beide Theile, Stillstand gebietend, ein — bis zum Rechts-Austrag.

Die traurigen Vorfälle beschleunigten den Fortgang des Prozesses um das Waldrecht — und binnen einem Jahre wurde dem Herrenhofer und der Gemeinde, kraft ihrer Gewähr und ihres historischen Rechtes auf Pflichtholz und Weide, der Waldgrund als Eigenthum zugesprochen.

Die Gemeinde und der Herrenhofer besitzen nun unwiderstreitbar das Weid- und Waldrecht!

In der Woche, in der dieses verkündet wurde, starb der Förster, der seit jener traurigen Jagd nimmer genesen und immer siechend war.

Ohne Strafe wegen Selbsthilfe ging es jedoch den Hofbesitzern nicht ab. Es sollte Einer nach dem Andern einige Tage Arrest absitzen, wegen Selbsthilfe.

Da bot die Gemeinde eine bedeutende Summe für einen Landeszweck an und bat, in Gnaden ihr die Sühne so umzuwandeln.

Und das geschah.

Als es geschah, gleichzeitig mit Zustellung der Documente des großen Spruches, war ein großer Freudentag in der Gemeinde!

Der Bastian war mit im Wirthshause und schmauchte sein Pfeifchen. Seine Salbe hatte seinen Fuß ganz gut gemacht.

„Heiraten willst, Bastian?" sagte der Herrenhofer.

Gefragter zwinkerte mit einem Auge und ließ eine Rauchwolke los.

„Und a Lehner bist! — Weißt', der Lehnergrund g'hört jetzt mein, die Gamecker-Hütten is' ein alt's baufällig's G'lumpert; auf dem alten Lehnergrund baust Dir ein Häusl und wirst — eingestift'!"

„Aber mit dem Gamecker G'stein!"

„Das kannst halten, wies D' willst. Aber die Fuhren hast von mir. Und zum Bauholz kannst alle angepechten Bäum' nehmen!"

„Und", sagte ein Bauer leise, „ein Ackerl, a Stückl Waldwiesen, eine Kuh und die „Hausnudl" (Einstandsschmaus), das werd'n wir in der Gemein doh noh z'sammbringen?"

„Wir lassen uns nit spotten!"

„Sollst leben, Lehner-Hofer!"

„Mit der Lehnerhoferin! Franzl heißt s'!" sagte Bastian.

„G'segen's Dir Gott — sie hat's um Dih verdient!" sagte der Bauer.

Die alte Grundmauer wurde vom Lehner wie ein Heiligthum benützt. Er sah seinen Vater, seine abgestifteten Urväter schier auf dem alten Grund, und wie rastlose Geister zur Ruhe kommend, in das Haus einziehen.

Das „Gleichen-Fest" — als Maurer und Zimmerleute ihr Tannenreisig auf der Höhe befestigten, diesmals absichtlich zugleich — das Gleichen-Fest hatte nicht seines Gleichen!

Die Bauern waren alle beisammen, jeder schickte heimlich um noch etwas zur Schmauserei, und so blieb Lehner in einem Ueberfluß von Hausbedarf sitzen.

Aber kein einziger Maurer und Zimmermann ließ *sein Krügel ganz*, sondern ein jeder leerte es und schleuderte es dann von der Höhe zu Boden — daß alles Unglück so zerschelle und zersplittere vor diesem Haus und diesem Dach, wie das Krügl!

Der Pfarrer that baldigst das Seine, und das Kirchenbuch enthält es schriftlich, Schwarz auf Weiß.

Auf keinem anderen Dache sitzen so viele prächtige Tauben, und die Schwalben nisten fast über allen Fenstern.

Das Schwesterl der Franzi wirthschaftet mit, wartet das Haus — und wird gewiß keinen Wilderer heiraten.

In der Giebelmauer des Lehnerhauses ist eine große Sonnenuhr, die auf ein Härchen die Stunde zeigt, wie

keine in der Gegend weit und breit; darüber ist eine Nische, worin der heilige Florian steht, und darunter, in einem Gewinde von grünem Laub und rothen Rosen eingerahmt, ist zu lesen:

„Dieses Haus hat Bastian Lehner gebaut,
Dem heiligen Florian ist's anvertraut.
Der Herr segne den Eingang und den Ausgang!"

Der Dorfteufel.

Was nur beim Schmied heute los ist, daß sie so furchtbar d'reinschlagen mit den Hämmern, und gewaltig raspeln, feilen und zünden!

Der Junge macht ein queres Gesicht und pfeift nicht, der Alte schlägt keinen einzigen hellen Taktschlag, zur Zierlichkeit des Gehämmers, auf den Ambos, wie sonst, und zieht an dem Blasbalge, daß . . .

Doch wir haben ja vergessen zu sagen, wo wir eigentlich sind!

Wenn man das Dorf ganz hinauf und zu Ende geht, dort, wo nur mehr aus der Ferne die einige hundert Schritte entlegen stehende Mühle und hinter ihr die Weingärten sichtbar sind — dann ober diesen der Wald, der sich nach links weithin zieht und Ackerstrecken übrig läßt, die man geradeaus mit dem Auge gut erblicken kann; wenn man an dieser Stelle angelangt ist, hat man rechts nur mehr ein einziges Haus zur Seite, und die Bestimmung desselben, gerade an der breiten Straße, gleich ecklings des Dorfes, ist auch am heilig-stillen Sonntage klar, denn es ist eine Schmiede!

Das Dach des Hauses, das mehr Rauchfänge und zwischen diesen einen weit größeren trägt, als jedes andere, zieht sich über die halbe Breitseite desselben, von der Giebel-

spitze abwärts, ungewöhnlich lang und niedrig nach vorne hinaus.

Wie eine hohle Hand herabgekrümmt, streckt es sich mit seinen schwarzen Schindeln, die hin und wieder hellgrün bemost sind, wol zwei Klafter der Straße entgegen, und da ist es von zwei derben Pfählen gestützt, die es, ihrer Farbe nach, wol auch schon lange tragen mögen!

Der Grund unter dem Vordache ist schwarz, knisternd, uneben, voll Kohlen und seltsam blitzender und glitzender Schlacken, so daß sich die Kinder zuweilen sogar die erstaunlich geformten Dinge zum Spielen holen.

Rechts, wo das schwarze Dach dem blauen Himmel nicht mehr wehren kann, ist das Hausthor, das in dieser Nachbarschaft doppelt so licht und hell-freudig steht. — Links unter dem Dache, fast an der Hausecke, ist eine ungewöhnlich breite Thüre, und hinter dieser starrt ein schwarzer Raum voll bunt durcheinandergeworfener Holz- und Eisendinge.

Wüßte man nicht, daß es durchaus nöthig sei, möchten Einem die schönen, glatten, weißen Holzstangen und Radfelgen, die der Wagner so sorgfältig bearbeitet hat, fast dauern wegen der Brandflecke und schonungslos-rußigen Fünffingermerkzeichen, die sie tragen!

In diesem schwarzen Raume geht es gar rührig zu, und wenn der geblähte Blasbalg keuchend dem Feuer ein Aufzucken gebietet, streifen die Lichter blitzartig-seltsam über die dunklen Dinge und Menschen hin, die darin sind.

In der Mitte des Schmiede-Raumes steht ein Eichenblock, der Grundstock einer mehrhundertjährigen Eiche, die einst einen Raum beschattet, vierfach größer, als diese Schmiedewerkstätte, ein Block umfangreich wie ein runder

Tisch, der die vielerlei Werkzeuge trägt und, in seiner Mitte empor ragend, den dunkelschwarzen, oben aber spiegelblanken Ambos, den Stolz, das kühnste Zeichen einer Schmiede!

Ist er oben spiegelblank und hell, so gibt es da einen fleißigen Meister, eifrige Gesellen und wacker Arbeit. Ist er trübe, rostfleckig, schwärzlich, so zeigt seine Düsterkeit den Verfall, den Müssiggang, die Werklosigkeit, das Verrosten und trübe Vergehen des Hauses!

An diesem Werkpflocke und hier spiegelhellen Ambos pocht in gewöhnlichen Arbeitstagen der große, wuchtige Hammer, den der schwarze Lehrjunge mächtig über den Kopf hebt, regelmäßig dumpf nieder, und dazwischen läßt sich der kleine Hammer des Meisters mit doppelt so raschen Schlägen, bald auf dem dumpf-weichen Eisen, bald auf dem harten Ambos mit dem hellen Klange und Geklirre, wie ein Glasstück, lustig, tänzelnd, schäckernd, man möchte oft beinahe sagen „trillernd", „tirillirend" vernehmen!

Der große Hammer und der kleine Hammer führen ordentlich ein Gespräch, oder singen mit einander, im dumpfsten Basse und mit hellster Primstimme.

Wenn die Eiche im Walde sich einst gefreut über die hunderte Vöglein, die auf ihr gesungen — so wird sie sicher erquickt noch in ihrem alten Marke durch das Lied dieser — Eisenlerchen — der fleißigen Hämmer!

Das Dorf ist diese Stimmen gewohnt. Fast würde ihm etwas an seiner Lust, sicher aber an seiner Lebendigkeit fehlen, wenn diese Hämmer schwiegen; und Alles in der Runde arbeitet frischer, rüstiger, wenn die Schmiedehämmer den muntern und ermunternden Takt weithin hörbar geben.

Manchem lustigen Burschen und mancher helläugigen Dirne würde es nahezu scheinen, als ob zum Tanze die Musikanten plötzlich schwiegen.

Zu Mittag ist das Ruhen dieser allgemeinen Dorfstimme ein sicheres Uhrzeichen, nach welchem Manche fragen und sich richten, und ebenso, bei sinkender Sonne, für den Feierabend.

Die Schmiede hat wol auch zuweilen nicht ganz angenehme Stimmen, und dazu gehört das Raspeln mit der Eisenfeile; — aber Takt und Geschicklichkeit machen auch dies erträglich, ja zuweilen mit der ganzen Eisen-Musik in einem gewissen Einklange.

Wenigstens erheitern sich die Schmiede selbst bei ihrer harten Arbeit auf so zierliche Weise.

Und in dieser Schmiede steht an einem Seitenwerktische, an dem Schraubstocke, den Vorderfuß fest ausgestemmt, ein junger, derbknochiger, handfester, aber schwerfälliger Geselle, der Meistersohn, und raspelt gewaltig zwischen diese schöne, aber starke Musik, wenn er nicht eben hinausläuft und einem Pferde oder Wagentheile ein Stück anpaßt.

In der Nacht bietet die ganze Schmiede ein herrliches Schauspiel!

Der Mühlbach rauscht aus der Ferne deutlich herzu.

Welche Zierde des Dorfes! Draußen ist pechschwarze Herbst- oder Winternacht — in der Schmiede hellrothes Glühen und Leuchten — weit-weithinstrahlend! —

Die Kinder versammeln sich da regelmäßig im Finstern vor dem Dachvorsprunge und schauen theilweise mit bangem Herzklopfen in die Schmiede, „die wie die Hölle aussieht“; manch' kecker, größerer Junge aber jauchzt,

wenn ein vom Feuer frischgeholtes, hellrothes Stück unter dem Hammer unzählige Funken selbst bis vor das Dach ausstiebt, wo er sicher um einen läuft und vergebens ausgreift!

Die Kinder, die Arbeiter bei solch rothem Aufflammen in dunkler Nacht, geben im Umkreise ein herrliches Bild, und mancher Alte, manche Alte, sehen es von der Ferne stillfreudig an; Manche sogar haben sich des Teufels und der Hölle mit dem Fegefeuer dabei auch so lebendig erinnert, daß sie ein Kreuz gemacht und still ein Vaterunser gebetet.

Bei Tage ist der Dachraum selten von pustenden, schnaubenden, unruhig schlagenden, oder auch geduldig die Köpfe hängenlassenden Pferden leer, und ein oder mehrere Knechte, Burschen, Bauern, die mit einander „Standerling halten" (schwatzen), oder den Pferden zurufen, sind dabei.

Das Dorf hat kein Casino, nicht einmal ein Kaffeehaus, das Wirthshaus ist bei Tage meist zu theuer, und so ist die Schmiede oder das Dachl der beste Zusammenkunftsort.

Der Schmied ist zugleich befugter Thierarzt oder „Kurschmied", und fast jeder Bauer hat einmal eine Kuh, die nicht fressen mag, ein Pferd, oder selbst eine Ziege, die an irgend einem Uebel leiden. Dafür weiß der Schmied nun allerbesten Rath und Mittel — und hat also eine nicht geringe Würde für jeden Hausstand!

Aber auch für die Menschen selbst ist er der Mann, wenn kein Arzt im Dorfe ist und — obschon einer da ist! Denn was dem Vieh zuweil' gut thut, kann, gut angewendet, auch dem Menschen von Nutz' sein! Der Bauer

weiß, daß der Schmied das Thier-„Lumpl" (Lunge), den Magen, die Leber und Milz genau kennt — dersel' kann also auch kennen, was im verdorbenen Menschen los ist! — Noch mehr aber weiß der Bauer, daß der Schmied die Dorfleute besser kennt von „Jüngheit" auf, als der in der Stadt studirte Arzt, und somit lange besser inne hat, was ihre Natur braucht, als Letzterer! —

Wenn's auf das Vertrauen ankommt, hat's der Schmied, und namentlich jener, der von seinem Vater schon was weiß und im Orte überkommen hat!

Mancher geht unter's Schmiedbachl, sich „fest beschlagen", d. h. gut kuriren zu lassen!

Und aus all' diesen Gründen ist's unter'm Schmiedbachl selten leer, umsomehr, da man in die Weingärten und oberen Aecker hier vorbei muß, so daß die Weiber den Männern und die Männer gegenseitig sich schon oft im Hause vorgeworfen: „Ja, das Schmied-Standerling!" oder: „Das habt's g'wiß unter'm Schmiedbachl ausg'macht!"

Zu den Leuten, welche der Schmiede wenigstens nahe kommen und bei ihr länger anhalten, gehört auch die alte Brigitt.

Die alte Brigitt hat nichts mehr in und außer dem Dorfe zu thun, als ihr „Lehn" zu verzehren, das ihr ein Häusl und zwei Aecker einbringen, die sie einem Schwestersohne übergeben, da sie weder Mann noch Kind mehr hat.

Die alte Brigittl kommt auf einen Stock gestützt herbei, setzt sich auf einen naheliegenden Baumstumpf, und läßt „die Leut' passiren."

Da müssen sie ja vorbei! Und die alte Brigitt gehört so gewissermassen hier zu, auf einen Hauptplatz des Dorfes, wo Alle passiren, denn sie macht nicht nur eine heilsame Salbe, „die Niemand nicht weiß," sie kennt auch noch sonst solche Dinge, die andern Leuten „unwissend" sind, zum Beispiele: wer ein „böses Auge" hat und es den Kindern „anthut" — oder wie man das „Blut verspricht" — den Kühen den Euter „melchig" und mageres Vieh „zunehmen" macht; — was man bei sich tragen muß, um Glück zu haben; — zu welchen bestimmten Zeiten und mit welchen Vorsichten man ein geheimnißvolles Ding anstellen muß, um zu Geld, Gesundheit, einem Liebhaber oder gar gleich einem Manne — ja selbst zu versunkenen und verborgenen Schätzen zu gelangen!

Das Alles weiß die Brigitt. Und wenn sie auch Mancher schon eine „Hex'" genannt hat, trauen sich doch Viele nicht es ihr zu sagen — gerade wegen ihrer geheimen Künste; und sie hören, Jung und Alt, ihre Geschichten mit Staunen und Herzklopfen an.

Zudem ist die Brigitt eben nicht böse; sie hilft sogar, wo sie kann; und wer ihr für ihre Salbe etwas Anderes geben wollte als ein „'gelt's Gott" — der würde sie schwer beleidigen, ja mit der Bezahlung die Salbe, die nur „umsonst" wirkt, ganz verderben! —

In die Kirche geht sie auch fleißig, versäumt weder Frühmeß noch Segen und Vesper, betet ohne Bezahlung für alle Verstorbene, und am Allerseelentage auf Gräbern von Dorfleuten, deren kein Mensch sich mehr entsinnen kann.

Und so hat die Brigitt gerade keinen bösen Ruf, ja Die zu ihr halten, nennen sie, zur Bezeichnung, das „Gutweib", weil es noch andere Brigitten im Dorfe gibt.

Freilich halten nicht Alle zu ihr, und die alten Weiber haben, auf dem Dorfe wie in der Stadt, mehr Feinde und Neider als die jungen Mädchen.

Der Einen reden sie zu viel, der Andern wissen sie zu viel — Dem oder Jener haben sie in ihrem längern Leben was „angethan" — die jungen Burschen sind gar des Teufels gegen die alten Weiber, als wären ihre Mütter nicht selbst solche; — und wenn Eine so thut, als wüßte und könnte sie mehr als alle Anderen, nun so gehört schon eine starke Haut dazu — ein altes Weib zu sein!

Der alten Brigitt fehlt es also neben Freunden auch keineswegs an Gegnern.

Wenn sie nun so Manchen und Manche im Dorfe hat, denen sie gut ist, namentlich ein Mädl, das ihr in's Herz gewachsen wie eine Tochter, und das ist des Wagner's Fritzi, dem sie alle geheimnißvollen Geschichten doppelt geheimnißvoll und oft erzählt; so hat sie dagegen wieder einen Feind, einen ihr unausstehlichen, widerwärtigen Burschen, eine wahre „Z'widerwurz", wie sie sagt, den lustigen, aufgeräumten, zuweilen übermüthigen, ihr jederzeit widersprechenden und sie neckenden Burschen, der mit seiner Mutter vom Förster eine kleine Wirthschaft in „Bestand" hat, Egid vom Taufscheine, der „wahre lebendige Satanas", der „unchristliche Böse", der „Teufel im Dorfe", von Brigitt geheißen!

Sie hält natürlich nicht wenig auf „Anzeichen" und Vorbedeutungen! —

Sie ließe sich lieber von Spinnen ganz mit Gewebe überziehen, als daß sie nur einen einzigen Frosch ihr in den Weg kommen sähe!

Sie stiege des Morgens um keinen Preis mit dem linken Fuße aus dem Bette heraus; und wenn der Schuh gegen das Thor zu stände, bliebe sie lieber drei Tage im Bette liegen, als daß sie ihn so nähme und sich einen traurigen Ausgang zuzöge!

Ehe sie das Gassenthürl aufmacht, klappt sie mit dem Riegel, daß eine etwa vorhandene Katze sicher davon und ihr nicht übers Quer laufe, und sie steht, beim ersten Ausgange, so lange hinter dem Pförtchen, bis ein Kind vorübergeht, aber beileibe Keiner, der mit der Kirche etwas zu thun hat, damit der Tag nit „aus und verfehlt" sei!

Einem Hasen, übers Feld laufend, spuckt sie zu eigener Fahrlosigkeit sicher nach; und ein verkehrt liegendes Messer dreht sie so rasch um, daß der Teufel nicht drauf ins Haus herein zu reiten vermag und dieses Messer unmöglich das Brod so theuer machen kann, als ein wuchernder Müller.

Dem Guckuck im Walde, der kurz ruft, schleudert sie einen Stein entgegen, oder sie reißt das Gras unter ihrer Sohle aus und zerstreut es in alle Winde.

Den Flügel einer Fledermaus sieht sie sehr gerne hinter einer Thüre genagelt, oder einen Mausekopf unter der Dachrinne eingraben, und wenn eine Schwalbe etwas aus der Luft auf sie fallen läßt, was Andern unangenehm ist, so ist es ihr lieber, als Anderen ein besonderes Vergnügen.

Das „Katzenkraut" auf ihrem Fenster hält alle Krankheit ab; die Hauswurz auf dem Dache wehrt dem Blitz daselbst so gut, als die geweihten Palmkätzchen am Fenster ihm dieses besser versperren, wie ein ganzer Vorbau!

Und ist, trotz Katzenkraut und Anderem, irgend eine Krankheit eingedrungen, so muß das „Rothkröpfl" (Rothkehlchen) oder ein Gimplweibchen dieselbe so an sich ziehen — daß nichts im Menschen stecken bleibt!

Ist gar das Rothkehlchen, oder arme Gimplein, das aus der frischduftigen Waldesluft herausgegriffen wurde, in der dumpfen Krankenstube verkommen und erstickt — so ist sein Tod ein sicheres Merkzeichen, daß es die Krankheit an sich und von dem Menschen ab gezogen — dieser also seine Rettung gefunden hat!

So viel weiß und hält die Brigitt.

Ja wer weiß es noch und zählt es eigentlich Alles auf, was sie inne hat und vermag — das verrathet sie ja nicht ganz und ist ja eben ihr groß' und wichtig' Geheimniß!

Egid hat ihr nun an einem Neujahrstage, mit schlauberechnetster und feinst „ausgetüpfelter" Bosheit, des Försters Ziegenbock vorbeigetrieben, als sie des Morgens den ersten Schritt aus dem Hause that, und auf ein Zeichen für's Jahr sorgfältig wartete!

Die „gute Bedeutung" war vernichtet, trotzdem sie gleich darauf der Nachbarin kleine Sali mit einem vollen Milchtöpfchen begegnete, und sich also doch beruhigen konnte!

In der Walpurgisnacht, wo alle Hexen auf einem Besenstiele durch den Rauchfang ausfahren und die Schuhe von den Füßen werfen, daß sie mit der Sohle zur Höhe liegen, fand Brigitt einen umgekehrten Schuh auf ihrer Ofenbank — und das hatte Niemand als dieser Satanas, Gottseibeiuns, Dorfteufel gethan!

Fritzi mit ihren tiefbraunen Augen, welche aus den dichtschattigen Wimpern wie halbverborgene, dunkle Ju-

welen blickten, und somit das Verlangen reizten, ganz in ihren Schmelz hineinsehen zu können, Fritzi mit ihrem kleinen „Schnaberl“ oder Mündchen, dessen in der Mitte feingespitzte Lippen sich beim Zürnen wie zwei entgegengesetzte Bogen wölbten, Fritzi schlug die Hände zusammen mit dem Ausrufe: „Aber noa!“ — denn sie war der Alten, welche ihr jederzeit heimlich: großes Glück aus ihren guten Augen und „einen gar raren Mann“ prophezeihte — recht vom Herzen gut und nannte sie „Frau Mahm“, obwol Brigitt nicht im Entferntesten ihr verwandt war.

Brigitt prophezeihte alles Unglück über diese ungläubig' verdorbene Welt, und sie sah sehr wohl ein, daß eine Menschheit, welche nichts hält und nichts gibt auf alle alten Sachen, die erfahrene Leute wohl wußten und von den Alten überkommen hätten, daß eine solche junge freventliche Menschheit alles Verderben über die Welt heraufrufe und es vollbringe und verdiene, daß — die Zeiten alle Tage schlechter werden!

Unter diesen freventlichen war natürlich der Egid der erste in ihrer Nähe.

Egid jedoch hatte einmal der Brigitt, als sie ihn den Teufel im Dorfe nannte, entgegnet, wenn er der Teufel sei, so wäre sie — seine Großmutter! —

Seit dem Gezänke, das darauf folgte, ward erst recht eine eigene Leidenschaft in ihm wach, der Brigitt die „Sprücheln und Salbenschmiererei“, all das dumme Zeug von „Wünschen und Anthun und Abergläuberei“, „von guten und bösen Geistern“, mit denen, wie er sagte, sie „den Leuten nur Herz und Gesundheit verzwicke“, zu verderben!

Egid war ein Bursche so mitten der Zwanziger-Jahre. Er war bei der Kavallerie gewesen.

Nach zweijähriger Dienstzeit drückte ihn einmal ein Remontenpferd, das er zuritt, mit einem Seitensprunge so hart an die Mauer, daß er eine Schenkelverletzung erlitt und dadurch den „festen Schluß" verlor, weßwegen er mit guter Belobung von seinem Rittmeister entlassen wurde.

Ja, der Rittmeister rekommandirte ihn sogar, beim Abschiede, als Equipagenkutscher zu einem Baron in die Stadt, welcher ein großes Haus führte.

Nach einem Jahre aber wurde die zahlreiche Dienerschaft entlassen, und endlich — in Folge einer sehr „bewegten Licitation" — ging der Herr selbst fortan zu Fuße.

Dort, inmitten der Dienstleute, einer Nachbarschaft aus allerlei Herren Ländern, selbst aus des Barons Büchern und täglichen Zeitungen, hatte Egid vollends gelernt, was ihm an Aufgeklärtheit und an Schelmerei beim Militär zu lernen noch übrig blieb.

Und als er, nach den Ereignissen, sich entschloß, doch wieder „heim" zu gehen und etwas für sich „in der Gegend" zu suchen, nahm er einen Vorrath von Stolz über seine „Reisen" und „Erlebnisse", eine „Bildung" mit, die er gerne Sonntags auf dem Platze vor der Kirche oder im Wirthshause, natürlich und vor Allem erst recht unter dem Schmiedbachl, geltend machte; wozu er nie verfehlte die Kappe militärisch-kühn nach einer Seite zu schieben und eine oder beide Hände in die Hüfte zu stemmen!

„Du, wie is' das Liedl?" frug ein Bauernbursch den Egid, als sie unter'm Schmiedbachl beisammen waren,

„das Liedl, das D' erst mitbracht hast. Ih möcht's lernen!"

A Bur', der nit tanzt,
Und nit singen kann —
Der is' halt kein Wei',
Und is' halt kein Mann!

sagte Egid schelmisch.

„Das is's nit!" sagte der Bursch. „Und Stieglhupfer (vierzeilige Schalks- und Trutzlieder) möcht' ih mit Dir schon gar nit singen. Aber das Liedl laß hören, das ih moan!"

„Sag' mir fürerst", sagte Egid, „wie hoaßt denn a G'scheider?"

„Na!" sagte der Bursch nachdenkend, „halt .... a G'scheider!"

„Wohl recht, das hast 'troffen. Aber a Dummer?"

„Da gibt's Mehrers!"

„Weil die G'scheiden weniger sein, als die Dummen! Jetzt paßts auf. Für an G'scheiden gibt's nur ein' Nam', für an Dummen hab ih fufzig, a halbs Hundert, z'sammbracht", sagte Egid. „Ordentlich nach dem ABC. Jetzt horch!" — Und er begann:

„Andrap, Antap, Bachsimperl, Bamp, Bamschabl, Beank, Bumf, Dapl, Dapschädl, Datsch, Daundalaun, Didldap, Elala, Fex, Gagl, Gaml, Gimpl, Gispl, Hanabamp, Handidl, Hemperl, Hiesl, Heandl, Höfatalk, Lahmlackl, Lali, Lap, Leandl, Leansch, Latsch, Lippl, Locherl, Lösch, Nock, Patzenlip, Palsch, Ruach, Simperl, Strobl, Talapatsch, Talk, Tapnachi, Tautsch, Tralautsch, Trottl, Tschapl, Walpl, Wickl, Zölpl, Zump!"

Alle lachten über diesen unvermutheten, zum erstenmal da zusammengebrachten Reichthum helllaut auf.

„Da kann sich Mancher 's Liebige d'raus nehmen!" sagte der Schmied.

„Mir is's recht!" sagte, schelmisch, Egid.

„Aber jetzt singst das Liedl!" begehrte wieder der erste, neugierige Bursch, der Alles aufschreiben und sich so herausbilden wollte!

„Geh' sing'", sagte der alte Schmied, der eben einen kleinen Ambos draußen bei einem Wagen hatte, „es geht mir flinker von der Hand, und daß D' ein' G'spaß hast, so schlag' ih Dir mit'm Hammer was dazu!"

Und der Egid stellte sich und sang:

Im Brünnl das Wasser
Lauft alleweil zua —
Ob Tag oder Nacht,
Die Lieb' laßt kan' Ruah!

Drei Polster, sechs Decken,
's is' Alles nit recht —
A Verliebter, der liegt
Halt alleweil schlecht.

Im Wasser, da rauscht's,
Es singt in der Au —
Das Wasserl, der Vogel,
Die sagen: geh schau!

Im Wald d'rin das Füchsl,
Schleicht nächti' hinaus —
Steh auf nur Du Bur',
Geh außi aus'n Haus!

Dort hinter den Scheiben
Is' finster bei Nacht —
's Dirndl, das schlaft nit,
Is' längst schon derwacht.

Steig aufi auf's Fensterl
Und klopf nur recht fein —
O Du mein Herz-Schatzerl
Und laß mih g'schwind ein!

Steh auf und kumm her
Mih fröstelt und gfriert —
Wann ah der Summer is',
Hab ih 's Fieber doh g'spürt!

Steh auf und zieg Dir
Dein Röckl fein an —
Jetzt bin ih Dein Bur',
Bald bin ih Dein Mann!

O Dirndl, und laßt mih
Nit ein zu der Thür —
So kumm doh zum Fenster
Und speanzl mit mir!

Ob's regent, ob's froisent,
Ob d' Schneefankerln treiben —
Mih schenirt ja koan Wetter,
Will immer da bleiben. —

Bleib da die ganze Nacht,
Bleib bis zu der Fruah —
Von Küssen und Schau'n
Hab ih alleweil nit gnua!

Singt 's Zeiserl, singt 's Lercherl
Zum Sunnschein in d' Höh —
Bhüt Dih Gott, lieb's Schatzl,
Und Zeit is', daß ih geh!

Singt's Koaner, sagt's Koaner
In d' Fruh und auf d' Nacht —
Was ih und mein Dirndl
Miteinander haben g'macht.

's Zeiserl, das Lercherl,
Singen lusti' und frei —
Und was a rechter Bur' is'
Bleibt alleweil treu!

*

So sang Egid und so hämmerte, klingklingelte prächtig der alte Schmied dazu.

Da nun Egid Derlei wußte, ja noch Räthsel aufgeben, Tänze und Pfänderspiele ordnen konnte; — auch „merkwürdig schöne und grausame" Geschichten „in sich hatte", daß die Mädchen, wenn sie im Winter beisammen strickten, sich mit einer Hand über die Haut der anderen, vom untern Gelenk an bis an den Elbogen hinauffuhren; — da er die „G'schlösser und Burgen" mehrerer Gegenden kannte, und alle die Geschichten der Herzoge, Fürsten, Grafen, schönen und traurigen Prinzessinen, die darinnen gewohnt, all' dies merkwürdigerweise ohne Geister und Zauber, ungleich der Brigitt; — so ließen sich die Burschen was von ihm gefallen!

Er war des größten Theiles Führer, es gab kaum ein Hochzeiten, Brautbitten, keinen Aufzug, keine Lustbarkeit und „Hetz", wo er nicht dabei, womöglich an der Spitze war!

An's Heiraten dachte er bei alledem noch nicht: „Die ih möcht, krieg ih nit, und die ih krieg, mag ih nit!" — sagte er.

In der Schmiede war ja aber nicht nur der alte, sondern auch der junge Schmied!

Und trotzdem Egid so zuhause bei der Schmiede und mit dem Alten auf gutem Fuße war, so hatte er doch, nicht nur in der unmittelbarsten Nähe derselben, etwa an der Brigitt, einen Feind, sondern unter'm Schmiedbachl und in der Schmiede selbst.

Dieser Vergrimmte war der Melcher, des Schmieds Sohn, dessen Fußtritt fast den Boden unter sich einstampfte, dessen dicker und eckiger Kopf so überreich behart war, daß ein Harzipf in der Mitte der Stirne nur noch wenig bedurft hätte, um sich mit den Augenbrauen zu vereinigen.

Der Melcher hatte diesen Kopf so stark zwischen den Schultern sitzen, daß man glauben mußte, er habe gar keinen Hals und schlucke gleich vom Mund in den Magen hinein.

Lustig war der Melcher auch nicht!

Der alte Schmied wunderte sich oft, woher der Melcher das Alles habe. Von ihm doch nicht und von seiner Mutter selig — die fein und geschmeidig war wie ein Eichkätzchen — doch auch nicht!

Sollte es vom Ambos, Feuer und Eisen kommen?

Möglich!

Lustig war also der Melcher auch nicht; aber er arbeitete, daß der Ambos und Schraubstock alle Kräfte zusammenhalten mußten, wenn sie nicht vor ihm zu Schanden gehen wollten! —

Und wenn er von allen Leuten, für die geringste Kleinigkeit, die Kreuzer streng eintrieb — so oft die Brigitt ein Schloß gebrochen hatte, ein Thürangel oder ein

par Nägel bedurfte, bekam sie alle Arbeiten und Dinge vom Melcher ganz umsonst! —

„Die Brigittl kann gar viel, was kein Mensch nit weiß“, sagte er; und er schob die dicken Augenbrauen bis fast an die Kopfhare hinauf, wenn er bedeutungsvoll ihr zuwisperte: „Die Brigitt wird mir auch schon helfen und mir Allerlei lernen!“ —

Was ihm die Brigitt „lernen“ und wozu sie ihm verhelfen sollte, war: den Schlüssel zu dem Herzen der Fritzi zurecht machen, ihm da Thür und Angel zu öffnen, und dann den Melcher fest und sicher hineinzuschließen, daß ihn Niemand mehr herausbekomme! —

Er wußte: die verlorenen oder abgebrauchten Hufeisen — welche doch ein so gutes geheimes Zaubermittel — auch die abgefallenen Rad- und Deichselnägel, seien nirgends so sicher und zahlreich zu haben, als bei ihm selbst — und schon darauf ließen sich Erwartungen gründen!

Der Wagner-Fridl, dessen hübsche Tochter die Fritzi war, und der alte Schmied-Balthauser waren gute, sehr gute Freunde. Als sie aber Anfangs und fast zu gleicher Zeit in's Dorf zogen, das früher solche Künste nicht hatte und sich erst durch herrschaftlichen Verkauf so vergrößern konnte, waren sie sich spinnefeind!

Es verdroß sie fast gegenseitig, daß Einer durch den Andern um das Staunen und den Ruhm kommen sollte, die jeder allein ganz und ungetheilt für sich und seine im Dorfe erzeugten Kunstwerke gehabt hätte.

Ja, daß schon Einer an den Andern, kaum er anfing, gebunden sein sollte, und der Schmied, der doch bei

der kaiserlichen Artillerie ausgedient, keinen Tadel bei einem Wagen auf den fernen fremden Wagner, der Wagner wieder, der seine Wanderzeit in Weit und Breit durchgemacht, nicht auf den Schmied in der Ferne schieben konnte — und so keine Ausred', da und dort nicht, Stich halten wollte — das machte die Beiden mürrisch!

Der Wagner-Fridl sagte zu seinem jungen Weibe, einige Wochen nach der Hochzeit — es war die schönste Sommerszeit: „Du sollst sehn, wie ich den Balthauser ärgere und ihm Eins versetze! Der soll erfahren, was ein gereister Wagner ist, einer, der den alten Meisterbrauch kann!"

Und er ließ sich den Nachtwächter und Gemeindediener holen.

„Du gehst von Haus zu Haus und sagst: „Der Fechner Gottfried, als Wagner und Meister, laßt alle Manner und Burschen, Bauer und Knecht, am nächsten Samstag, wo Alles eher vom Feld' kommt, um vier Uhr Nachmittags, zu sich in's Haus bitten, dort wird er aus rohem Holz Radstück' zu schneiden anfangen, und bis Sonnenuntergang wird er aus dem Hofthor heraus das Rad fix und fertig durch's Dorf hinauf- und wieder zurücktreiben, bis vor das Wirthshaus!"

Das war ein Gerede im Dorf!

Die ältesten Bauern kneiften die Pfeifenstummel fest in die Lippen, verzogen sie und meinten: „Der Fridl wagt zu viel!"

Andere, die zu ihm hielten, sagten: „Der war auf der „Wander", der versteht's, und es ist dem Dorf eine Ehr', wenn Einer d'rin so etwas kann!"

Im Wirthshause wurde von nichts Anderem geredet, als vom Wagner und seinem Wunderrad.

Man erzählte von Herbergen, worauf Aehnliches abgeschildert war, als Wahrzeichen. Man gedachte sogar an die Wunderwerke, welche mit des Teufels Hilfe fertig wurden, und Einige tischten zuletzt den Doktor Faust auf!

Die jungen Bursche freuten sich auf das unerhörte Wunder, sie grüßten Fridl nochmals so ehrerbietig, wenn sie ihm begegneten.

Manche sahen ihm neugierig über die Planke oder in's Fenster, ob er nicht etwa ein Proberad mache und von dem geheimen Kunststücke etwas im Vorhinein verrathen werde.

Der Fridl war nun der Mann des Tages und des Dorfes!

Balthauser krampfte den Hammer noch einmal so fest in die Faust und schlug im stillen Grimme manch Eisen so platt, daß er es nicht brauchen und nochmal in das doppelt so stark aufgepustete und funkenspritzende Feuer stecken mußte.

Er glaubte, er müsse den Nachtwächter packen und erwürgen, als er ihm ehrerbietigst die Einladung von Fridl brachte!

Aber er faßte sich noch rasch, ging durch die Hinterthüre der Schmiede in seinen Hof und schöpfte im Freien Athem.

Balthauser sprach mit Niemandem ein Wort darüber.

Kamen die Bauern unter's Dachl zum Diskurs über das Wunderrad, so erwiderte er nur kurz: „Kann sein!" — „So?" — „Möglich!" und Derlei, schlug aber doppelt fest mit dem Hammer in Alles hinein.

Zu seinem Weibe sagte er nur beim Nachtessen: „Du wirst seh'n was ih thu'! Ein Mann, der beim Geschützwesen war! Du wirst seh'n!"

Fridl's Ruf brachte sogar die nahen Dörfer in Bewegung; man kam zu Fuße und zu Wagen herbei.

Als aber alle Leute am Samstage vor's Haus kamen, was sahen sie da?

Schon vor dem Hause!

Fridl hatte an die Stelle, wo sich der Gehweg vom Fahrweg durch das „Rinnsal" (eine Rinnfurche) scheidet, einen Pfahl oder besser eine Säule hingestellt: weiß, roth, grün und gelb in gar zierlichen Verschlingungen angestrichen, kunstvoll geschnitzt, bald in das Holz hinein, bald aus dem Holze heraus, kunstvoller als der feinste Kegel — ein Stück davon gewunden wie eine Schraube, ein anderes durchbrochen wie ein Glockenthurm, ein drittes wieder wie ein vielzackiger Stern — und auf dem Ganzen noch als Schmuck obendarauf ein Rädlein, so schlank und zierlich in die Luft hinein, daß es eine wahre Freude zu sehen war! —

In keinem Dorfe und keiner Provinzstadt des Landes sollte ein schöneres Handwerks- oder Wagnerzeichen stehen, und jeder Fuhrmann, der durch's Dorf komme, solle sich's wohl merken, daß hier ein Wagnermeister daheim sei, der seines Gleichen suche!

Alle Leute staunten, sahen verwundert an, und glaubten fest: das kann Keiner mehr und der Fridl sollte nur noch für den Kaiser so etwas machen!

Mit dem Glockenschlage Vier von dem Kirchthurme öffnete Fridl weit das Thor, grüßte alle Leute mit

herzhaftem Zurufe, setzte sich auf einen Pflock, fing mit seinem glänzenden Beile zu hauen, dann wieder mit dem zweihandligen Schnitzmesser zu glätten an, daß die Späne nur wie Butter- und Weckschnitte abflogen!

Alle waren da, nur der Balthauser nicht, und nie noch hatten die Leute so um die Sonne, um die Dächer und Rauchfänge geguckt — ob noch Abendroth vorhanden.

Vor Sonnenuntergang war das Meisterwerk und Kunststück versprochen! — Man ist genau und eifersüchtig bei so etwas! —

Und als, gerade beim schönsten Roth, Fridl „Spagen, Radhaufen und Feling" (Speiche, Nabe und Felge) als Ganzes in einanderzufügen anfing, und Jung und Alt zu jauchzen begann, namentlich die „Leutl" (so nennt man die Kinder) mit ihren schneidigen Stimmlein über Alle hinausgellten — fielen die „Halder" (Dorfhirten), zwei Trompeten stark, vor dem Thore mit einem großartigen Marsch ein!

Auf dem „Stegl", dem Brücklein, das von dem Gehweg vor Fridl's Haus über das Rinnsal nach der Fahrstraße führt, hielt der Meister plötzlich an, hemmte das rollende Rad fest mit der einen Hand und streckte die andere aus — Stillschweigen gebietend.

Kaum noch die Menge neugierig sich's erklären konnte, wies Fridl mit der Hand und aufwärtsgerichtetem Gesichte nach oben — man hörte jetzt das Ave-Maria-Glöcklein — Alles nahm die Hüte und Mützen ab, faltete die Hände und betete still seinen „englischen Gruß".

Das war Fridl's schönster Augenblick! Mit allem Stolze über das Werk seiner Meisterhand, vergaß er zu rechter Zeit nicht den Meister der Meister!

Er allein hatte den weihevoll mahnenden Klang durch die Lüfte gehört — sein Rad neben ihm, sein Herz in ihm, die Zustimmung um ihn, machten ihn stolz und demüthig, glücklich und bescheiden!

Jetzt — dachte er — ist das Werk recht vollbracht!

Fribl's Stillstand war rasch vorüber. Munter ging's über das Brückl; und dann rollte das Rad auf dem Fahrweg und bei verdoppeltem Gejauchze und Trompetenmarsch durch das Dorf vor Fribl dahin, dem der Schweiß von der Stirne rann, der sich aber mächtiger, als ein Fürst vorkam!

Alles lief hinter ihm d'rein, das Dorf war im Aufruhr.

Als er an's Ende oben bei Balthauser ankam — verbarg sich dieser etwa?

Der Balthauser stand mitten im Wege, vor der Schmiede, im ledernen Schurze, und schwang mit entblößtem Arme hoch seinen Hammer!

Aus breiter Brust unter dem schwarzbraunen Lederblatt rief er mit mächtiger Stimme: „Wer dieses Rad mit einem Reifen aus einem frischen Eisenstück in einer Viertelstunde beschlagen sehen will, bleibt beim Schmied!“ —

„Vivat Balthauser! Vivat Schmied! Das wollen wir sehen!“ riefen oder jauchzten Alle durcheinander, und Fribl, der kaum Athem hatte, wußte nicht ob er zürnen oder zustimmen solle.

Ehe er sich's versah, schoben schon die Leute das Rad in Balthauser's Hände, der Schmied lief in die Werkstätte, kam wie der Blitz rasch zurück und hielt zwischen einer Zange ein langes, großes, glühendes Stück Radeisen empor!

Ein eigens vorgesehener Ambos mit gehöriger Schienenhöhlung stand unter dem Dachl bereit, Balthauser warf die rothe Eisenschiene darauf, schwang den schweren Hammer ober seinem Kopf, schlug mit aller Kraft nieder, daß die Sehnen längs des Armes heraustraten, als ob ein zweiter Arm von innen herauswolle — das Eisen streckte, bog sich unter den gewaltigen Hieben vor Aller Augen — nochmals in die Schmiede hinein und nochmals der schwere Hammer — dann wieder zum Feuer und mit dem kleinen Hammer daran — dieser schlug sogar zierliche Nebenschläge im Takte auf den klingenden Ambos — Löcher und Nieten — der heiße Reif ward über das Rad geworfen, der Rauch stieg auf — halloh! — kalt Wasser über das ganze Rad und Eisen — es zischte und dampfte! —

Die Burschen nahmen, wie auf einen Wink, aber von Bewunderung getrieben, Fribl, der indeß erschöpft und still auf dem umgelegten Baume gesessen hatte, auf die Schulter, Andere hoben den Balthauser wieder im Freudenrausche hoch — und fort ging's unter Schreien und Lärmen und Haltertrompeten zum Wirthshause.

Dort fielen sich Fribl und Balthauser gerührt in die Arme, tranken mit verschlungenen Armen, küßten sich und schworen sich ewige Freundschaft!

Der Wirth hatte einen Tag wie den allerschönsten „Kirtag".

Musizirt und getanzt und ausgeblasen und mit Musik heimgeleitet wurde die ganze Nacht hindurch, und noch bei dem hell-lichten nächsten Frühmorgen.

„So einen Tag hat man nie gesehen und wird man nie wieder sehen!" sagten alle Leute, stolz auf ihre Dorfkinder, deren Gleichen nie dagewesen; und Fribl und

Balthauser sagen es, obwohl die Geschichte schon an zwanzig Jahre her ist, noch heute!

Die Bestellungen wuchsen schier aus dem Boden, schon bei der Lustbarkeit. Mancher Bauer wollte stolz gerade der Erste sein, der nach diesem Tage einen Wagen erhalte. Wer einen solchen brauchte, oder einen Pflug, selbst nur einen Karren, wollte ihn von diesen beiden Männern haben, und schier meinte man in der Gegend fortan, alles andere Schmiede- und Wagnerzeug sei weniger werth, als gerade jenes der Beiden aus diesem Dorfe!

Fortan arbeiteten sie sich in die Hände, brav und tüchtig, von Weit und Breit brachte ihnen ihr Ruf nicht nur Arbeit zu, sondern erhielt ihr wackeres Schaffen ihnen die Kunden; und so haben sie in Freud' und Leid mit einander gelebt.

Ja der Balthauser hätte es jetzt, nach einer so langen Zeit und Wanderstrecke, für sein Leben gerne gesehen, wenn der Melcher des Fribl's Schwiegersohn, und Fritzi des Balthauser's Schwiegertochter geworden wäre!

Holz und Eisen, Rad und Reif sollten da erst die rechte Bedeutung, selbst über das Grab hinaus, bekommen!

Der Fribl hatte gegen die Absichten Balthauser's, bezüglich der Verschwägerung und der Anheirathung der Kinder, gar nichts.

Der Fribl sagte, er sei's zufrieden, aber er lasse die Sache gehen, wie sie geht: „Ih bieg selbst 's Holz nur mit Feuer und G'walt — die Fritzi is' a fein's Dirndl!“

Der Schmiedsohn und die Wagnerstochter sahen sich oft, kannten sich recht gut von aller Kindheit auf bis jetzt; aber da wollte es mit dem Schäkern und Liebeln nicht so von beiden Seiten gleichartig vorwärtsgehen!

Die Fritzi war wie eine Mairose, der Melcher wie eine harige „Hetschepetsch" (Hagebutte), und die kommen erst nach einander, nie aber neben einander!

Der Melcher ging auch nicht gerne in's Wirthshaus, weil die Bursche ihn allemal zum Stichblatt machten, fragten, ob's wahr sei, daß ihm sein Vater, als er ihn freigesprochen, ein Hufeisen auf den Kopf genagelt habe — und ihm darum in die borstigen Hare griffen.

Einer behauptete, er habe eine eiserne Raspel verschluckt und deswegen habe er immer ein so „rauhes Wesen."

Ein Anderer wollte als sicher wissen, der Melcher habe in blechernen Windeln gelegen und lief das erstemal mit Radschuh' herum, und deshalb sei er so „punket", vierschrötig geworden!

Es hatte wegen Derlei schon tüchtige Raufereien gegeben, denn der Melcher hielt sich innerlich fest überzeugt, daß alles Necken nur geschehe, weil ihm die Bursche seine „Kernfestigkeit" neibeten. —

Und was gesagt werden muß, im Schlagen war der Melcher ein kernfester Mann und konnte was leisten! Da hatte er es wirklich wie Eisen in den Gliedern!

Als Ersatz für Alles blieb er am liebsten bei der Brigitt und hörte ihr zu, über das „Wünschhütl", vom „Heckthaler", vom „versunkenen Schatz" und „Tischlein deck' dich!" — lauter Dinge, zu denen die Vorväter von Fürsten und Grafen im Land, von Königen schon gekommen seien, und zu denen ein Mensch kommen könne, wenn

er an bestimmten Nächten, wie z. B. Sylvester, Johanni, Walpurgis, Thomas, Niklo, namentlich bei Neu- und Vollmond, bestimmte geheimnißvolle Dinge an bestimmten geheimnißvollen Orten vollbringt!

In dem Kreise, welcher Brigitt oft stundenlange am späten Abende, in dunkler, nur von einer kleinen Oellampe erhellter Stube gläubig zuhörte, mit bebendem, starkklopfendem Herzen, war Melcher einer der Allergläubigsten!

Wie eine hohe Herrin mitten unter Dienern saß Brigitt stolz auf ihrem Sessel uud hob erzählend den Zeigefinger, den das rothe Oelflämmchen, gleichzeitig über einen Theil ihres Gesichtes streifend, unheimlich beleuchtete.

Nichts rührte und regte sich. Man hätte ein Mäuschen durchs Zimmer laufen hören können!

Wenn Eines mit dem Schemel oder der Bank ruckte, mit dem Fuß zufällig scharrte, oder wenn ein Holz von selbst ächzte, krachte, so zuckten Alle ängstlich zusammen! — Die Brigitt bildete sich auf ihre Gabe sonder Gleichen nicht wenig ein!

Und der Heckethaler, der „Henkelthaler", wie sie im Dorfe sagen, das war des Melcher's Lieblingsstück! Wie versteint saß der knochige Schmied, die gewaltigen berußten Arme vor sich auf dem Tisch gekreuzt, und die unter dem Schurzfell wogende mächtige Brust so fest daran gelehnt, daß er sich fast den Athem verpreßte und doppelt so viel Blut in den Kopf trieb.

Ein „Beuterl", in dem nur ein Thaler ist und der sich so oft erneuert, als man ihn herausnimmt, das war eine Idee, die hinter dem Lederfell das Herz und hinter den

dicken Haren die Sinne des jungen Schmiedsohnes gefangen hielt!

Mit einem solchen Thaler, den ein Mädchen zum Geschenk nimmt, kann man auch ihr Herz kaufen — das war eine „ausgemachte Sache!"

Und Melcher dachte mitten in seiner rußigen, unfreundlichen Werkstätte, bei dem rauhen Eisen, nur immer an das helle, feine und glänzende Gesichtchen Fritzi's, mit den verherten Augen, die ihm, durch Alles durch und durch, in's Herz drangen!

Zwar mit einem Heckethaler (einem Thaler, der immer einen andern ausheckt, ohne Ende) konnte man noch ganz andere Mädl ohne Weiter's im Nu kaufen! Aber gerade sie wollte er herausholen, um den Finger wickeln, sich „damisch" (wirblig, betäubt, dämlig) zeigen lassen, zu Trotz all' den feingedrechselten Burschen und Tellerleckern!

Melcher trug schon ein Säckchen, mit drei Trudenfüßen auswendig gezeichnet und inwendig mit einem Stückchen Fingernagel von Fritzi versehen, welches ihm Brigitt heimlich gegeben; — und obwol er zu bemerken glaubte, daß ihm Fritzi bereits öfter zulächle, ward er doch nicht ganz zufrieden, und Brigitt sagte, er habe den rechten Glauben nicht daran, und deshalb, auch wegen anderer, nicht beachteter kleiner Dinge, fehle es. —

Der Heckelhaler, der fehle ihm! Das war des Melcher's Gedanken!

Dem Egid wäre es so recht aus dem Herzen und hell aus dem Kopfe gekommen, wenn er den Leuten, die

gegen ihn hielten — wie sie es nannten: „wegen seiner Freigeisterei und Spottsucht, die Alles läugnet" — wenn er diesen Leuten so ein rechtes Schelmenstück hätte anthun können!

Er neckte den Schmiedsohn weniger, als er es herzlich gerne gethan hätte; aber schon wegen des Alten und um die nicht zu störende Gemüthlichkeit unter dem Schmiedbachl!

Er hielt sich sogar zeitweise zum Melcher, weil er meinte, Dieser müsse denn doch von ihm annehmen und sich was sagen lassen.

Aber der Melcher nahm das anders. Der Schmiedsohn wuchs nur in sich selbst empor, je mehr der Egid ihm zugab!

Er maß sein Höhe nach jener Egid's, und er fand sich nicht nur ihm mindestens gleich, ja durch sein achtbares Handwerk — die Schmiedkunst heißt sie ja — ihm sogar noch um eine Kopfhöhe voraus!

Der Melcher hielt sich wol nicht für schön, aber gescheid, kernhaft gescheid! wie er sagte. — Ja er ging sogar so weit, sich einzubilden, er könne den Egid noch herumkriegen und suchte, in seiner kernfesten Sicherheit, mit Wohlgefallen und Absicht gerade den Egid, als den ersten Burschen im Dorfe, der sich doch ein Bischen neben ihn stellen könne! —

Diesem war es lieb, Alles aus dem geheimnißvollen Kreise zu erfahren, und er horchte ihn aus. Denn das sah er nach allen vergeblichen Mühen endlich ein: dem Kernfesten die krummen Gedanken im kernfesten Kopfe geradezulegen, war vergebene kernfeste Arbeit!

Der Melcher war in dieser Weise wie ein Stück Eisen, je mehr man es pochte, hämmerte, hitzte und schraubte — desto zäher wurde es!

Eines Abends waren die beiden Bursche allein. Sie saßen abseits an einem Tische im Wirthsgarten und hatten keine Lust am Kegelscheiben theilzunehmen.

Da brachte es der Melcher auf Egid's Reisen zur Rede. „Du warst doch im Tirolischen sogar, sagst Du, in Garnison", forderte er, in sich sicher und hochfahrend, den Egid auf, als wollte er ihn schier demüthigen. „Wenn Du dort gewesen bist, und was gesehen hast, sag', hast Du auch das Schloß gesehen, das mit dem „Heckethaler" erbaut worden ist?"

„Gesehen hab' ich's und erzählt hat's der Schloßwartl, und daß noch das Heckbeutelchen mit dem Thaler eingegraben oder eingemauert ist, hat er auch gesagt; aber glauben thu ich's ihm nicht!"

„Mußt Du denn bei Allem dabeigewesen sein?" sagte Melcher, der sich, wie alle ihm Aehnliche, auf diesen schwachen Satz gerade das Stärkste einbildete. — „Es ist doch möglich, viel möglich auf dieser Welt!"

Gegen den faulen Einwand, daß etwas möglich sei, ist selbst bei hartnäckigen Gescheiden nichts auszurichten, vielweniger bei anderen Leuten und solchen, zu denen der Melcher gehörte.

Und da es so ging, schien der Egid anderen Sinnes geworden zu sein, schienen ihm Gedanken zu kommen, wie man auf andere Weise dem Melcher endlich einmal zu Leib rücke, und durch den Melcher Allen im Dorfe, welche zur Brigitt und ihrem Hexenkram hielten — kurz, da schien's

dem Egid, als ob die rechte Zeit zu einem Streiche endlich einmal herankäme!

Da der Melcher trotz allen Nebenreden bei dem Gespräche vom Schlosse mit seinem vergrabenen Heckthaler anhielt und wieder und wieder auf denselben zurückkam, so antwortete der schlaue Bursche: „Den Leuten, die daran glauben wollen, habe der Schloßwärtl dort aus einer alten Chronik vorgelesen, daß der Schatzgeist, das Gespenst, schon oft und wiederholtermalen an allerlei anderen Orten erschienen sei, und wer es bei Neumond oder Vollmond herzhaft hinter einer Kapelle, oder einem Hause an einem Kreuzweg, um Mitternacht anruft und ihm eine schwarze Katze in einem Sacke für seinen Heckethaler anbietet, dem erscheint es in Menschengestalt, tauscht das Beutelchen gegen die Katze, man darf aber den durchglühenden Thaler nicht fallen lassen und nicht schreien, sonst verschwindet Alles in die Erde und in die Luft."

„Ganz dasselbe sagt ja die Brigitt!"

Das grub sich in des Melcher's Gehirn wie mit einem Spitzmeißel, hinein, und Egid ließ es an mancher schadenfreudigen Nachhilfe dafür nicht fehlen!

Wenigstens, sagte er, wenn er daran glauben thäte, hätte er es längst versucht! Was sei da weiter daran? Was Einer einstmals vermocht, dafür müsse sich doch heute auch Einer finden! Schon gar, wenn's um etwas ginge, was für's ganze Leben der Mühe werth wäre! — —

Melcher hatte Fritzi wieder Sonntags beim Tanze gesehen, und sein Herz wollte ihm schier durch alle Knochen heraus!

Sie war ja eigentlich seine Bestimmte, und die Alten hatten ja auch gar nichts dagegen! Alle Welt merkte ja also, daß es nur auf ihn ankomme! —

Es war keine still kränkelnde Liebe, die er hegte, es war ein Begehren, als müßte er „kernig" Fritzi mit einer seiner Fäuste über Alle wegheben, und mit der andern den Burschen die Knochen auf dem Kopfe einschlagen, namentlich dem Forstgehilfen, der sich mit seinem grasgrünen Kragen am grauen Lodenrocke gar so geschniegelt und der Fritzi auffällig machte!

Ob sie aber den Forstgehilfen mochte oder einen Andern, das wußte Melcher so wenig, als irgend ein Anderer!

Sie schäkerte und unterhielt sich mit Allen, selbst mit Melcher, und hörte alle Schönheiten, die ihr gesagt wurden, mit Lächeln an. Sie wußte ja: wegen ihren Grübchen in Wangen und Kinn lasse es ihr gar so gut! Aber, wenn Einer oder der Andere glaubte, er sei der Hahn im Korbe, zeigte sich's beim Weggehen, daß sie gleichgiltig oder artig ging, von dem Einen, wie von dem Andern!

Der Eine drehte sich den Schnurbart, der Andere zupfte sich am Halstuche, wieder ein Anderer griff zum Glase, denkend: ih bin doch der Rechte! Zuletzt wußte über die zierliche „bagschierliche" Hexe Niemand etwas Rechtes.

Zu Brigitt kam Fritzi nie zuhören, wenn andere Leute dort waren. Brigitt suchte das Mädl oft selbst heim — es war in gewissen Dingen zu schüchtern und im Herzen doch hoch hinaus wollend, um nicht gerne mit

der Alten allein zu sein, die sich auch wieder in ihrer Nähe ganz wohl fühlte, wie es zwischen Alten und Jungen so oft in Heimlichkeit geht.

Der Melcher mußte desto mehr den Heckethaler haben!

Er mußte allen Burschen im Dorfe zeigen, daß gerade er, und er, der Melcher allein, das widerspenstige Fritzl heimführe, und sollten sie in ihrer Galle gegen seine Kernfestigkeit platzen! —

Gerade weil er Schmied, konnte seine Hand schon einen heißen Thaler ertragen; er war deshalb für das Wünschbeutelchen geeignet, wie kein Anderer! Selbst der Egid hatte ja gesagt, wer es glaube, dem gehöre nur der rechte Muth dazu! Schwarze Katzen hätten sie im Hause genug, er fange sich den schwärzesten Kater ein, den er in den Taubenkobel leicht hineinlocke. Und wenn der Geist in Menschengestalt zu dem Hause auf dem Kreuzwege komme, so sei ja auch nichts so besonders Fürchterliches dabei, und er, Melcher, riskire es zuletzt in kernfestem Trotze gegen Alle, um die Fritzi!

Und nochmals brachte er Brigittl eines Abends zur Erzählung vom Heckethaler.

Sie hatte sie bereits mehrmals allerlei Zuhörern erzählt; aber je öfter sie selbe erzählte, desto mehr fand sie sich darein, desto schmucker, deutlicher, fester und ausmalerischer brachte sie dieselbe hervor.

Brigittl, in ihrem Stolze auf ihr Können, schilderte so genau, wie ein Pfarrer Sonntags auf der Kanzel; so zuversichtlich, als wäre Mitternacht, Schloß, Geist, Heckebeutelchen und Alles schon da, daß man letztes nur greifen und einstecken dürfte!

Dem Melcher lechzten ordentlich Gaumen und Lippe vor fliegender Hitze und Begehren, es zuckte ihm in den Fingern.

Keine Stunde mehr ließ ihn die schöne, grausige Geschichte in Ruhe. Bei Nacht ächzte er im Stillen darüber und träumte davon. Bei Tage schwebte sie ihm vor den Augen; die gluthigen Kohlen und Eisenstücke waren leuchtende Blicke oder Schloßtrümmer; der Schraubstock, die Zange, Alles nahm andere Gestalt an; — ein Beutelchen, ob für Geld oder Stahl, Stein und Schwamm, durfte ihm schon gar nicht zu Gesicht kommen!

Mitten unter seinem schwarzen Eisen und rußigem Zeuge blinkte und blankte ihm der Alles vermögende Thaler, der Herz-kaufende, so hell vor den Augen, daß ihm manchmal fast aufdringlich war, als schwebe er vor ihm glänzend in der Luft, als dürfte er nur mit einem festen Griff ihn haschen!

Der Sack, die Katze, waren ihm nun bis in's Kleinste klar, sogar durch den Egid, der doch die Chronika selbst gehört hatte!

Und da merkte auch Egid, daß endlich die rechte Zeit gekommen sei!

Neumond war vorüber, Melcher konnte wol auf den Vollmond warten!

Bald waren einige Hauptbursche von Egid mit in Kenntniß gezogen; — und diese stopften sich die Fingerknöchel in den Mund, um nicht vor Lachen zu ersticken oder die

Leute aufmerksam zu machen, wenn sie den Plan heimlich besprachen.

Ja, sie mußten zur Zeit auf der Lauer sein!

Mehrere Abende hindurch hatte immer wenigstens Einer auf Wache zu gehen, über die Planke zu sehen, durch Astlöcher in die Schmiede, von einem Nachbar-Dachfensterchen in den Hof hinüber, und so den Melcher im Auge zu behalten.

Die Anzeichen mehrten sich, Alles in Melcher's Thun und Wesen deutete darauf hin, daß er wie ein Eisenstück am Magnet hänge, daß er seinen Plan fest gefaßt habe und seine Maßregeln ausführend sei!

Stille! Wohl aufgepaßt!—

In der herrlichen Sommernacht, bei schönstem Mondlichte, das nur zuweilen von ziehenden Wolken versteckt ward, begab sich aus der Schmiede, mit schwerem Tritte und bange, scheu um sich sehend, ein Bursche, den Weg vom Dorfe weg zur Mühle, die gerade an der Ecke steht, wo der Weg in's Dorf und in die Aecker sich kreuzen.

Er hatte, während der Vater ihn schlafend glaubte, sich in die Schmiede geschlichen, dort ein frisches, schneeweißes Hemde angezogen, seinen ganzen Sonntagsstat mit hohen Stiefeln und rothgestreifter Weste, und in der Hand trug er einen Sack, den er vergebens dichter und dichter zu wickeln versuchte; je mehr er zudrehte und umwendete, desto heftiger schrie es daraus jämmerlich, aber gedämpft: „Miau! Miau!" hervor.

Der Schatten, den Melcher's Körper schräg und lange neben ihm warf, schien ihm ein Zweiter, Unheimlicher, „nicht ganz Richtiger", der von ihm nicht weichen

und sich's nicht nehmen lassen wollte — gespenstig neben ihm zu thun!

Zuweilen stand wohl Melcher stille und wollte umkehren — es war ihm furchtbar bange!

Aber wenn er wieder daran dachte, daß ein Anderer die Fritzi umhalsen werde — da war es ihm, als müßte er das Alles überwinden, als müßte er nicht nur einen guten Schutzgeist, sondern den Teufel selbst zu Hilfe rufen, daß er ihm helfe, ihnen Allen kernfest die Knochen zu zerschlagen! Jetzt müßte Fritzl „justament" sein Weib werden, dann wolle er ihr schon entgelten — und sie solle büßen, was sie ihm angethan!

Diese Voraussicht war es zuletzt, die ihm den meisten Muth machte und ihn immer vorwärts drängte.

Er stellte sich hinter die Mühle, das Wasser plätscherte, der Wald rauschte so unheimlich, die ziehenden Wolken am Himmel schnitten Gesichter, und darunter entsetzliche, nach ihm!

Von der anderen Seite, aus dem Walde, dem Bache entlang und von dem Gesträuche des Bachrandes gedeckt, schlichen mehrere Bursche, die alle Mühe hatten, nicht laut aufzulachen — und an ihrer Spitze war Egidi.

Er hatte seine Pfeife angeglüht und gab wohl Acht, keinen Funken zu versprühen. Feuer mit Zündhölzchen oder Geräusch mit Stahl und Stein durfte er da keines machen; und doch mußte er die Pfeife wohl in Glut erhalten, denn oben darauf lag ein rundes Eisenstück, von der Größe eines Thalers, und dieses war an einem langen, starken Draht befestigt, um es brennend heiß machen und beliebig bewegen zu können, ohne daß der Pfeifen-

einbläser selbst gebrannt werde, und so etwa einen Geisterspuck vor der Zeit verrathe oder gar verhindere!

Die anderen Bursche thaten ihr Möglichstes, um an rechte Stelle nahe zu kommen, krochen endlich auf allen Vieren und hielten sich, hinter dem Gesträuche gekauert, verborgen.

Die Hunde in der Mühle bellten schauerlich, aber die Mühlburschen bemühten sich, sie zum Schweigen zu bringen.

Ob die Hunde oder die Bursche den Geist schon witterten!?

Melcher glaubte das Erstere. —

Es schlug vom Dorfe herüber zwei Schläge und Eilf!

Melcher's Knie wankten, sein Herz klapperte noch ärger, als die Mühle, er glaubte, es gehen zehn Räder darin um.

Es schlug drei Viertel.

Der Kater im Sacke ward von dem Hundegebelle entsetzlich ungeduldig, er biß einmal durch den Sack hindurch, in Melcher's Hand — da wollte dieser, entmuthigt, umkehren.

Aber seine Füße wollten nicht vom Flecke, sie waren zu schwer, er konnte sie nicht heben, und er lehnte sich erschöpft an die Mauer — voll Angst bereits um die Ecke nach dem Geiste sehend.

Ach! — richtig erhob sich dort bei dem Kreuzwege Etwas und rührte sich! — Es reckte sich auf! — Eine Gestalt von oben bis unten eingehüllt! — Melcher stöhnte in der körnigen Brust und wollte schreien!

Es schlug Zwölf; und im Augenblicke, als er schreien wollte und den Geist vorrücken sah — versagten

ihm die Knie — er sank ein, wimmerte und streckte dem Geiste, wie zur Sühne, bebend den Sack hin.

Im selben Augenblicke fühlte Melcher bereits: es seiner Hand warm nahekommen — ein heißglühendes Etwas brannte im Nu auf seiner Hand — und mit einem Entsetzensschrei zog er sie zurück! „Alle guten Geister loben den Herrn!“ schrie er — und dabei stürzte er vollends nieder auf die Katze.

Egid, der an dem Draht das heiße Eisenstück gereicht hatte, lachte helllaut auf und warf den Weiberrock weg, den er über den Kopf gezogen hatte!

Die andern Bursche sprangen aus dem Gebüsche auf, jauchzten, paschten in die Hände, und lachten Alle hell zusammen!

In der Mühle ward es lebendig und licht, die Müllerbursche kamen mit Laternen und Hunden herbei, welch' letztere auf die Katze unter Melcher entsetzlich wild bellten und losgingen!

Als Melcher zu sich kam, in der Meinung, er sei in der Hölle und von den leibhaftigen Höllengestalten umgeben, sprang gerade die Katze aus dem Sacke, ihm auf den Kopf und von da in's Freie!

Das war sein Erwachen beim Geisterschatze.

Er hatte eine brennende Hand, aber keinen heißen Heckethaler, und er sollte unter diesen Umständen, bei diesem Jure der Burschen, in's Dorf!

Der Schatz, die Fritzi, lag ihm jetzt noch weit, weit ferner!

Von jener Nacht an hieß Egid bei Allen, ohne Ausnahme, bei den Einen im guten, bei den Andern im schlimmen Sinne, der Dorfteufel! —

Es waren lustige Tage im Dorfe für die Einen schlimme, bitterböse für die Andern.

Balthauser sagte erbost zu seinem Sohne, indem er zornig den Hammer schwang: „Du bist der dümmste Geist — a rechter dummer Teufel!“

Brigitt war außer sich vor Zorn, als sie den Streich Egid's hörte!

Oeffentlich sagte sie, das heiße die guten Geister versuchen! Und als sich Melcher heimlich bei ihr Rath holte, sagte sie ihm, wenn er schon den Muth, den ganzen, vollen gehabt hätte, und die Verschwiegenheit gegen jedes lebendige Wesen, so wäre ihm die Kühnheit sicher gelungen; man wisse ja von Vielen nicht, wo sie so schnell ihre Reichthümer und Hausfreuden hernähmen; aber die Einmengung Egid's, und daß Melcher nur ein frischgewaschenes und kein neues Hemd angehabt habe, darin stecke der Hauptfehler!

Egid solle nur froh sein, daß er unter solchen Umständen wol entkommen sei und nicht etwa von einem grimmigen Geist in der Luft zerrissen, wovon man doch schon auch Beispiele und Merkzeichen hätte! —

Unter'm Schmiedbachl war's eine zeitlang nicht so freundlich und friedlich, als sonst. Wir haben gerade unter dasselbe und in die Schmiede hineingesehen, als wir, Anfangs, erzählten, wie da gearbeitet ward!

Balthauser konnte selbst in den höchsten Zorn gerathen, wenn man ihm wieder und wieder von der Sache sprach. Er fertigte wochenlange alle Leute weit kürzer ab, als sonst.

Melcher mußte fest arbeiten unter den wuchtigen Worten des Vaters, vor dem der gewaltige Bursche zitterte, wie ein Strohhalm! — Die Spötter trauten sich sicher nicht an diesen heran, denn, so lange ein heißes Eisen und ein Hammer in seiner Hand waren, war Niemand der Glieder sicher; und wenn auch ein kecker Knabe, der sich auf die Nachtfinsterniß und flinke Füße verließ, in das Gehämmer der Schmiede hineinrief: „Heckerl!" — so heißen die Hunde, statt „Hektorl" — so war's auch damit bald vorbei, und Alles ging bald weiter seiner gewohnten Wege.

Ja bei Brigitt und ihren Beistehern gewann Melcher sogar noch an Ansehen!

Das sei ein Bursche, sagten sie, dem ein Geist gar nichts sei! — Und es ärgerte sie, daß sich dieser Teufel Egid darein gemengt und ihnen bei einem Muthigen verdorben habe, zu erfahren, was Mitternacht beim „Anrufen" auf dem Kreuzwege wirklich geschehe!

Diese Freundinen und Freunde Brigitt's unterließen auch nicht, sich im weiteren Jahresverlaufe, zu „Portiuncula", um die Erntezeit, allerlei Zeug im Stalle heimlich aufzuhängen, um das Vieh gesund und über den Winter freßlustig zu erhalten; — zu Rupert etwas unter der Schwelle zu vergraben; — Weihnacht und Sylvester Blei zu gießen; — zu Neujahr sich einen Stecken zu allerlei Nutzen vom Zaune, wenn nicht gar Kirchhof, zu brechen; — am Palmsonntag von den eingesegneten Zweigen

drei Knospenkätzchen zu essen; — und was Derlei eine ganz schwere Menge mehr ist, von dem jedes Dorf fast seine eigenen Dinge und fast alle geheimnißvollen Leute ihre besonderen Geheimnisse, bis unter das Kopfkissen und die Herzgrube hinein, haben!

Egid bemühte sich, dem alten Schmied, trotz allen Grimmes, seinen Vorgang in's rechte Licht zu setzen, oder besser, setzen zu lassen. Denn Anfangs wagte er sich nicht an den Alten heran, und Andere mußten vorwegs aushören und ihr gutmeinend Wort einlegen.

Aber vor Balthauser's Dachl, auf dem umgelegten Baume, durfte Brigitt nicht mehr sitzen! —

Gerade all' der Schimpf und Spott jedoch, welche dem Schmiedgesellen zukamen, machten ihm die andern Leute nur noch verhaßter und führten ihn immer wieder zu Brigitt zurück, die gar so theilnehmend Trost wußte, und doch auch noch immer auf die Fritzi wirken konnte.

Dahin brauchte er jetzt um so mehr Nachhilfe!

Und gerade, daß andere Leute dagegen waren, das brachte Brigitt dazu, ihren Melcher sich jetzt erst recht fest zu halten, den Melcher, der doch so ein kerngesunder, gutherziger Bursche sei, und seines Handwerkes wegen geschickter, als alle andern im Dorfe! Ja, sie wollte noch mit ihm zeigen, daß sie Beide zuletzt durchsetzen, was sie wollen!

Fritzi hatte sich ja sehr unwillig über den boshaftigen, närrischen Egid, und recht bedauernd, gutherzig und theilnehmend über den Melcher ausgesprochen!

Wenn man es nur dahin bringen konnte, daß Fritzi selbst einsah, daß der Melcher für sie der Rechte und

ihr vom Schicksal Bestimmte sei — dann war Alles gewonnen!

Ja, sie sollte den Melcher noch selbst verlangen, trotzdem der Jäger mit seinen gespreizten Federn bei jedem Tanze, auf dem Kirchtage, und wo sie als Brautjungfer dabei war, an ihrer Seite nicht fehlte, und es ganz darnach aussah, als hätte der Alte, der Fridl, das gerne!

Was sich an geheimen Künsten, ohne Fritzi's Wissen, an ihr machen ließ, das hatte Brigittl schon heimlich gethan; aber es wollte doch nichts ganz und recht verfangen und mußte mithin irgendwo ein Fehler stecken!

Es mußte denn einmal so gemacht werden, daß Fritzi in Neugier über sich selber die geheimen Zeichen und Deutungen befrage: ob der Jäger der Rechte oder ein Anderer; und da sollte gerade der Schmiedsohn, und kein Anderer als er, so gut d'rauskommen, daß ihn sein „Schatz" noch bitten werde, ihr Glück zu machen, und sich nicht länger ihr zurückzuhalten!

Die Mädchen sind in Allem neugierig; aber was einen Liebhaber und zukünftigen Mann betrifft, da ist keines gescheid genug, selbst in der Stadt bei hunderttausend Büchern, um nicht eine Karte, ein Stück Blei, ein Pflänzchen, ein Zweiglein mit Blättern, irgend ein geheimes Zeichen — ja selbst eine lebendige Zigeunerin — ganz verstohlen heimlich, aber am allerneugierigsten zu befragen!

Brigitt und Fritzi saßen noch oft traut beisammen; was die Erstere betraf, suchte sie das Mädl jetzt noch öfter als früher und wurde ihr immer inniger und zuträglicher.

Die Alte erzählte, in die reizenden dunklen Augen hinein, manch' herzbewegende, Wangen-entflammende und nachsinnend machende Geschichte.

Das „Dirndl" horchte, die Lippen rötheten sich und spitzten sich, und wenn es das Köpfchen beiseite legte, konnte man ganz genau das Mittelspitzchen der Oberlippe, reizend, leise, zucken sehen. —

Ueber all' Derlei vergingen Winter und Frühjahr.

In nächster Frühsommerszeit beschnitt Egid im Weingarten die jungen Rebstöcke, und sein Mütterl kam gerade mit einer „Trag" herauf, um das frische saftige Laubfutter für die Gais, ihren ganzen Viehstand, heimzuholen.

Sie wären da beinahe in einen Zank gerathen; denn Egid wollte nicht dulden, daß sein altes Mütterl, das „ahlechti" (matt) sei, so viel auflade und sich „abstrapazire", sie solle besser daheim bleiben und sich pflegen. — Er bringe schon das Nöthige selbn heim.

Mit einer Art eifriger Freude sammelte sie jede grüne Reb-Ranke, jedes Häuflein Blätter, und drückte Alles wohl zusammen, damit es sich bequem tragen lasse, und um ihrem Sohne zu zeigen, daß sie denn doch nicht so ganz unnütz auf der Welt sei und noch was leisten könne!

Alte Leute und namentlich die meist fleißigen Hausmütterl zeigen Derlei gerne und sie sind mehr beleidigt durch's Hindern als belästigt durch Gewährenlassen!

Freilich mußte das Mütterl einen Weinstecken in die Hand nehmen beim Abwärtsgehen, um sich darauf zu

stützen und zu halten. Aber trotz einigem Zittern stemmte sie ihn doch fest ein, und sie wendete sich noch einmal, um ihrem Sohne derweil „bfhüt Gott" zu sagen.

So stand sie bebürdet und gerüstet, mit einer Art Eitelkeit, die heimlich das Besehen gerne hatte, wie etwa ein Dirnlein mit frischem Röckchen und enghüftigem Mieder auf dem Tanzboden!

„Du, Egid," sagte sie und sah ihrem werkschaffenden Sohne mit heimlicher Herzensfreude über das geröthete Gesicht und die ganze Gestalt — als sie eben im Weggehen begriffen war — und sie wußte sie werde ihm mit der Nachricht ein Vergnügen machen, „Du, Egid, über der Leiten (Abhang) drüben, auf'm Waldweg sitzt die Brigitt mit einem Tragl Holz, das sie geklaubt, und der Melcher is' bei ihr!" —

Egid schaute von der Rebe, zu der er sich gebückt hatte, auf und hielt das oben sichelrunde Messer vor sich. „So?" sagte er lächelnd. „Sind die Zwei schon wieder bonand? Wer weiß, was die auskochen! — Aber", fiel es ihm plötzlich ein, „da geh die Frau Mutter auf ein' andern Weg hoam und stör' s' nit — ih will wissen, was die Zwei mit einander heimlih haben!"

Er verrichtete noch einiges Begonnene, legte dann sein Messer ab, drehte seine blaue Schürze rasch, von einer Ecke auf, zu einer Rolle, steckte dann das untere Ende in das Bindband an der Hüfte hinauf, und eilte quer durch die Weingärten in den Wald hinein, dort verschwindend.

Richtig entdeckte er die Beiden nach einiger Zeit.

Brigitt hatte gerade ihr Bündl auf den Hübl (Hügelaufwurf) eines Grabens mit dem Rücken gelehnt

und sich so bequem dazu gesetzt, Melcher saß eng zugerückt, traulich an ihrer Seite.

Egid ging leise in den feuchten schwarzen Grund hinab, den einst die Holzwägen ausgefahren und dann der Gußregen sich zur Rinse gemacht hat, ein Grund nun, der keinen Laut erweckte, und schlich so hübsch nahe herbei.

Richtig vernahm er das trauliche heimliche Gespräch, das Beide miteinander führten.

„Siehst, Melcher! Rechts stehen die drei Felber (Weiden) am Bach, dann kommt die klein' Stiegen, wo man obi geht, und grad gegenüber steht die Linden, daneben noch eine, und dann Holler, Pappeln und allerlei G'sträuch. Bei der ersten Linden bleibst und steigst schon früher hinein; wenn die Madl kommen, halt'st Dih still, bis die Fritzi schaut, dann biegst Dih durchi und sie sieht Dih g'wiß!"

„Bei der ersten Linden!" wiederholte Melcher, und das Gespräch ward bald abgebrochen, da eine Dirn, die Holz klaubte, den Weg daher kam. Deshalb gingen die Beiden auch sogleich weiter, und dem zu neugierigen Egid fehlte nun doch noch das Beste!

Er ärgerte sich auch über den Zufall, der ihn in seinem glücklichen Verstecke so um die Hauptsachen gebracht hatte. Einige Minuten stand er sinnend, wie der Fuchs, dem das Hühnchen entflog, und sah ihnen nach.

Da schnalzte er mit Daumen und Zeigefinger plötzlich: „Ih hab's! — Johanni kommt und is' nimmer weit!"

Die Dorfmädl gehen da häufig an den Fluß oder Bach, schäckernd und singend, und sehen beim Sonnenuntergang hinein: was sie darin sehen? — Manche thut's auch heimlich, allein. —

Sehen sie ein Mannsgesicht, so zeigt's einen Bräutigam, und kennen sie das Gesicht, so ist der Mann desselben sicher der Bestimmte. —

Das sollte der Fritzi gelten und „angethan" werden — das war dem Egid klar!

Er sagte kein Wort.

Nur an den Bach ging er und schaute die Linde gut an.

Sie war ganz geeignet zu dem, was die Brigitt „ausspintisirt" und dem Melcher fein angelernt hatte. Rückwärts der Linde, wo das Gebüsch war, mußte der Bursch ein- und aussteigen, vorne durfte er es nicht wagen ohne gesehen zu werden; und über das Wasser hinüber nach der andern Seite streckte sich ein großer starker Zweig, der wie gemacht war, um aus dem Versteck am Stamme herauszuleiten, kurz prächtigst für das ganze Stücklein!

In der Nacht vor Johanni, als schon Alles schlief, ging Egid, mit einem Zweigsägelchen im Aermel, zu der bezeichneten Linde und schnitt den vordersten Ast, der sich über den Bach streckte, von oben nach unten halb durch, ging wieder heim und legte sich schlafen.

Der Johannestag ist so recht gelegen für ein Mitsommerfest!

Der Acker grünet und wogt, die Weinrebe stützt sich schon reich belaubt am Stocke, die Blüthen haben sich sämmtlich in keimende Früchte verwandelt. Die rothprangende Kirsche, oder die schwarzäugige, guckt aus dem grünen Laube, süße Birnen und golden schwellende Marillen bieten üppig ihre Säfte zum Genusse! Das leckere Bäuerlein gräbt sogar neugierig bereits um Kartoffelchen in

dem Acker und holt die feinhäutigen, fast geschämig zarten Küglein heraus, sich freuend und bemessend wie die Ernte ausfallen werde!

All die Gewinde, welche Schatten geben sollen, sind hoch emporgerankt und mit Blüthenpracht übergossen, die Hausgärtlein prangen in breiten Blättern grün und in reichster Blumenzier, wie zu keiner andern Zeit — die harte Arbeit ist gethan und überstanden — die Natur, unabsehbar dahingestreckt im Sonnenschein, arbeitet still in sich gekehrt doch emsig fort, ohne daß Händekraft mehr bedurft oder von Nutzen wäre!

Als ob der Mensch einen hohen Berg hinaufgeklimmt wäre und nun, oben auf dem Giebel angelangt, ausathmen und der Ruhe pflegen könnte — so ist ihm. Die Frühlingsarbeit ist der Berg, der Sommer der Giebel, und dann führt der Herbst mit der Erntearbeit mühsam abwärts. —

Im Walde singt es und jubelt — bis zu Johanni!

Nach Johanni schwärmt kein Vöglein mehr und sitzt nimmer singend, seinem brütenden Weibchen zeitvertreibend, melodirend am Neste; es fliegt rastlos ab und zu, mit dem Gesammelten im Schnäbelchen und Kröpfchen, für die freßgierigen Kinder!

Nach Johanni verkürzen die lieblich schwätzenden Grasmücken, der überall geliebte Plattmönch, das „Schwarzplattl“ besonders, die herztraulichen Sängergeschichten — der Wald schweigt bereits zu vollsonniger Zeit, und Abends beginnt die Nachtigal später und hält kürzer an — die Drosseln schlagen nimmer am Saume und höchstens tief drinnen in sättiger Waldesgrüne.

Zu Johanni ist die Sommer- und Sonnenhöhe, auch die Sonnenwende; und auch das Unaussprechliche,

das sich im Menschenherzen unbewußt sammelt, wie der Saft in der Traube, wie der Duft in der Blume, drängt nach außen! — Und da die alten fühlenden Heiden schon dem Sonnengott ein Feuer zur Nacht aufgezündet, haben wir es auch überkommen, und thun's dem Heiligen zu Ehren, hoch auf den Bergen, und dennoch heißt es, nebst Johannesfeuer, noch immer „Sunnewend-Feuer" und man springt und johlt und schneidet Gesichter in dem Lichte, und wirft den Mädl feurige Besenreisige nach — trotz den Heiden!

Schon des Morgens beginnt in manchen Gegenden die Vorbereitung dazu recht lustig und seltsam zu werden. Buben gehen singend und Reime sagend umher, um Holz und Brennstoff für das Sunnewendfeuer zu sammeln. Zuweilen tragen sie auch, auf einer hohen Stange, zwei possierliche Strohfiguren, einen Hans und eine Gredl, welche Nachts in brennender Liebe sich lustig und gemeinsam verzehren. — Auch gibt's ein Pechfäßlein dazu! — Vor Jahren, als man noch mehr „Umständ'" mit Derlei machte und mehr am Alten hing, war ein Bub ganz in „Tannengrafet" (Tannreisig) eingehüllt und trieb die tollsten Scherze. Die Buben sammeln, und schreien noch mehr, vor jeder Thür, mit ihren schrillen Stimmen, daß es selbst die tauben Alten ganz gut hören müssen:

„Die Heil'gen bitten um a Steuer
Für's Sunnewendfeuer!
Der heil'ge Sankt Veit
That bitten um a Scheit;
Der heil'ge Sankt Nigl
That bitten um a Prügl;
Der heil'ge Sankt Florian —
Am Abend zünden wir 's Feuer an!"

Die Hausleute geben gerne etwas und namentlich solches Reisig und Kränzewerk, das beim Frohnleichnamszuge zum Häuser- und Altäreschmucke diente — auch altes Besenreisig — denn das „Ankenten" (Anzünden) eines Johannisfeuers und das Beisteuern dazu, schützt vor allerlei Unheil mit dem Feuer.

Dem Grund, worauf das Feuer brennt, geschieht so Gut's damit, daß er „sich neun Jahr' d'rüber freut", und Buben und Mädl, die neun Feuer zugleich sehen, „heiraten noch im selbigen Jahr!"

Man soll um's Feuer tanzen und darüber springen, denn das heilt und sichert gegen Kreuz- und Fußschmerzen, aber das soll man ja vor zwölf Uhr thun, denn da, in der Mitternacht, beginnen die Hexen auch ihr Spiel, und man liebt's, ohne diese Gesellschaft zu sein!

Hei, wie das lustig ist! Ringsab geht es immer dunkler und schwärzer in die Tiefe — ober Mond und Sterne mühen sich, Alles silberweiß zu machen, aber die Flamme röthet — röthet — wächst hoch auf und breithin mit grellem Lichte — der Himmel selbst scheint gerade ober dem Feuer roth und glühend zu werden!

Horch — wie das hallt und schallt — ja die Heiden konnten nicht kräftiger schreien, und es ist nicht wahr, daß sie nur allein Riesenleiber und Riesenkehlen hatten!

Aus der Ferne lugen von den Berghöhen auch solch rothe lustige Feuerzeichen.

Kommt — springt durch, durch die Flammen, wenn ihr junge Beine habt und einen guten Schuster, der verbrannte Sohlen wieder neu macht! — Und ob ein Bursch bereits bei der Feuerarbeit geschwärzt ist wie ein Wald-

teufel — heute liegt nichts daran — halloh Dirnln! welche thut mit und schreit nit gar a so!?

Da kommen sie schon — heute ist freilich frühzeitiger Feierabend — und sie haben noch Besonderes, Eigenes zu thun, d. h. nichts zu thun, und zu scherzen. —

Die heut netter gekleideten Mädchen mit frischen Tücheln und Schürzen, Leibl und Schuhe geschnürt, zogen, zu Dreien und Vieren sich umfassend und zusammenhaltend, neben einander durch die Gassen, gingen hossen (spazieren) zum Wasser, und trieben an seinem Ufer allerlei Kurzweil.

„Jetzt laßt's mih einmal seh'n wer der Meine!" sagte die Eine oder die Andere lachend, und sie trat hinzu und sah auf dem abendlich bunt sich färbenden Wasser nichts, oder eine sich spiegelnde bunte Wolke, aus der sie eben Alles machen konnte.

Die Mädchen riefen bald, eines dem andern, einen Namen zu, den sie für den „Rechten" hielten — oder sie neckten sich mit allerlei Thieren und recht häßlichen, uralten, widerlichen Gestalten, die da zu sehen und „bestimmt" wären!

Fritzi wollte nicht hinzutreten, sie hatte sich's eigentlich heimlich für allein beim Mondaufgange bewahrt.

Aber die Andern neckten und trieben sie.

Jetzt trat Fritzi richtig hinzu — und man könnte nicht sagen, daß sie so frei hintrat, wie manch' sorglos scherzende Andere. Denn die Brigitt war nicht vergebens ihre Freundin!

Lieblich war die Dirne anzusehen. Wie schmuck stand ihr das knappe Miederchen und schneeweiß bis an den Hals zugezogene Faltenhemde, über welch' Alles der Abend seine goldenen Lichter goß. Ihre Arme waren

entblößt und oben rund von einem blüthenweißen Hemdstreifen eingerahmt. Ihre Wangen färbten sich höher, und wie sie hintrat, ein Knie auf den hohen Rasen an der Seite stemmte, so daß aus dem reichen Rock-Faltenwurfe ein zierlich weißer Strumpf und Fuß verstohlen guckte, wie sie sich dann mit einer Hand an einem herbeihängenden Zweige hielt, um nur recht weit vorwärts sich biegen zu können, war sie, in all' ihren frischen Formen sich spiegelnd, ein „Weibsbild", das schon einem jungen Burschen und selbst manch' Aelterem das Herz in Bewegung setzen konnte!

Es war wol kein Bursch im Dorfe, der nicht gerne den Kopf untergesteckt und sich da aus dem Wasser hätte sehen lassen!

Obwol sie lächelte und scheinbar scherzte, oder gleichgiltig that, pochte es ihr unter dem Mieder doch gewaltig! — Ob der Jäger wol nicht im Bache zu sehen, oder gar ein Fremder, noch Feinerer?

Und wie sie so guckte — tauchte es plötzlich in der Tiefe auf und kam von unten näher herauf, deutlicher: „Jesus Maria! Des Melcher's Gesicht!"

Sie hörte es gleichzeitig rauschen ober sich, und ehe sie aufschauen konnte, that sie einen Schrei — es krachte, brach in den Zweigen, spritzte fast gleichzeitig unten aus dem Bache hochauf — und darinnen plätscherte — der Melcher — leibhaftig mit Händen und Füßen herum!

Die Mädchen liefen erst schreiend fort, dann wieder herbei.

Als sie zurückkamen, stand der Melcher voll Schlamm, halb ertrunken und mit vollgeschwemmtem Magen im Bache — er hatte nun alle Noth, daß er herausgelangte.

Wie wieder die Bursche mit dem schallendsten Gelächter zur Stelle waren, das darf wol erst gesagt werden?

Der Melcher ging schwer heim und legte sich in's Bett.

So war Fritzi's Zukunft abermals in's Wasser gefallen, dabei aber auch Brigitt's Plan, und die Sachen, in denen es heimlich Parteien mit einander aufgenommen hatten, die „Teufel“ mit Fritzi's „guten Geistern“, wie Brigitt zu sich selbst murmelte, standen noch schlimmer, als früher.

Unter'm Schmiedbachl sank das gemüthliche Daheimsein, und selbst der Alte begann mürrischer zu werden, als er jemals war.

Von der Kameradschaft Egid's, welche einstmals breit durch die Mittelstraße ging, schlich allmälig Mancher abseits, auf den Weg an die Mauer, wo das Pförtchen zum eigenen Herd führt.

Die kurze Burschen-Jacke ward abgelegt und der lange Manner-Rock hing über die früher freien und hopsenden Beine.

Wieder war ein Jahr verronnen; — mit all' seinem Leid und Freud!

Die ganze Menschheit und das Dorf machte den ungeheuren, aber klein dünkenden Kreislauf der Sonne mit, den wir für uns ein Lebensjahr nennen. —

Der Melcher ward, nach den Erlebnissen, noch kernfester in sich zurückgezogen, d. h. trüber. Er wollte nicht einsehen, daß er allen Leuten „G'spaß“ mache; er wollte

nur sich selbst sagen, daß er den Leuten denn doch zeige, was er für ein „Kerl", für ein Feiner und Fester sei, der was unternehmen könne! Mehr wie die Andern! Er bannte so sich selbst in seinen engen und immer zum Ausgang zurückkehrenden Kreis hinein, wie die Meisten, welche nicht weiter sehen können oder wollen!

„Dickschädlig!" hießen es die Einen — „kernfest!" rief der Melcher.

Die Fritzi war noch immer ledig und doch schon seit Jahren eine reife Dirne.

Der Vater sah mit Besorgniß das Mädchen älter werden, und sie selbst begann von ihrer Frische zu verlieren.

Der Jäger gefiel ihr und gefiel ihr nicht; es gefielen ihr Mehrere gut und doch wieder Keiner.

Vielleicht — so überschlich es sie manchmal — hatte der Balthauser-Göd (Gevatter) doch Recht gehabt, als er von Holz und Eisen sprach! — Sie hätte sich den Melcher nach Wunsch gestalten können, gut war er, und gehalten hätte er treu zu ihr, wie Eisen. Ihr Hauswesen wäre ein beneidetes gewesen!

Der Vater ließ ihr die Wahl über; aber sie fühlte es, sie sündigte, indem sie in ihrer Schönheit, der sie sich bewußt war, alle Männer gleich und kalt behandelte!

Es überkam sie das Gefühl, welches Mädchen oft überkommt, die zu lange mit dem Gefährlichsten kalt spielen und endlich ihr Herz leer, keines rechten Aufraffens und Haltens an einer so echt warmen Empfindung fähig verspüren. —

Nur einen Mann, einen rechten Mann, in der ganzen Bedeutung suchte sie; und dies war der süßliche, ihr

nachlaufende Jäger, der sie noch dazu weit weg in einen Forst heimführen wollte, denn doch nicht!

So einen Mann, der ihr durch die Heimat ganz an's Herz geknüpft wäre, der ihr Leid und Freud verstände, selbst ihr kleinstes Kinderlied, das sie sänge, mitverstände, mit ganz anderem Verständnisse und Gefühle, als alle Anderen!

Einen Mann, der bewiesen, daß er gut, kundig, gleich ihrem Vater selbst etwas vorwärts bringe, und nicht blos in übergebenem Heim und Feld und Weingarten gerade eine Arbeit versehen kann, die jeder Arbeiter thut und kann, kurz, wie jeder Andere!

Einen Mann, der, wenn sie Sonntags von der Kirche mit ihm heimginge, wäre gleich den Andern; aber doch nicht gleich; und trotz seiner Kleidung gleich jedem Andern, in den gern herbeigewendeten freundlichen Blicken und Mienen der Andern etwas voraus hätte!

So einen Mann, der, wenn er auch nicht jedem Kommenden den Säckel aufthun könnte, doch von Jedermann gesucht und nachgefragt würde, dem man was zutrüge, und sein Wörtl abverlangen thäte, ehe man sogar zum Pfarrer, oder Richter, oder Doktor, oder sonstwohin ginge und wendete!

So einen Mann, ja wol — sie war's von ihrem Vater, dem Wagner-Fridl, gewohnt! Aber solche Meister und Männer — und zierliche, zierende Töchterl — gab es nicht alle Tage, oder wie Birnen an den Bäumen!

Die Christl, des Egid's Mutter, war in der Erntezeit krank, und der Sohn mußte in die Arbeit.

Die Brigitt, die gleich half, oder helfen wollte, wo sie vermeinte es nur zu können, schickte sogar auch

an die Alte, denn sie kannte sie schon länger als ihr böser Egid auf der Welt war! Aber, zum Erstaunen, die Frau Christl verschimpfirte die Salbe der Brigitt und wollte nichts davon wissen!

Das erzählte die Gekränkte an Fritzi, und auch, daß es die Christl nun büßen müsse, weil sie derselben nichts, nicht einen Löffel Suppe zutrage, und sie doch allein liege! —

Da bat Fritzi. Aber die schwer Gekränkte wollte von einem solchen, nunmehr ganz höllisch-bösen Hause nichts wissen.

Und so ging Fritzi selbst, und brachte der Kranken mehrmals Suppe in das ärmliche Holdenstübl (Inwohnerstube).

Wie erschrak sie aber, wenn Egid mitten des Tages unversehens kam, sich erkundigen, wie es dem Mütterl gehe, ob es nichts brauche, und dann wieder in's weite Feld zu der Arbeit hinauslief!

Was „togezte" (zuckte und pochte) ihr Herz gar so sehr, wegen des Egid, den sie doch seit lange kannte, mit all' seinen Schelmenstreichen, Tänzen, Geschichten, Erlebnissen!

Er war ja doch nur einer von den Innleuten (Miethern), und sie war die Wagner-Fritzi! Ihres Vaters breiter Hof und Giebel war kennbar aus dem ganzen Dorf, wenn auch das gewisse merkwürdige Zeichen nicht davor gestanden hätte! —

Der Egid sah die Dirne an, sagte „tausend 'gelt's-Gott!", reichte ihr die Hand, als wäre sie seine Schwester, sah ihr offen in's Auge, und ging, ohne ein Zeichen der Bewegtheit, dann von ihr.

„Die ih krieg, mag ih nit, und die ih mag, krieg ih nit!“ — „Ledig bleiben möcht' ih nit, heiraten mag ih nit“ — summte Egid durcheinander.

Vor dem Dorfe draußen, auf dem Felde, sang er freilich:

Am Himmel san hoch die Stern
Und leuchten than s' schön —
Ih hätt oan gar so gern,
Aber 's will halt nit gehn!

Stehn s' ah noh so hoch,
Und stehn s' ah noh so weit —
Daß über mein Dachl g'leucht,
Das hat mih so g'freut!

Jetzt san mer wol fern,
Aber 's hat ja koan B'stand —
Es kummt halt amal die Zeit,
Da sein mir ewig beinand! —

Und endlich pfiff er sich ein Liedchen, ganz ohne Worte, und klopfte, schleifend, mit dem Wetz-Steine auf der „Sengs“ (Sense) dazu, um sich die Grillen zu vertreiben, oder verrichtete sonst weiter seine Arbeit.

So war der Herbst vergangen, so kam die Weihnacht.

Egid's Mütterchen wurde immer „awlechtiger und awlechtiger“ (schwächer), und lag noch immer, oder wieder rückfällig, krank im Bette.

Als er am Tage in den Wald ging, um aus dem tiefen Schnee das dürre Reisig herauszuholen, damit es,

die Feiertage über doch recht warm daheim sei und im Ofen knistere; als er seinen Handschlitten über den gefroisenten Schnee (gefrorenen Schnee) herabzog, da sah er, wie Mancher sich ein frisches Tannenreisig heim trug für die Kinder.

Der Schnee glitzerte und funkezte (funkelte), und da flimmerten vor seinen Augen die Lichtlein auf, die erst auf den grünen Reisigen in der kommenden Nacht zu leuchten hatten.

Ja, in anderen Stuben war es licht; bei ihm aber sollte nur die Funzen (Oellämpchen) für ihn und sein krankes Mütterlein brennen! — In anderen Stuben stellten sie an Wieglein und Bettlein leuchtende Bäume und Bescheerungen hin; in seinem Holdenstübl konnte er auch an ein Bett treten — aber es war das Siechenbett seines Mütterls!

Es fröstelte ihn nun innerlich, und es überkam ihn bei allen Gedanken ein solcher Schauer, daß er förmlich mit dem Schlitten in das Höfl hineinlief, wo sie wohnten, und dort stehen bleibend, die Hände kreuzweis' über die Brust nach den Schultern warf und schlug, um sich warm zu machen.

Er strampfte und schüttelte sich den Schnee ab, arbeitete sich ordentlich in die Hitze hinein, und als in der Küche, aus dem Ofenloche, ihm Glut und Flamme entgegenhauchten, befand er sich, aus seiner Anletzikeit (Einsamkeit) herausgerissen, wieder ein Bischen wohl.

Ganz freudenlos hatte er sich doch nicht gelassen. Einen neuen Volkskalender mit hübschen Bildern hatte er sich doch gekauft, weil er diesen erstens mit seinen Zeitweisungen gar nicht entbehren konnte, und dann, weil er

alljährlich so schöne, ernste und lustige Geschichten und Sachen enthielt.

Ueber die eiserne Bratröhre des Ofens, auf der die Aepfel für das Mütterchen lagen und leise sangen, liefen zuweilen Funken hin, so warm war's in dem Weihnachts-Stübl; die Oellampe hatte Egid hell aufgestöbert, und die Pölster der Mutter schwellend hoch aufgerichtet, daß sie's recht bequem zum Lehnen habe, und er saß an ihrem Bette und las, um ihr die Grillen zu vertreiben und sie aufzumuntern — da sie keinen Tannenbaum hatten und es recht gut paßte:

Das Märchen vom Tannenbaume.

Ein Wald- und Weihnachts-Märchen.

Wenn der Wald rauscht, da redet er; und er redet eine gar eigene, eine seltsame Sprache!

Die Sprache hört sich so traulich, so heimisch-innig an, als wäre man da erst so recht und seit aller Zeit wohl zu Hause; aber sie hört sich auch oft so ergreifend, so tief bis ins Innerste ängstlich durchdringend und mit furchtbarem Schauer erfassend an!

O, was haben die Menschen nicht Alles schon verspürt im tiefsten Herzen sich rühren, wenn die hohen, dichten, die geheimnißvollen Laubkronen des Waldes sich ober ihnen im Winde geschäftig bewegten und immer wieder die Köpfe einander zusteckten!

Wie mit tausend grünen Zungen scheinen sie da oft zu flüstern, zu kosen, und es ist dabei gleichsam, als ob sie mit dem Thau zugleich Trost und Erhebung auf uns segnend herabträufeln ließen!

Aber dem Schlechten, und nur dem Schlechten waren die schwarzen Baumstämme wie düstere, drohende Gestalten, wie finstere Mahner, wie unerschütterliche Prediger, die ihm immer von Neuem in den Weg kamen, und von der hohen Kanzel des Laubwerkes herab donnerte es ihm ins Gewissen hinein!

Da floh der Schlechte aber auch meistens, erst von einem Gehege zum andern, dann von dem verzehrend unheimlichen Dunkel dieser Gestalten ganz hinaus, und noch von Ferne grinsen einem Solchen, so oft er sich umsieht, die Bäume nach, und jeder Zweig winkt, droht, weiset, wie ein gehobener strafender Zeigefinger!

Ja wenn die Bäume nur immer so geradeaus ernst wären!

Daran hat wol noch Keiner gedacht, daß die Bäume auch gar seltsam' und schnurrig' Zeug mit einander schwatzen, daß sie — wie die Tauben auf dem Dache und die Vögel im Walde — sich auch einander verstehen, nnd daß sie — da sie allerlei Leute mit allerlei Eigenschaften neben einander sind, nur von anderem Wuchs und Herkommen, mit anderen Röcken, Schmuckwerken und Geschäften — auch einander hänseln, wol nicht mit einander „knöcheln", aber „Zweigeln brechen", sich belachen, recht nachbarlich heruntermachen, und wenn so ein günstiger Windstoß gelegentlich daherkömmt, ihm ein Blatt, scharf und schneidig, gerade so hinhalten, daß es zischen und sausen muß — recht boshaft!

Legt Euch nur einmal, wenn die Luft in frischer Bewegung ist, in das Waldgras unter die Bäume!

Hört Ihr in der langen Pappel hoch oben den Wind so sonderbarlich fein streichen? Hört Ihr den schrillen,

den sausenden, surrenden, zischelnden Ton, oftmals gerade als wenn eine Katze „spänne"?

Die hochnasige, gespreizte Pappel macht sich über die andern Bäume lustig, über die sie hinausragt! Seht nur, wie überhebend und selbstgefällig sie ihren Federbusch dort hinübernickt, welches Schnippchen sie mit den obersten Zweigen schlägt! —

Und dort wackelt die Buche ihren breiten Kopf herüber und hinüber. —

Auch die Eiche stemmt sich behäbig und geringschätzend gegen die andern, als wollte sie mit ihren unzähligen Elbogen Alle rings von sich drängen.

Die Esche läßt's nicht minder mangeln; und so das junge grüne, wie das alte dürre Holz, das dicke wie das dünne, das kurze wie das lange!

Nichts weniger als Schmeicheleien kommen da oft vor. — Da ist Neid zu Hause, Besserdünken und Besserwissenwollen, Hänseln, Sichselbstüberschätzen und Andereverletzen!

Prahlereien mit Eigenschaften, mit Hab und Gut, fehlen nicht; ein Jedes entdeckt an dem Andern was nicht richtig ist und bei ihm viel besser; das fordert heraus, zischelt, flüstert, grollt, murrt, poltert, schlägt die Zweighände in einander und gebärdet sich!

Ja, im Walde unter den Bäumen — wie in der Welt unter den Menschen! Gerade wie unter den Menschen!

War einstmals so ein Wald-Diskurs.

Vor vielen, vielen, vor unzähligen Jahren. Gerade ein so hämischer, dickneidiger Diskurs, bei dem Jedes große, stolze Dinge wußte, natürlich nur vom eigenen Besten, von oben bis unten und wieder zurück — von seiner

eigenen Wurzel, von seinem Stamme, von seinen Zweigen, ja seiner Blattform, seiner Ausdauer, kurz Allem, was nur möglich und drum und dran ist! —

Und es sprach die Linde von ihrem Duft, es sprach die Buche von ihrer Zartheit im Bau, es sprach die Eiche von ihrer Kraft, es sprach die Esche von ihrem herrlichen Grün, es sprachen eine Unzahl von ihren Blüthen und Früchten, selbst die dürrsten, armseligsten Sträuche sprachen von ihren spitzen, scharfen Dornen, mit denen sie sich vertheidigen und jedem Feinde Trotz und Hohn bieten.

Nur die Tanne, der armselige Tannenbaum stand beschämt bei Seite und mußte über sich das schrecklichste Gericht ergehen lassen.

Kam es auf den Stamm zur Rede — da stand der Tannenbaum so schlicht, so einfach und prunklos da, ihnen fast lächerlich hager, aufgeschossen, daß Alle sich mit dem ihren gegen ihn brüsteten.

Kam es zu den Zweigen; — ach welche herrliche vielverschlungene, mannigfaltige Formen boten die Andern dar, und er mit seinen geradegestreckten, abwechslungslosen Zweigen, die nicht im geringsten verschlungen sind und einer fast wie der andere aussehen, er sah sich beschämt und verhöhnt.

Statt Blätter — so recht weicher, saftstrotzender, hübsch gezackter oder ausgeschnittener, herz-, pfeil-, hand- und andersförmiger Blätter, die sich fröhlich im Winde wiegen und schaukelnd grüßen und flattern, statt solcher Blätter wies er nur starre, regungslose Nadeln.

Mit einer Blüthe — da brüstete sich selbst die alte, finstere, knorrige und verbogene Eiche gegen ihn. Ach,

welche Blumenformen zeigten tausend Andere ihm gegenüber, duftig, formenreich und in Farbenschmelz, einen prächtigen Hohn, aus ihrem Festgewande heraus! Wie gesagt, selbst die Eiche hielt mit ihren krummen, schwarzen Fingern ein grünes Blüthenschälchen hin und schüttelte sich vor dem Tannenbaum, lachend — recht knotig!

Früchte? Da kicherte tief unten selbst der Schleedorn und die Heidelbeere im Grase zum armen Tannenbaum hinauf; da schleuderte man ihm im Winde selbst Galläpfel zu, und je mehr er bescheiden war, desto mehr wußten Alle recht Hartes, Bitteres, Kränkendes gegen seine dürren Tannenzapfen.

Und der arme Tannenbaum stand beschämt, schüttelte traurig im Winde das letzte Giebelchen oben, und aus seinem tiefsten Innern drängte sich ein schweres, bitteres Weinen heraus — die langsam aber lange Zeit fließenden Thränentropfen, die man das Tannenharz nennt.

Doch nichts bleibt unbemerkt in der Natur. Alles belauscht, beachtet das Andere und wirkt zum großen gesammten Ganzen! —

Und die Wolken, die über dem Walde langsam dahinzogen, hörten, was die Bäume sprachen und vermerkten da ganz wohl den Stolz, die Freude, den Hohn einerseits, und die Bescheidenheit, die stille Duldung, den Schmerz andererseits. —

Und dem Himmel nahe, trugen die Wolken die Kunde von all Dem hinauf nach Oben, treu und in Wahrheit, zu dem Engel der Haine und Wälder, und riefen sein Mitleid, seinen Schiedsrichterspruch im Namen der Gerechtigkeit an!

Und er erbarmte sich auch!

Er sendete sofort die Wolken wieder aus. Aber diesmal nicht wieder so licht, so sonnig glänzend und spielend; sondern belastet, in ihren dichten, grauen Mänteln eingehüllt, und unter denselben vor der Sonne bergend: schwere, dichte Massen von Schnee. — Und mit diesem kamen sie leise heran und schütteten eifrig, so mit rechter, rastloser Flockenfreude ihre Fülle aus über den ganzen weiten, weiten Wald, und puderten ihm recht den Kopf ein und machten Alles schneeweiß, uralt greis'!

So ward ihnen geheißen und so thaten die Wolken es fast mit wirbelndem, freudigem Uebermuthe.

Die Bäume aber, die spürten plötzlich sonderlich und sonderlicher, unheimlich kühl, ließen endlich frostschüttelnd Blätter und Blüthen und Früchte fallen, und fühlten sich's eisig bis an's Herz hinandringen, starrend bis in's tiefste Mark!

Doch inmitten aller kahlen, nun in mühseliger Trauer trübsinnenden Bäume — stand die Tanne allein froh und freudig aufrecht!

Nur die Tanne verblieb mit ihrem frischen, hoffnungsreichen, saftigen Grün — nur der Tannenbaum schaute nach dem Himmel und in die Welt mit kräftigem Lebensmuthe, mit seinem eigenthümlichen Federbusche, dem „Zapfen" hoch oben auf dem Scheitel, wie ein Feldherr, wie mit aufgestecktem Siegeszeichen!

Und in dem mächtig erschütternden Sturme, der durch alle Waldeszweige majestätisch dahinfuhr, sprach die Engelsstimme in ewiger Milde und Gerechtigkeit:

„Armer, armer und doch so reicher, überglücklicher Tannenbaum!

Während Alle schlafen den todesähnlichen Schlaf der

Nichtigkeit, stehst Du nun geschmückt und geziert wie im Sommer!

Du hast nicht Blüthe, womit du prangen kannst! — Aber ich will dir eine schönere Blüthe geben, als allen Andern! Der Mensch soll an dich hängen sein Schönstes und Bestes, sein Herrlichstes und Dauerndstes, sein Herz, seinen Geist — die holdeste Blume seiner Erinnerung! — Er soll an dich heften seinen seligsten Blick, wie an keinen andern Baum; er soll dir zujauchzen und zujubeln wie keinem zweiten auf Erden, nicht einmal der Myrthe und dem Lorber; er soll dich in das Reich des Lichtes und des Glanzes führen; er soll dich in sein Haus, in seine Stube, auf den ehrendsten Platz bringen; er soll dich zieren, er soll dich kosen und schätzen — den Liebsten aus dem ganzen Walde, den Fürsten unter den Bäumen!

Du hast nicht Farbenpracht! — Solch reich glänzenden Schmuck aber, als du ihn tragen sollst, hat der ganze Wald nicht!

Du hast nicht Blätter! — Aber mit deinen spitzen Nadeln sollst du in das Menschenherz, dem sie nahe kommen müssen, nur Honig, nur unvergängliche Süße für das ganze Leben einritzen und einträufeln!

Du hast nicht Duft! — Aber so duftig ist nicht die Rose von Schiras, nicht der Jasmin von Darphur, nicht die Orangenblüthe von Cypern und keine Blume der Welt, als der Duft, der durch deine Zweige wehen und wie ein Duftopfer zum Himmel steigen soll, wenn glückselige Kinder dich umringen, wenn der Jüngling und die Jungfrau, wenn Mann und Weib, wenn Greis und Greisin deiner aus einstiger Zeit gedenken!

Du hast, blödem Auge scheinbar, nicht Frucht! — Aber deine Zweige sollen tragen das Süßeste, sollen beschweret sein mit dem Köstlichsten, Erquickendsten und Ersehntesten der Welt!

Und wenn alle Bäume einsam, verlassen, leer stehen, soll einzig und allein zu dir kommen, aus weiter, weiter Ferne, ein prächtiger, farbenreicher, durch seine Gestalt ausgezeichneter Vogel. Während alle andern Zweige ohne Sang und Klang sind, soll in den deinen schlichten, gerade ausgestreckten, der Kreuzschnabel lustig hüpfen und sein herzfrohes Liedlein in alle Welt jauchzen. Während Andere Niemanden beherbergen können, sollst du ein milder Wirth sein den Jungen des Kreuzschnabels, welcher, der Einzige im kalten Winter nistend, mit deinem Harze sein Nest zusammenkitte, deinen Samen mit seinem eigens dazu geformten Schnabel aus der wohlverwahrenden Hülle hebe und seine kleinen Kinderchen damit nähre! —

Während also die Menschenkinder in den kerzenbeleuchteten Weihnachtsstuben dich umringen und umjubeln, werden zugleich die geflügelten Kindlein des Vogels im mond- und sternenbeschienenen Walde dich umhüpfen und besingen, und du wirst also geliebt und geschätzt sein hier und dort, mehr als die hämischen, stolzen Bäume alle, alle!

So hast du die segensreichste Wurzel.
So hast du den lieblichsten Stamm.
So hast du die gesegnetsten Zweige.
So hast du die reizendsten Blätter.
So hast du die farbenprächtigste Blüthe.
So hast du den reichsten Duft.
So hast du die köstlichste Frucht.

So hast du den ausschließlichsten Sangesdank — wenn er für alle Andern verstummt ist —
Tanne du seiest der beglückteste unter allen Bäumen!"

So sprach die wunderbare Stimme, die nicht von dieser Erde war!

Und der Tannenbaum hob sein Haupt mit unnennbarer Sehnsucht, Demuth und Innigkeit zugleich, zur Höhe. Er mochte danken und wußte nicht wodurch. Nur seine Zähren drängten sich reichlicher aus dem bewegten, überquellenden Innern.

Und er streckte in Inbrunst die Arme straffer auseinander, wie der den Himmel anrufende, zum Himmel gerichtete, dem Himmel sich bietende Mensch. — So verdeckt er nimmer dem menschlichen Auge das Reich der Klarheit, wie andere Bäume, sondern er lichtet sich nach oben, so daß der Mensch, der ihn sieht, den Blick zur Höhe, nach den ätherischen Räumen wenden und an das Dort denken muß!

Der Tannenbaum klimmt nach den höchsten Bergen hinauf, wo kaum ein zweiter mehr gedeiht; hoch ober dem ganzen Laubwald ragt er, schlank, gerade und sicher, ein gewaltiger, stummer, aber doch beredter Bergprediger.

Und ist der ganze Wald und Berg ein Riese, so ist der überragende Stamm zumindest ein riesenhafter, gewaltiger, aufrecht gestreckter Finger, der da rastlos deutet: Empor! Empor!

Das ist der Dank!

Und — das ist das Märchen vom Tannenbaum!

*

Das Mütterchen lächelte und war wieder recht gerührt, herzinnig erhoben, sie hielt die Finger der beiden Hände in einander geknöchelt und verschränkt vor der Herzgrube, so recht selig, wie im Gebete!

Und so sah sie im Geiste empor zum Tannengiebel und zum blauen Himmel, und so suminirte (sann) sie über die alten Weihnachtsbäume für sie selbst — oder ihren einst kleinen Buben — in die Luft hin, ließ die Augenlieder zusinken und entschlummerte sanft.

Der zeitliche Schlummer der Greisin glich fast einem ewigen.

Egid saß und lauschte ihren Athemzügen.

Es war stille, stille Nacht. Nur das Oellämpchen knisterte und zuckte zuweilen.

Egid harrte so in der lautlosen Weihnachtsstube nur noch auf das Mettengeläute, um in die Mitternachts-Messe zu gehen.

Und um sich die überkommende Bangigkeit nicht zu schwer auf's Herz fallen zu lassen, und sich doch ein Bischen Vergnügen zu machen, ging er hinaus.

Er hätte wol können bei Manchem eintreten und um Nuß und Schnitz (Dürrobstschnitte) Allerlei mitspielen, wie sie es thaten, um wach zu bleiben; aber er wäre doch heute nur ein griesgrämiger Gesellschafter gewesen!

Er wollte in der Nacht durch das Dorf, heimlich, ohne irgendwo einzutreten, in die beleuchteten Fenster gucken und so die tausend fremden Freuden stille, ungeahnt, mit ansehen.

Hier sah er Kinder, hell-lustig — dort zwei Verlobte im Elternkreise sitzen — da wieder manch Rührendes, Mitleidiges.

Der muthwillige, gut aufgeräumte Egid hatte zuweilen seine Zeiten, wo er in den Essigtopf tiefer geguckt, als irgend ein Anderer!

In seinem träumerischen, sinnenden Gange durch die Gasse stieß er fast an des Wagners Zeichen an!

An die Fritzi hatte er wol auch schon gedacht, und er wollte ihr, über acht Tagen, schön Neujahr wünschen, für all' ihre Gütigkeit!

„Was sie wol heut' für Christkindl kriegt hätt'? Wer wol bei ihr sei?"

Er hielt vor dem breiten, schneeweißen Hause mit hohem Giebel an.

Das hatte sich Friedl schon als Meister, auf Grund seines väterlich ererbten, neu gebaut. — Die Fenster waren verhängt.

Aber des Wagner-Friedl's Fenster waren nicht so klein, wie die Anderer. Das Bändchen, welches den Vorhang im Schiebsaume hielt, krümmte sich mit der Last nach unten, und machte so noch einen großen beleuchteten Bogenausschnitt der Scheiben frei.

Egid lehnte sich an des Wagner's Zeichen, das heute noch stand, wenn auch nicht mehr so frisch wie vor zwanzig Jahren; und er sah über das Bändchen und den Bogen, der beim Fensterkreuz am tiefsten war, hinab und hinein in die Stube.

Fritzi war allein.

Sie hielt über der Kerze einen Blechlöffel, und in der andern Hand ein großes Glas Wasser. Er sah das

schmelzende Blei glänzen, er sah, als das Blei hineingegossen ward, den Dampf aus dem brodelnden Glase und zischenden Wasser steigen, dann das Ganze gegen den Spiegel halten. —

Und aber und abermals versuchte das Fritzi. Ganz vertieft war sie darin, und fast bekümmert sah sie aus, — so feucht, so vortretend waren ihre Augen, als sie in dem Spiegel suchte.

Es kränkte den Egid tief und bewegte sein ganzes, ohnehin nicht gar ruhiges Blut, daß eine so prächtige Dirne, ein so auserlesen Gottesgeschöpf, mit solchem Unsinn, anstatt zum Gelächter und scherzenden Zeitvertreib, sich sollte das frische Herz und das liebgute Gemüth verderben!

Da regte sich in ihm der alte Widerspruchsgeist, der Dorfteufel, wie ihn ja die grinsende, hirnverquirlende Brigitt nannte — und er wollte ihn zeigen!

Sollte auch der alte Wagnermeister schelten und ihm's verübeln zuletzt; was lag daran, wenn er ein Gutes that, das er sich selbst verantworten konnte?

Eine kurze Weile sah er noch dem Spiele zu, dann faßte er sich rasch, versuchte das Thor, es war, da wol mancher Besuch ein- und ausgegangen, offen. —

Er ging zur Küchenthüre — sie gab nach. —

Er ging auf den Zehen durch die Küche — er sah durch das leuchtende Schlüsselloch — gewiß auch nicht ohne Herzklopfen — und gerade, als Fritzi wieder vor dem Spiegel das Glas hielt, den Rücken nach der Thüre gewendet, trat Egid leise ein.

Fritzi sah den Kopf ober sich im Spiegel! — Sie hielt, einen Augenblick starr und steif gebannt, das Glas ohne

Regung — sie wußte nicht, ist's Gespenst, ist's Wirklichkeit — dann wendete sie sich, zögernd, wie zum Versuche, mit dem Kopfe um und — ließ das Glas mit einem leisen Schrei fallen! —

War es Schreck, war es der Aberglaube: „wer jetzt komme, sei der Rechte" — sie stand einen Augenblick wie gebannt, und dann . . . wankte sie vor und ließ sich an Egid's Brust, seinen Hals mit einem Arm umschlingend, sinken!

Sie weinte, sie hielt ihn fest, sie konnte sich doch nicht mehr über die Wirklichkeit des Mannes, den sie umschlungen hielt, täuschen! —

Egid stand, ihm ward, er wußte selbst nicht wie; er mußte sich endlich auf den nächsten Stuhl niederlassen; — erst überkam es ihn, wie einem Sünder, der Unverzeihliches gewagt und ausgeführt, dann aber kamen die Thränen auch ihm; er ließ seinen Kopf auf den ihren gleiten, sie zu küssen, hätte er nie gewagt!

Fritzi ließ die ermüdeten Arme endlich sinken und sich selbst in die Knie, an seinen Schoß.

„Egid!" rief sie. „Ih weiß, was Du sagen willst — ih fühl's g'rad jetzt, wie nie; — aber Du bist mein Bur', — Du hast mein' Lieb — und kein' Anderer!"

Egid traute seinen Ohren nicht. „Fritzi! wär's möglih, Fritzi!" rief er. „Aber vergiß nit — ih mag Dein' Lieb nit, wegen dem Aberglauben, daß ih g'rad jetzt kumm!"

„Na! na! (nein) — es is' g'rad heraus, was ih lang mir nit selber zu sagen 'traut hab'! — Egid, verzeih mir — wie mir's Gott verzeih'; aber ih hab Dih gern, Dih alloan und kein' Andern!"

„Und Dein Vater? — Ih bin an armer Bursch!"

„G'rad deswegen! Mein Vater is' der Wagner-Friedl und braucht von kein' Menschen was!"

Der reiche Wagner-Friedl hatte im nächsten Zimmer ein Bisl, vor der Metten, auf dem alten schwarzledernen Ruhbett geschlafen. Durch Geräusch und Gerede erwachte er. Er sah, im ersten Augenblicke, im dunklen Zimmer, verwirrt um sich, dann faßte er sich und vernahm deutlicher.

Er ging an das eingeschnittene Guckfensterl in der Thüre, und sah hinaus, was es denn gäbe.

Das Licht in der Vorderstube zeigte ihm gar Merkwürdiges deutlich!

Er horchte und sann — den Vater des eigensinnigen, einzigen Töchterls überkam es in der Nacht da gar eigen!

„Der Wagner-Friedl braucht von kein' Menschen was!" hörte er. Und das weckte allen Stolz, fachte wie ein gefallener Zunder die Späne, ihn helllodernd an. Er konnte sich in solch' sonderbarem, bewegtem Augenblicke, als Derlei in der Christnacht in seiner eigenen Stube vorging, nicht halten. Der Alte, eigentlich Junge, der das Rad vor sich hergetrieben zum Staunen aller Welt, regte sich in ihm!

„Na na! der Wagner-Friedl braucht von kein' Menschen was, und für sei' Tochter ah nit! Gott sei Dank!" rief er vortretend mit fester Stimme.

Die Beiden erschraken, zumeist Egid.

Der erhob sich und stand stumm und zitternd, wie ein Sünder.

Wenn den Friedl auch das rasche Wort gereut hätte — heraus war es in der heiligen Christnacht, er nähm's um keinen Preis zurück! Der kühne Sinn und Stolz,

der vor mehr als zwanzig Jahren das Gerede der ganzen Gegend war, und ein Schild mitten im Dorfe aufgepflanzt, „dergleichen da nie gesehen ward und keiner auf diesem Grunde stand, seitdem der Grund mit der Welt erschaffen“ — derselbe Stolz lag in ihm noch heute zusammengekauert und wartete nur auf Gelegenheit, hervorzuschnellen, mit aller Kraft, die noch ein langes Bewußtsein gibt!

Fritzi war seine einzige Tochter! Er hatte ihr bis heute ihren eigenen Willen gelassen. Wer konnte stolzer im Dorfe sein, als er, wenn er sagte: Die Fritzi is' 'n Friedl sein' Tochter und kann heiraten Wen sie will und mag — wie eine Prinzessin!

So thut's der Friedl!

Wer noch?

Und wer konnte im Dorfe etwa sagen, daß Egid nicht der fleißigste Bursch und bravste Sohn war?

„Jetzt geh' heim, Egid,“ sagte Friedl nach einer Weil'; als die beiden jungen Leut' gar kein Wort mehr hatten und nur mehr im Blicken und Nichtaufblicken ihren ganzen inneren Reichthum verbrauchten; — „jetzt geh' heim, Egid, es kummen zwei Feiertäg', wir haben Zeit!“

Am Neujahrstag, da räusperte sich der Pfarrer sehr stark nach der Predigt, dann sah er in sein aufgeschlagenes Gebetbuch, zwischen dessen Blättern ein Zettel lag, und machte eine ungewöhnlich lange Pause, als ob etwas Absunderliches, gar seltsam Merkwürdiges nachkommen sollte. Dann verkündigte er, mit nachdrücklicher Stimme, zum

ersten Male ein Brautpaar — in der That unter allgemeinem Staunen, als ob das Unerhörteste geschehen wäre!

Friedl wuchs im Kirchenstuhle.

Als beim Ausgange aus der Kirche, auf dem Kirchenplatze, die Manner und Weiber an ihm herankamen und sagten: „Ih gratalir'!" da nahm er es hin, als hätten sie ihm, einem hohen Herrn, einen Dank gesagt.

Es lag aber auch in dem Ton der Leute etwas, das ihn hätte aus seinen Schuhen heraus und darüber hinauf heben können!

So wohl war ihm lange nicht, zeitlebens legte er seinen Hut und Stock in seiner Stube nicht so wohlig aus der Hand, gleichsam wie Krone und Szepter. — Denn, als er ein junger Ehemann zum erstenmale heimkam, und als er vom Radtreiben zurückkehrte, war's nicht so mit Hut und Stock!

Fritzi fiel ihm um den Hals. Sie war wegen des „G'schamigen" und der Röthe nicht in die Kirche gegangen.

„Das hättest Du sehen und hören sollen!" sagte Friedl — mehr nicht!

Dann knöpfte er die rothe Weste auf.

Am ersten Faschingssonntag geschah die Verkündigung zum zweiten-, am vorletzten zum dritten Male.

Und am eigentlichen letzten Faschingssonntag war eine Hochzeit — wie das Radtreiben und Schildaufpflanzen ohne Gleichen!

Bis zum Aschermittwoch ward redlich gepoltert und getobt.

Das ganze Dorf war freudig, selbst Balthauser

überwand Alles, verschluckte und verwürgte Alles mannhaft und nahm mit Gemüthlichkeit Theil.

„Wie's kummt, mit Gott's Will'!" sagte er aus gewaltig sich hebender und senkender Brust, und stieß mit Friedl an, daß die Gläser schallten!

Egid's Mutter, die Christl, ward gesund vor Freuden und Glückseligkeit. Sie mochte in der Kirche, nach der Einsegnung des Pares, nur gleich sterben!

Der Bräutigam mußte sich so matt singen, ausräthseln und müde spassetteln mit den bekannten, von ihm beliebtesten Stückchen, als hätte nicht er, sondern sein bester Freund, geheiratet.

Das Wagnerhaus ward bald viel lebendiger, und die Feldwirthschaft ging doch aus einer eigenen, regen und neuen Art!

Nur Melcher hielt sich ganz ferne, und Brigitt weinte bitter, schon bei der Trauung, über ihr Herzenskind, fügte sich aber still.

Melcher wurde trübsinnig, fing an, Gespenster zu sehen und sich vor ihnen zu fürchten.

Brigitt drängte sich herzu und wollte ihn heilen mit allerlei Kräutern, „Besprechungen", Sympathiemitteln und stärkendem, geheimnißvollem Gebete.

Balthauser aber sagte, wenn sie nur noch einmal über die Schwelle komme, lasse er sie vom Bezirksgerichte holen und festsetzen. Er sei befugter Kurschmied und habe das Recht hier dazu! Ja, wenn keine Klage auf Betrug angehe, bestehe er beim Pfarrer darauf, daß sie Kirchenbuße thue und eher nicht zur heiligen Communion gelassen werde, bis sie all' den Teufelskram abgeschworen!

Ein Arzt, der rechtzeitig genug zu Melcher geholt

wurde, sagte, der junge Mann brauche sofort Welt, Abwechslung, wenn er nicht in das Aergste versinken solle.

Balthauser spannte sein „Zeug" ein und fuhr zum Regimente in die Stadt, in dem er einst gedient hatte.

Sein Sohn war, binnen vierundzwanzig Stunden, zweiter Compagnieschmied, in einer prächtigen Uniform, die ihn wol genirte, die ihm aber doch Stolz in die Glieder trieb!

Den Melcher konnte die Lustigkeit der Kameraden doch nicht ganz in die Höh' kriegen; er hatte den Keim der Zerstörung bereits in sich — ein Fieberanfall in den sumpfigen Niederungen Ungarns, wohin Compagnie und Bataillon beordert wurden, artete bei ihm in eine hitzige Kopf- oder Nervenkrankheit, den Typhus, aus — er starb im fernen Militärspitale.

Balthauser bekam die erschütternde Nachricht; der riesige Mann brach ganz zusammen.

Der Fritzi fügte sich's im Hause und beim Kirchengange allmälig so, wie sie sich's eingebildet, einst vorgestellt hatte — ganz so grüßten, kamen, rathschlagten die Leute.

Ja, so ein Mann!

„'s hat doh mit dem Teufel zugeh'n müssen!" lachte Sie schelmisch, und Er lachte nicht minder herzlich dazu.

Es war ein Jahr, daß Melcher fort war — Egid und Fritzi ließen den ersten Sohn aus der Taufe heben, er hieß: Melcher-Balthauser!

Der Taufpathe Balthauser hob weinend den kleinen Herzensenkel in die Höhe — „so ist doch Rad und Reif gefunden — so! — wie Gott's Will'!"

Er verkaufte die Schmiede, zu der ihm mehr alle Lust fehlte, und zog zu Friedl, von wo er jeden Wagen zur Schmiede geleitet, dort auf den Baum vors Dachl sich setzt, die Pferde besieht, für Menschen und Gethier heilsamen Rath ertheilt, und schnupft und schwätzt.

Andere Hände schwingen rüstig die Hämmer und stieben die Funken in die Gasse, wo die Kinder, die nie im Dorfe mangeln, sich fürchten oder freuen und nach Funken haschen, gleich denen, die vor ihnen waren und nach ihnen sein werden.

Heil Dem, der sie muthig in Feuer und Gefahr sehen lehrt und ihnen das gesunde Herz nicht in Furcht krank macht!

Brigitt, deren beschränkter Sinn nicht einmal die alltägliche Welt fassen konnte, aber gerade noch über die Welt hinausgreifen wollte und viel Unheil stiftete, Brigitt . . .

Doch Friede ihrer Asche! Man fand sie, schweigsam geworden, einmal in der Kirche, nach dem Segen, todt auf ihrem Platze.

Der Forstgehilfe ist weggezogen und in Böhmen verheiratet.

Der alte Schmied hat ein Testament für Melcher-Balthauser bei der Gemeinde hinterlegt.

Der Dorfteufel wird es mit Gott's Will' holen!

Der Gerhab.

Als ob die Frau Mutter Erde ihren Kindern den Schoß und die tiefgehöhlte grüne Schürze zärtlich hinhielte, daß sie sich einhuckten und betteten, recht weich und warm, wie eben die geliebtesten Kindlein, wie Vöglein im Neste — so bietet die Erde ihre Thäler und Thälchen zur Menschenansiedlung!

Steiget empor zur Höhe und sehet hinab ins Thal!

Das drängt sich in der Höhlung, im Mutterschoße unten so recht traulich zusammen, lehnt das Haupt und schmiegt sich warm und sicher gegen Stürme, gegen wildes Wettertoben.

Fahret an der Reichsstraße außen vorbei und sehet hin — wie das Dorf in die Senkung hineingelehnt ist, wie die Feldstreifen rings höher auslaufen, gleich den Streifen und Bändern eines Wiegentuches!

Ja, hoch auf den Bergen ragen wol auch die Dörfer, aber sehet nur — ob selbst dort nicht ein Nestchen, eine Senkung gesucht ist, wie das Vöglein thut, das im Gesteine nistet.

Das Vöglein muß auf dem Gezweig und Grund, sei's im Feld, im hohen Gestein, sich meist die wohlige Höhlung schaffen, graben, emsig zutragen, mit dem Brüst=

lein drücken. Das Menschenauge sucht und sieht die Tiefungen und nützt sie im Schoße seiner lieben Heimath.

Da braust der Sturm und toben die Elemente, wehen die Schneenadeln, geleitet von der Wandung und Höhe, doch mehr *über* die Häuser als *durch* dieselben — das Dorf duckt sich, duckt sich — und entgeht den Gefahren!

Ist ein solches Dorf nicht wie ein großes Vogelnest?

Seht, wenn der Sperling in Eurem Garten, oder auf der Straße draußen, die Drossel oder das Schwälbelein, ihre verbrauchten Nester von den Zweigen und Gesimsen werfen, seht wie am Rande einzelne Halme, Kräuter oder Federbüsche aufstehen!

Gerade so sieht sich ein Dorf mit seinen ragenden Pappelbäumen, umsäumenden Tannen und Gebüschen, hoch über die Häuslein die im Neste liegen, an — im Großen — und die Kirche streckt ihren langen Thurmhals vorsichtig, wie der alte Vogel mitten der Küchleinbrut!

Die alten ersten Dörfler haben sich nicht um die schöne Aussicht, aber um die Nestlein-Bergung gekümmert; und als die späteren ärmeren Geschlechter emporstiegen, da war das Beste und Sicherste vertheilt — da mußten diese sich wie die flüggen, gedrängten Vöglein am Rande des Nestes setzen, und so kommt es, daß die ärmsten Leute gerade die schönsten — Fernsichten haben!

Der reiche Bauer hauset entweder mitten seiner Hube und gibt keine Elle breit für fremden Hausbau her, oder wo der Ausgang in die besten geraden Felder ist, haben sich die klugen Alten vorgeschoben und so ist der Häusler mit seinen Pfählen und Wänden, mit seinem kargen Hausgärtchen zunächst an den Berg empor gerückt, oder zu fernest und höhest auf die Felder hinausgedrückt.

Ja hochgeboren im Dorfe, ist nicht so wohlig und fein als in ebener Stadt!

Und wenn ein wohlthätiger Bauer, wie der Enzgerber Simmerl, auch in der sättigst grünen Tiefe seinen breiten Hof und seine giebigen Felder hat, im besten Neste, so ist doch sein jüngerer Bruder, der Valentin, am andern Dorf-Ende, an den Rand hoch hinaufgerückt, wo das gelbe Gestein beginnt und die schwarze Erde endet.

Der Häusler mußte sich förmlich erst in das Dorf und das Thal hineinzwängen, er mußte den groben zudringlich gaffenden Berg förmlich bei Seite stoßen, ganz deutlich gesagt: in den Berg noch ein Stück hineingraben und ihm ein Hausgärtchen, ein Stück Grund für Suppenkräuter und ein Herdholzlager neben dem neuen Häusl abzwingen!

Freilich an Steinen für einen großen Hausbau hätte es ihm nicht gefehlt. Aber dieser Steinreichthum ist auf dem Dorfe mehr zum Stein-Erbarmen!

Der Häusler übersieht das Dorf, von ihm aus guckt man in einzelne Höfe hinab, auf die tiefen Dächer und in die Gärten. Man sieht genau wie viel Stück feistes Hausgethier die Nachbarn haben, wieviel Ueppiges sie langeaus dreschen, welchen Segen sie einführen, hoch unter das Dach, oder tief in den Kellerraum, und der Häusler denkt zuweilen, fast gezwungen, an All das — was er nicht hat!

Die Kinder des Valentin sind so hoch geboren, der Simon oder Simmerl dagegen, hat gar keine, er ist ledig, wie die Dorfleute scherzhaft und ernsthaft sagen: einspännig!

Aber wir reden vom Valentin noch immer als armem Häusler und er hat bereits mehr Erde für sich allein und ausschließlich, als er vielleicht je, während seines ganzen Hausens und Wirthschaftens als Ehemann, besessen — denn der Valentin ist sechs Schuh tief unter der Erde und wohl zugedeckt bis zur Auferstehung!

Aus seinem Häusl, das die arme Wittwe mit den zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen bewohnt, lugt nun in der Nacht ein düsteres Licht heraus und leuchtet noch auf den tiefen Giebel des nächsten Daches unten.

Und die arme Witwe wird da auch nicht lange mehr hausen, höchstens noch eine Nacht und einen Morgen, und sie hat sich schon auf den allerengsten Raum beschränkt, auf fünf Brettchen, drei lange und zwei kurze, denn sie liegt im Sarge, die Hände über die Brust gefaltet, ein Kreuzlein darin schließend, und ihr mildes bleiches abgezehrtes Gesicht lächelt wehmüthig in die Düsterkeit der stillen Nacht.

Die Fensterflügel stehen offen.

Die Kinder sitzen noch am alten, morschen braunen Tische, der Bub mit dichten blonden Krausharen, das Mädchen mit schwarzen geflochtenen Zöpflein, die noch die Mutterhand vom Bette aus gestrählt — und die Kinder spielen mit den Bildern aus einem Gebetbuche und versuchen zu lesen, was sie nicht vermögen.

Die einzigen weiblichen Bewohner des Guten-Leut-Häusl, (Armenhäuschen) zwei alte Weiber, halten, mit einander abwechselnd, Nachtwache, beten und trösten und beschäftigen die Kinder, die noch all ihr Elend nicht ahnen,

denen das Kommen und Gehen und Lichterzünden und Beten neu und aufregend ist.

Das Sarglicht leuchtet über ihre Köpfchen und Gesichter dahin.

Der Nachtwächter schreitet draußen durch die Straße und singt sein Stundenlied ab.

Er sieht an das Häusl, an die offenen Fensterflügel hinauf mit düsterem Blicke und murmelt vielleicht still ein Gebet, denn er weiß, für die arme Häuslerin, die ihm so oft gehorcht, ruft er vergebens Stunden — und er hat bereits das letzte schwarze Haus ohne Fensterchen im Friedhofe gegraben.

Der Nachtwächter sorgt für Zeit und Ewigkeit im Orte; er weckt zu rechter Stunde und lockt aus dem warmen Lager — er legt zu rechter Stunde ins kalte, zu ungestörter Ruhe.

Hat's Uhr geschlagen!

So wie der Nachtwächter, denkt im Augenblicke vielleicht keine Menschenseele im Dorfe an das Häusl!

Mit dem Simmerl und seines Bruders Witwe hat es eine eigene Bewandniß.

Sie gehört sonst Niemandem zu im Orte, sie ist eine Herbeigekommene.

Der Nachtwächter geht weiter und thut seine Pflicht.

In die Nacht hinaus luget der spärliche Schein — und die Sterne stehen über dem verwaisten armen Häusl und über den armen Kindern, gerade so als über dem reichen Hof voll Lust und Freud'.

Alles in der Welt ist theilnahmslos, nur das Menschenherz ist das Höchste darin, weil es empfinden, wirken und helfen kann!

Andern Tages war die „Leich'".

Der Schulmeister läutete aus.

Vier Männer, Häusler und Tagelöhner, in ihren vielleicht von den Vätern ererbten Röcken, trugen auf der Bahre den Sarg, der mit dem schwarzen Decktuche, über das sich das gelbe Kreuz zieht, behängt war.

Die Kinder, in ihrem besten, aber ärmlichen Gewande, wurden von den nächsten Nachbarsleuten an der Hand geführt — und wie sie mit ihren Füßchen in dem Straßenstaube „träppelten", sie hoben und niedersetzten, war es rührend, sie wußten noch nicht recht, zu welchem Gange sie gingen!

Vielleicht glaubte der kleine Valerl, seine Mutter werde wieder aufstehen und wieder kommen, nachdem sie lange genug geschlafen; das kleine Mädchen mit seinen schwarzen Augen und Zöpfchen dachte wol auch Aehnliches.

Der Vorbeter ging neben der geleitenden Schar, die sich zu Zweien gereiht hatte, und sagte mit so lauter Stimme das Gebet vor, daß man es in alle Häuser hinein hörte, und wer nicht mitgehen konnte, kam an die Planke, den Zaun, oder das Thor und sah nach.

Viele hatten sich angeschlossen, denn der Tod gebietet Ehrfurcht und man erfüllt sie.

Am Grabe stand auch die kräftige, ehrbar aussehende Gestalt des Simmerl und betete mit.

Als es aber dazu kam, „die Vaterunser auszutheilen", und man harrte, daß er sie ansagen und die Namen angeben werde, da schüttelte er den Kopf.

Der lange, magere Nachbarhäusler und Tagelöhner, der, als im Dorfe geboren, Alles wußte und kannte, erfüllte sodann noch die letzte Pflicht.

Kein Mensch dankte zuletzt den Trägern für ihre Mühe, Keiner sagte nach dem traurigen letzten Dienste: „Suchts mih heim,“ damit der Schmerz, im Menschengewühle, im Menschen-thun und -treiben vergessen — wie man sagt: „der Tod vertrunken“ werde — ein Mahl zu allgemeiner Stärkung, Danksagung und Erheiterung stattfinde.

Die Glocken waren verhallt — Scholle um Scholle war auf den Sargdeckel gesunken, Jeder hatte eine Schaufel voll leise hinabgeträufelt — den Kindern führte man die Händlein in die Erde, und sie ließen aus ihren kleinen Fingerchen den schwarzen Balsam auf das Mutterherz fallen — die Einzelnen gingen noch zwischen den Gräbern und Kreuzen hin und her, besuchten Anverwandter Grab, sprachen in Erinnerung über Diesen oder Jene — bald darauf sperrte der Nachtwächter wieder das Gitter — ein Bewohner weniger im Dorfe, einer mehr im Gottesacker!

Der „Bürgermoaster“ saß in seiner großen und schönen Stube an dem langen Tische obenan.

Die hölzerne Zimmerdecke war gebräunt, die Wände aber waren schneeweiß getüncht und die Bildchen daran stachen mit ihrem Gelb, Grün und Roth nur um so kräftiger daraus hervor, auch der hellglänzende große Ofen mit den gepreßten hellschillernden grünen „Kacheln“ (Thonplatten) gab der Stube eine gewisse erhöhte Würdigkeit! Obwol ein Hängegerüste um denselben von der Decke herabhing und auch eine gemauerte Bank mit einer Holzlehne sich um ihn herumzog, war doch nicht ein Stücklein auf dem Gehänge oder auf der Bank und Lehne zu sehen — zur feinsten Säuberlichkeit!

Auf dem langen Tische lagen allerlei Papierblätter und gedruckte Formulare, ja vor dem Platze jedes Beisitzers oder Gemein-Rathes lagen Büchl, in welche Akten eingeklemmt waren und so wol Jedem sein Theil zu rathen und zu thaten gaben.

Mehrere Gemein'räthe waren noch anwesend und sprachen über Allerlei, nicht gerade des Nöthigsten.

Der Enzgarber Simmerl war vom Gemeinwachter, im Namen des Bürgermeisters, höflichst eingeladen zu erscheinen.

Man versah sich's wol der Simmerl werde kommen, aber man fürchtete immer, er könne in gewissen Dingen noch unschlüssig sein und werde die Gelegenheit benützen, so lange als möglich außer der Falle, oder vor dem letzten entscheidenden Thore noch sinnend stehen zu bleiben.

Die schwarze Eisenschnalle der Thüre regte sich, und ehe noch ein Zweifel über die Person entstehen konnte, war der Simmerl, mit weißer Pickeeweste, welche breite Klappen zierten, deren weitauslaufende Spitzen von Glasschmelzknöpfchen gehalten waren, mit gelben strammen Beinkleidern, glänzenden hohen Stiefeln und einer blauen Jacke mit großrunden echten Silberknöpfen, in der Stube.

„Grüß Gott allmitsamm' — schön' gut'n Abend!"

„Grüß Dih Gott, Simmerl!" sagte der Bürgermeister und reichte ihm, eben so traulich als würdevoll herablassend und aufmunternd, die Hand.

Die Gemeinderäthe thaten, nach ihrem Obern, desgleichen.

„Setz Dih!" sagte der Bürgermeister und bot ihm den Eckplatz auf der Längebank an seiner Seite.

„Nit vonnöthen, kann steh'n ah!" (auch)

„Setz Dih nur, setz Dih nur!" sagten Andere, als müßten sie die stämmig-untersetzte Gestalt zuvor in sich selbst brechen.

„Wir haben ja länger miteinand' z'reden!"

„So? Meints? Könnt sein, daß wir g'schwind ferti' wer'n", sagte Simmerl, nachdem er saß und seine Hände, in deren einer er seinen schwarzen Hut hielt, vor sich auf die Knie gestemmt hatte.

„Also weißt", sagte der Bürgermeister, „daß wir gleich von der Sach' reden — wir haben Dih fürg'födert wegen der Hinterlassenschaft."

Simmerl saß und sah den Bürgermeister an, ohne einen Laut aus dem Munde zu lassen.

Der Bürgermeister hatte irgend ein Wort zur Anknüpfung von ihm erwartet. Da dies aber nicht kam, sah er sich gezwungen, weiter vorzurücken.

Die andern Gemeinräthe, so sehr sie thaten, als sähen sie auf Schriften vor ihnen, oder in die Luft dahin, warfen doch zeitweise scharfe Blicke nach seitwärts, in Simmerl's Gesicht.

Simmerl sah den Bürgermeister freiaus an und rührte sich nicht.

„Weißt", sagte der Bürgermeister wieder, peinlicher, „blieben is' nix — das därf man Dir nit erst sagen — das Häusl is' verschuld't durch lauter Zusetzen — also 'blieben is' nix, als die zwei Kinder — die armen Waserl (Waisen) steh'n alloan — und jetzt möcht' ih Dih fragen, ob Du willst, und wir meineten, Du sollst . . . der Gerhab sein!"

Gerhab heißt Vormund, und dieses schöne Wort kann vielseitig deutsche Abstammung haben. Zuerst kann

es aus dem Gernhab gebildet sein; und arme, verlassene Kinder brauchen zuerst einen Gernhaber — oder es kann von dem altdeutschen Ger, Lanze, kommen, so daß dies der Mann sei, der des Hauses Lanze und Wehr trägt, Schutz und Schirm ihm gibt! — Zuletzt bedeutet auch im Plattdeutschen „Gör" das unmündige Alter, und zeigt die unergründlich alte Gemeinsamkeit deutschen Stammeslebens!

Also der Bürgermeister hatte den Simmerl zum Gerhab gefordert.

„Ih sag kurz und rundweg noa!" (nein) sagte Simmerl. „Ih glaub', Ihr habts nix Anders erwart' von mir und bei Dem wird's ah bleiben!"

„Schau, Simmerl", sagte der Bürgermeister, „was Du mit Dein' Brudern g'habt haben magst, das is' ja längst vorbei! Jetzt is' er todt, tröst' ihn Gott, und Sie is' ja auch nimmer auf dieser Welt! Schau, was können die zwei Waserl, die unschuldigen Würmer, dafür?"

„Gar nix, gar nix können s' dafür. Und ih gib ihnen ah gar kein' Schuld. Aber Gerhab mag ih nit sein!"

„Aha, Du willst kein' Verantwortung; aber annehmen magst Dih doh um sie!" sagte der Beisitzer.

„Das hab' ih auch nit g'sagt! Ih war gegen die Heirat — und sie hat unserer ganzen Freundschaft den tiefsten Aerger und Verdruß g'macht! Eine im Dienst bei uns, hat noch kein' Enzgarber g'heirat'! Und mein Bruder Valentin hat's nebstbei auf der Brust g'habt. Ih hab' ihn g'warnt und ih hab' ihm zug'red't — ih hab's ihr selber auch gut g'meint; aber es hat nix g'nutzt. Mein' alten Vatern hat's vielleicht die letzten

Täg' 'kost'. Sein mir nit raufet wor'n selbst? War Wer von uns bei der Hochzet und haben s' nit in einer andern Pfarr g'heirat'? — Ih hab' ihm heraus'zahlt, was er abg'macht hat, von Haus und Hof, bei Heller und Pfennig — Er und Sie und die Kinder haben nix z'fordern — wir sein quitt!"

„Davon is' ja nit die Red'", sagte der Bürgermeister. „Was ihr bei Lebzeiten mit einander g'habt habts, is' aus und vorbei. — Schau die armen Kinder . . ."

„Die armen Kinder hab' ih vor Augen g'seh'n — eh' sie noh auf der Welt waren!" sagte Simmerl. „Ih hab's Ihm, ih hab's allen Zwoen g'sagt!"

„Aber der Tod versöhnt und löst Alles auf!" sagte ein Gemeinderath.

„Ganz recht", sagte Simmerl, „ih trag's ihnen auch heut' nimmer nach; aber bin ih schuldig, für die Fehler Anderer einz'steh'n, und die Lasten z'tragen?"

„Aber es is' Dein Bruder!"

„Ih hab' mein' Pflicht als Bruder erfüllt und hab' die Währung vom Haus noh g'schwinder heraus'geben, als ih g'müßt hätt'. Und mein Bruder is' todt, Gott verzeih' ihm seine Sünden! Die Kinder geh'n mih nix an!"

„Schau, Du bist ledig!"

„G'rad weil ih ledig bin! Kann ih nit jeden Tag heiraten? — Ih werd's nit thun; bin ih schon so ein alter Bursch wor'n, werd' ih's jetzt noh weniger thun. Ihr kennts mih! Ih lach' ein' Jeden, der heirat', aus! Der Einspännige heißts mih — Ihr werds bei dem Nam' bleiben müssen!"

„Mein lieber Simmerl“, sagte ein grauhariger Gemeinderath, der alte Stigler, „wir sein ja aber Alle hinfällige Menschen!“

„Glaubts wegen dem Sterben? Na, da hab' ih noh a Weil hin und kann mih b'sinnen. Aber ih wer' mih anders b'sinnen, als Ihr glaubt. Wollt' ih, daß die Kinder mih einstigs beerben, möcht' ih mih schon jetzt ihrer annehmen. Aber ih hab's nit im Sinn. Das muß anders geh'n, sonst lacht mih die ganze Welt aus! — Hab' ih darum mit mein' Bruder g'stritten und g'habert Tag und Nacht? Hab' ih ihm deßwegen Alles vorg'stellt? Daß er 'leicht still 'glaubt hat, die Kinder erben doch und wer'n z'letzt vom Vetter ausg'halten und in Haus und Hof g'setzt? — Jetzt is' die Zeit da, und ih bin der Welt was schuldi'! Man soll nit sagen, es braucht nur das Uebertauchen bei der Heirat; wenn's einmal vorbei und g'schehen is', macht sich das Andere Alles von selber! Ih will zeigen, daß ih fest bleib', und eher, glaub' ih, zündet' ih mein Haus selber an und lasset's verbrennen, als daß ih's hergib, wem's g'rad Lust 'drum is'!“

„Das heißt sündi' g'sprochen!“ sagte der Bürgermeister böse und rutschte auf seinem Sessel.

Die Gemeinderäthe murmelten.

„Ih mein's nit bös!“ sagte Simmerl beruhigend, „ih mein' nur, ih thu's nit anders, wie ih g'sagt hab'. Hat Er oder hat Sie auf mein Hab und Gut für die Kinder spekulirt, so soll die Welt sehen, daß sich Alle verrechnet haben! Ih laß mih nit bei lebendigem Leib beerben! Und, Bürgermoaster, es kann ein Beispiel so gut für Eure Kinder sein, als für die Gemeinräth' und für alle Leut'! Ih will fest sein und thu's nit anders!“

Der Bürgermeister schwieg peinlich, den Andern griff es an's Herz.

Dem Simmerl schien es, als würde er um einige Zoll höher und um eben so viel breiter, in seiner Würde, und zeige, daß hinter seiner Weste mehr, wie ein Bürgermeister und ein ganzer Gemeinrath sitze!

Der Bürgermeister strich sich, sinnend, über die Wangen und die Lippen, mit dem Daumen und Zeigefinger zuletzt diese ziehend. Endlich nahm er wieder das Wort. Er dachte, er müsse gar nicht mehr von der Recht-Seite reden, sondern es von der gemüthlichen versuchen.

„Sieh'st es, Simmerl, wenn Du nix für die Kinder thust, was bleibt uns übrig?"

„Wir müssen s' versorgen!" fiel ein Gemeinderath vielleicht zu voreilig ein.

„Es is' nit von Dem die Red'", fuhr der Bürgermeister fort. „Wir müssen die armen Waserl, die Niemand' auf der Welt haben und die oans das andere gewohnt sein — für einander scheiden!" Das sagte er recht herzlich und sah dem Simmerl ins Gesicht.

Dieser saß fest, mit seinen aufgestemmten Händen, wie vorhin, und gab keinen Laut.

„Wir müssen", fuhr der Bürgermeister fort, „sie wo in eine Versorgung geben, wer g'rad Ein's oder 's Andere nimmt. Sie wer'n auf'zogen, so recht arm und mühselig, es kann nit anders sein, von G'meingeld, und es is' Dein Fleisch und Blut!"

„Kann ih Alles nix dafür!" sagte Simmerl trocken. „Hab' Alles dagegen 'than! Sein ja arme-Leut-Kinder! Oder glaubts, weil ih was hab', daß ih's Euch

sparen soll? — Gibt die G'mein' mir was, wann ih nix hab'? Ih zahl' in die Gemein-Kasse, wie jeder Andere, Ihr gebts mir auch nix! Wenn ih ehrlich bin, vielleicht dann, wenn ich nimmer kriechen und grapeln kann und nix z'biegen und nix z'brechen hab', a bißerl blutwenig Almosen. Und wenn ih a Lump war und mein' Sachen nit z'sammg'halten hab', nit einmal das!"

Auf diese schlagende Antwort folgte eine peinliche Stille.

„Das arme Weib, Dein' Schwägerin, hat sich mit Taglohn ihr mühselig' Brod verdient!"

„Sie hat's noth g'habt! 'Geben hätt' ihr so Keiner was. Ihr auch nit! Und das is' ihr schon in der Wiegen vorg'sungen wor'n, und das hat s' schon bei der Liebschaft wissen können!"

„Sie hat sich gar überarbeit'!"

„Für mih nit! Und der Tod hat alleweil ein' Ursach!"

„Also is' Dir gar nit um Das, was die Leut' reden?"

„Am allerwenigsten! Reden s' mir ein' Heuschober weg? Oder nur a Körndl von ein' Halm?"

„Und is' gar nix mit Dir ausz'richten?"

„Ih moan (mein): nit! Und nit wenn a ganze Predikanten-Schoar kummt!"

„Geh, sei a braver Gerhab! 's is' Gotteslohn!" sagte in einfacher Gemüthlichkeit der alte Stigler, der Gemeinderath, wieder.

Simmerl schwieg.

„Bist recht a Bockboaniger!" rief ein Anderer.

„Das machen die starken, die einspannigen Knochen!" sagte Simmerl mit trutzigem Scherz.

„Na, Simmerl, bedenk' Dir's noch einmal — überschlaf's!" sagte der Bürgermeister bittend.

„Ihr habts mih's g'nug überschlafen lassen, Ihr richts nix aus!"

„Also", sagte endlich gefaßt und entschlossen, mit gehobener Stimme, der Bürgermeister, „in Gott's Nam'! Weil's nit anders und so sein soll, so übernimmt die Gemein' die ganze Vormundschaft!"

„Und Ihr seid Gerhab!" riefen die Gemeinderäthe dem Bürgermeister zu.

Simmerl stand auf, versuchte nicht die Hand zu reichen, wohlweislich, sagte sein „bshüt Gott" — kaum antwortete ihm Einer.

Er aber trat fest und breit auf — öffnete wie rechthaberisch die Thüre, und ging aus der Bürgermeisterstube.

Durch das Thal, dem Dorfe entgegen, schritt im hellen, wärmsten Sonnenschein, zwischen den wogenden Saten und der bunten Flur wilder Wiesenblumen, eine weibliche Gestalt.

Die Hohe, Kräftige hatte sich vor der zudringlichen Sonne gewahrt, wie es nur eben ging. Ihr hellrothes Kopftüchlein hatte sie ober der Stirne und rund um die Wangen geordnet, wie eine lose Haube, wie einen purpurnen, beschattenden Rahmen, und die Schleife unter dem Kinne, am Halse, schloß den vorreichenden Rahmen gut ab. — Ein frischgewaschenes und geglättetes Kattunkleid

rauschte wenn sie ging, und die blaue, lange Schürze gewann im Sonnenschein an Farbe, so wie dieses Blau und das Lichte des Kleides sich gegenseitig auch zierten und farbendeutlicher machten.

Es wandelte da keine Schönheit in's Thal — keineswegs eine. Auch war sie nicht mehr so jung, daß sie vor irgend Einem die Augen niedergeschlagen hätte.

Die kräftigen Arme hatten bereits unzählige Sensenhiebe in die Felder und Wiesen gethan, Tausende von Garben gebunden und selbstständig seit Jahren all' die wackere Arbeit verrichtet, die in der Bauernwirthschaft vollbracht werden muß.

Sie trug ein Bündlein, in ein weißes Tuch geknüpft, unter dem einen Arm, ein Körbchen am andern und dazu in der Hand einen Stock, den sie sich im Walde gebrochen.

Sie war heute bereits eine gute Strecke, mehrere Meilen Weges gegangen und schritt noch immer rüstig aus.

Wie sie so zwischen der nickenden Sat dahinschritt, machte es sich hübsch, und es sieht sich immer gut an, wenn die Dorfleute in der Natur wandeln. Ihr Roth und Blau, oder Weiß und Grün steht der umgebenden Natur am nächsten, und zuweilen gemahnt es gerade, als wandle eine riesige Blume.

Wer hat bei den Mädchen und Weibern, mit ihren rothen Kopftüchlein, nicht zuweilen schon an eine riesige wilde Mohnblume mit dem Purpurhaupte gedacht? Oder, bei dem wallenden Blau, an einen Bund Kornblumen?

Obwol das Mädl nicht hübsch und frischjugendlich war, so gab ihr der rothe Wiederschein des Kopftüchleins über Stirne und Wange, einen Reiz, den die Dorfmädl

wohl kennen und nützen. Und ihre Augen leuchteten aus dem Schatten desto heller und mit gesunder Frische heraus.

Sie hatte, dem Dörflein nahe, einen Blumenstrauß aus dem Korbe genommen und trug ihn nun am Stocke, um die einzelnen Blüthen von der Luft auffachen zu lassen, oder als wollte sie zierlich vor dem Dorfe anlangen. Vielleicht auch konnte ihr jeden Augenblick Wer begegnen, dem sie ihn zu übergeben hätte!

Wie sie bereits auf dem Fußsteige schritt, der in die ersten Häuser mündete, und sie lächelnd, innig vergnügt, an den Berghang hinsah, als erblicke sie dort ein Längst-ersehntes und endlich Lieb-Gefundenes — da rief sie's plötzlich aus den Feldern an.

Susi!

Susanna, die Angerufene, sah von Dem, was ihr Auge so sehr beschäftigte hinweg und nach der rufenden Person.

Diese war ein Arbeiter im Felde, der eben Unkraut ausrodete.

„Susi — wie kommst Du daher?"

„Grüß Gott, Kasper, bist Du ah noh da?" Und der starke Mund wies lächelnd zwei kräftige weiße Zahn-reihen. „Ja, Berg und Thal kommen nit z'samm', aber d'Leut!"

„Wie Du aber sauber (hübsch) g'wor'n bist und gut aussiehgst!"

„Den Schimpf kann ih schon ertragen!"

„Was macht der Niklas? Und was machst da?"

„Wir sehgn uns schon — ih kann's nimmer der-warten — adjes derweil!" Und das Mädchen that einen

Sprung vorwärts, eilte dann weiter, ohne eine Wort zu sprechen, ihr Kleid rauschte in der Stille, vom kräftigen Vorschreiten — dann, zehn Schritte vorwärts, drehte sie sich noch einmal im Gehen um, nickte dem Arbeiter zu, der auf dem Stiele seines Kast (Werkzeug zum Erdlockern) gestützt stand und ihr nachsah.

Er stand sinnend, und schaute und sann ihr, nicht ohne leises Kopfbewegen, nach, so lange er nur vermochte.

Eine Weile verschwand sie ihm in der Tiefe, zwischen Buschwerk und Häusern, dann sah er sie bei einer Biegung hervorkommen — richtig — viel kleiner geworden, eine sanfte Anhöhe hinaufgehen, emporgehoben, scharf in der Luft abgezeichnet!

Ihr Ziel war die Häuslerhütten der Enzgarberin, der Witwe Valentin's.

Sie nahm den „Busch'n" vom Stocke, als wäre der rechte Augenblick, ihn zu reichen, gekommen; ihr Herz wallte höher und stärker, sie wollte ihre Schwester, die Enzgarberin heimsuchen und sich nach Jahren mit ihr freuen.

Ihr Einbindtuch barg manche Gabe und schwesterliche Theilnahmsbeweise — das Hüttl oder Häusl war ihr nun ein Schatzkästlein, das Heiliges und Kostbares barg — für sie segensreich es erschließend!

Sie ging lächelnd durch das Latten-Thürchen am Zaun, sie ging durch die Küche in die Stube — die beiden Kinder standen an einer Bank und bauten Holzstöße aus Reisigstückchen.

Sie ließ Stock und Bündl, Körblein und Blumenstrauß dazu, auf die Erde fallen, kniete sich zu den Kin-

dern hin, die ganz eigen an die Schwester mahnten, und küßte und herzte sie und drückte die Köpfchen an ihre Brust.

Als sie die großäugig sie anstarrenden Kinder abgeküßt und abgeherzt hatte, frug sie: „wo is' Enker (Euer) Mutter?"

Die Kinder sahen sie noch immer an und gaben keine Antwort.

„Kennts mih nit? Ih bin die Susi-Mahm!" (Muhme).

Der Knabe ging in eine Ecke und fing zu weinen an, aus Scheu, Furcht und Weh, die im Kinderherzen noch wirr durcheinandergehen und sich noch nicht von einander scheiden.

„Is' die Mutter im Feld? oder bei Nachbarn?"

Der verneinend schüttelnde schwarze Kopf des Mädchens gab eine gegentheilige Auskunft.

„Da hast ein' Lebzelten (Lebkuchen) von der Susi-Mahm. Geh, Engerl, sag' wo is' dein' Mutter?"

„'torben!" sagte mit dünnem Stimmlein das Mädchen, das nur erst schlecht sprechen konnte.

„Was?" — Susi traute ihren Ohren nicht. „Was?!" wiederholte sie stärker, grellstimmiger, nachdem es ihrem Herzen einen Stich wie mit einem heißen Eisen gegeben, und ihr glühendes feuchtes Auge ruhte auf dem Kinde.

In demselben Augenblicke, als das Auge Susi's wieder forschend umhersehen wollte, trat ein altes Weib in die Stubenthüre.

„Wen suchts denn?" frug die Alte.

„G'hört Ihr ins Haus?"

„Wol!"

„Wo is' mein' Schwester, die Enzgarberin?"

„Schwester?“ — Die Alte schwieg eine Weile.

„Was is' denn, was is' denn — red'ts!“

„O mein . . . tröst s' Gott . . .“

„Todt?! todt!“ schrie Susi auf.

Das alte Weib nickte.

Susi hob die Hände, schlug sie zusammen, rang sie, that einen tiefen Aufschrei aus der Brust, dann knickten ihr die Knie — und sie sank auf die nahe Bank zurück, die unter dem Fenster stand — und da saß sie und weinte und schluchzte eine Weile.

Wie Schaum war unter der Hand zergangen Alles was sie vorbereitet, sich vorgenommen hatte!

Sie hatte den kleinen Betrag, den ihr ein Tauf-Göd (Pathe) hinterlassen, sich auszahlen lassen; sie wollte hieher, um der armen, mühseligen und kränklichen Schwester das Witwenleben und die Kindererziehung zu erleichtern; sie wollte mit ihr arbeiten und hausen; sie wollte ihr die Gulden zum Aufhelfen geben, und zehrte an der gehofften erquickenden Freude des Augenblickes lange Zeit!

Das fliegende Samenkorn einer Blume, das geheimst werden soll und in die Lüfte hineinzieht — auf Nimmerwiederkehr!

Eine Weile saß sie ganz dem Schmerze hingegeben und nur ihrem eigenen Weh lebend, dann nahm sie die Kinder, die der Betrübten gegenüber stehen blieben und sie stumm-mitleidig ansahen, auf ihren Schoß, den Knaben in den einen Arm, das Mädchen in den andern, umfaßte sie, preßte sie an sich, legte jedes Köpflein an ihrem Halse an und kühlte ihre brennenden Wangen beinahe an den krausen weichen Locken und glatten Strähnen.

Sie fühlte, daß dies nun ihr ganzer Lebens=Schatz sei! Ihr war's, als spräche ihre Schwester durch der Kinder Mund zu ihr, oder besser, als sähe das Schwesterauge aus den Kindergesichtern, bittend, grüßend, zuwinkend auf sie.

So konnte in den schmerzhaften Liebkosungen für die armen, verlassenen kleinen Waisen kaum ein Ende finden.

Man hätte dieser rauhen und derben Gestalt dies kaum zumuthen mögen!

Dann frug sie die Alte aus, über das Wie=lange, Wieso, und Wer sich der Kinder annähme, Wer der Gerhab sei?

Die Alte erzählte was sie wußte. — Die Kinder kämen in Versorgung und müßten noch untergebracht werden; und weil kein Anderer wolle, so sei der Bürgermeister Gerhab.

„Was . . . in die Armenversorgung als Waserl . . . kein Gerhab als die Gemein? — Mein sein die Kinder und ih bin die Mutter!"

Das Mädl ließ die Kinder von ihrem Schoß, wischte sich die Augen mit dem Zipfe ihrer Schürze, glättete ihre zerknitterten und verschobenen Kleider, frug, wer Bürgermoaster sei und wo sein Haus?

„Ih bin bald wieder da!" sagte sie fest — und ging aus der Thüre.

Der Bürgermeister saß nach einigen Tagen wieder an seinem langen braunen Tische voll Schriftstücken, und die Gemeinderäthe hielten wieder Rath mit ihm.

An der langen Bank, auf demselben Platze, welchen der Simmerl vor einiger Zeit inne gehabt, saß nun ein weibliches Wesen, ein kräftiges aufrechtes Wesen, das an seiner „Gugl“ (Kopftuch) den Bund enger zog, als müsse es nun schier seinen Kopf und seine Gedanken fester beisammen haben.

„Es is' recht schön von Dir, Jungfer Susi“, sagte der Bürgermeister, „daß Du den guten Willen hast und a Herz für Deine Schwesterkinder. Aber schau, Du bist a Madl, wenn's D' heut' oder morgen heirat'st, fallen uns die Kinder wieder zu. Du kannst Dir's verändern; aber wir können nit alle Tag' bald so, bald so sagen.“

„Das Häusl müßt' verkauft werden, nit wahr? Den Kindern bleibet nix!“

„So is's!“ sagte der alte Stigler.

„Ih hab' mein Geld in mein' Schnupftüchl da“ — sie zog ein Tuch, mit einem Knopfe daran, aus dem Busen — „so, da is's!“ — Sie öffnete den Knopf und schüttelte das Papiergeld aus den Falten auf den Tisch. „Das geb' ih gleih her, um das Häusl schuldenfrei z'machen, so weit es g'langt. Ih hab's meiner Schwester zudenkt. Ob s' g'storben is' oder lebt, das is' mir gleih — es bleibt für mih Oans (eins)! — Ihr laßts mih in das Häusl einziehgn und ih übernehm' die Kinder. — Ihr brauchts mir kein' Kreuzer z'geben. So lang' ih arbeiten kann, wer' ih die Mäulerl schon stopfen und füttern, sie müssen koan' Noth nit leiden. Hat's mein' Schwester mit ihrem mühseligen Körper derarbeit', werd' ih's mit mein' g'sunden Gliedern! Nur wenn mir, Gott sei für, ein Unglück g'schiecht und ih krank und unnützi' wer',

dann bitt' ih Enk, verlaßts mih, ih mein' die armen Waserl, nit!"

„Das g'schehget schon g'wiß! Aber, wie is's mit dem Heiraten?" — Der Bürgermeister lächelte und hob gutmüthig drohend den Finger. „Hast g'wiß a Verhältnuß, ein' Liebhaber!"

„Den hab' ih!" sagte Susi freiaus und gerade. „Aber der is' nit hier. Und wenn's sein muß, und ih sieh sogar, daß 's sein muß — so hab' ih von derer Stund' an auch kein' Liebhaber! Aus kann's sein und aus is'! Es muß nit g'heirat' sein. Es ging' auch gar nit aus mit den zwei Kindern. Also, mein g'hören die Kinder und Ihr betrachts mih, wie ihre Mutter!"

Die Gemeinderäthe und der Bürgermeister sahen sich einander an. Sie hätten mögen, trotz eigenen grauen Haren und der Nichtschönheit der Dirn', sie herzen und kneipen!

Aber die Frage war eine peinliche.

Dem Simmerl wollte man die Kinder aufdrängen, gerade weil er ledig; der Susi, welche die Kinder gerne an sich nehmen wollte, konnte man sie nicht leicht geben, gerade weil sie ledig.

„Schau", sagte der Bürgermeister endlich, „es könnt' Dih g'reuen. A Dirn hat bal' andere Gedanken. Ueberleg' Dir's noh a Weil — überschlaf's!"

„Ih hab' nix zu überlegen! Mein' Schwester is' mein Um und Auf in der Welt g'wesen. Ih hab' Niemd mehr, und hätt' ih mein Leben für sie geben können, ih hätt's 'than! — Wir sein aufg'wachsen, wie die Zwilling! O mein' gute Schwester! Und jetzt sein halt die Kinder

für sie da, und die armen Waserl derbarmen mir grund-herzlih! — Wenn Ihr wollt — ih bejuramentir's, daß ih ledig bleib'. — Und nit nur das, ein' sittigen Lebens-wandel erwartets wohl von mir! — Ih bitt' Euch um die Kinder, ih könnt nimmer ruhig leben und nit selig sterben, wenn ih die Kinder ließ für einander trennen und in fremde Leut' Händen kommen. — Na-na! (nein-nein) Macht Schriften und Akten, so viel Ihr wollt, ih unterschreib' Alles und mach' mih, wenn's wollts, kriminalisch verbindlih" — sagte sie in ihrer Uner-fahrenheit — „gebts mir die Kinder!"

Die Thränen standen ihr in den Augen und traten auch den Gemeinderäthen hervor.

Der Bürgermeister sah, wie fragend, um sich.

Der alte Stigler, mit seiner rauhen, aber ehrlich festen Stimme, sagte: „Na! wenn sie g'rad so will! — Was wir bered't haben, G'mein'räth', das wißts — ih rathet ein!"

Die Andern nickten und winkten mit den Augen.

„Ih seh', die Manner wollen Dir gut, und Du bist a resoluts Madl! Also weißt, probir's! Fang an! Wirst ja sehen, wie's geht — die Kinder g'hören Dein!"

„Ja? Machts mih zu ihrer Mutter? — Ja!" rief das Mädl freudig. „Gott sei Dank!" Und sie wischte eine Thräne aus den Augen.

„Aber noh was!" sagte sie. „Es kann heut' nit Wer kommen und epper (vielleicht) morgen ein Anderer und mir die Kinder nehmen?"

„Wer sollt das? Niemd!"

„Der Simmerl, oder wer Anderer!"

„Kein Mensch! Du hast Dih ang'nommen, und Dir bleiben s'. Sei brav und fleißi', wir Alle wer'n auf Dih schauen, unser Herrgott wird Dir helfen!"

„Euer Wort zum Pfand, da vor'm ganzen G'mein'rath, daß 's so bleibt — Aufzieh-Mutter bin ih — kein anderer Gerhab, als d' G'mein, g'rad' wie bei allen Kindern?"

„Unser Wort!"

Der Bürgermeister schüttelte ihr die Hand.

Das Mädchen ließ das Geld liegen, sprach kein Wort mehr, ihr war's, als müßte sie zu den Kindern eilen und sie jetzt erst als die ihrigen begrüßen!

Sie huschte im Nu aus der Thüre, und sie hätte aufjauchzen mögen, wie ein Vogel, dem man sein Nest genommen und der, ab- und zuflatternd, es wieder gefunden, mit allen Hälslein und Schnäblein, die sich ihm entgegenstrecken, mit allen glitzernden Aeuglein, die zärtlich gucken.

Der Susi war es, als wäre sie eine Andere geworden, und sie frug sich beinahe, wozu sie früher gelebt? Erst jetzt fühlte sie einen Werth, einen Zweck und ein Ziel, sie kam sich für geweiht, für auserlesen, als ein höheres Etwas vor — ein Leben, an dem und von dem zwei andere abhingen! —

Das Dorf ward ihr nun eine enger umschließende Heimat, die Häuser rückten ihr schier näher, sie fühlte sich ein Stück Seele und Lebendigkeit, einen Theil des Werthes davon!

Als sie emporstieg zum Heim, an das Zaunthürchen, da warf sie einen Blick hinab, in das tiefere Dorf, auf den Hof Simmerl's — — der Armen war es, als

hätte sie ihm alle Schätze genommen und berge nun ihre ärmliche Hütte das Kostbare, was der armselige, wenn auch breit sich streckende Hof nimmer hatte und niemals, so lange sein Dach stehe, kriegen sollte!

Des Enzgarber's Haus war wie ein Schächtelchen. — Schneeweiß getüncht und rein, daß man schier würde einen Zündhölzchenstreif an der Wand gesehen haben, wenn Einer „angerieben" hätte.

Die viereckigen Fensterhöhlungen waren innen grün angestrichen, daß sie gar zierlich aus dem hellen Weiß guckten und dieses noch weißer machten.

Auf dem Dache war keine morsche Schindel, und die einzelnen frischen, grauglänzenden, zeigten, daß der Zimmermann sofort zur Hand sein mußte, um reine Wirthschaft zu machen. — Auf der Seite der Giebel- oder Feuermauer prangte auch, in dem Grau des Mörtels, das kalkgeweißte Kreuz mit den Jahresziffern, zweien rechts, zweien links, als Wahrzeichen, wie jung die Betreuung und das Werkschaffen war!

Die Thüren des ganzen Hofes schlossen so nett und gerade, als führten sie sämmtlich in Stuben.

Selbst die Hundehütte war ein zierliches Häuschen.

Aus den Gemüsebeeten ragten prächtige Blumen, und nickten, zierlich grüßend, im leisen Luftzuge, weit hinaus.

Das Hausgethier durfte sich nicht so herumtummeln, wie anderswo. Mit Holzgitter und Gezäun umschlossen, ließ es den gehegten Hofgrund so rein, wie den einer

Dreschtenne. — Die Wagen mußten bei einem eigenen Thore hinein.

Sogar einen kleinen Teich hatte der Hof eingegraben, und über das kleine Gewässer lugten die weißen Mauern dahin, wie die eines Schloßherrn am Strom oder See!

Der Simmerl wollte den Dorfleuten und aller Welt zeigen, daß man kein Weibsbild braucht, um hausen zu können!

Sein Hof sollte jedem Vorübergehenden sagen, da wohnt ein Bursch, ein „Einschichtiger", ein „Einspännizger", der zieht besser, als ein Zwei- und Viergespann!

Wer seinen Namen wußte, sollte sagen: da wohnt der Simmerl, aber kein „Simandl!" Denn dieser Name gilt den Hahnreihen, den Ehekrüppeln, den fügsamen Männern mit schlimmen Weibern, den süßlichen Schürzenknechten, und heißt eigentlich „Sie-Mannl", weil Er nur für Sie da, oder weil sie der Mannl und Er das Weibl ist!

Vielleicht hatte auch auf den Simon der Name einigen Einfluß genommen. Wer weiß das immer im Leben genau?

Aber so viel ist gewiß, daß der Simmerl auf sein Ledigsein stolz war, daß er an seinem silbernen Uhrgehänge zog und seine Weste stramm an den Bauch hinab, sich selbst sagend, so wie den Andern: nur einen Finger därf ih ausstrecken und es hängen Zehne d'ran!

Er ging auf allen Kirchtagen herum, tanzte und sang, ließ sich angeigen und von den Musikanten seinen Gesang begleiten; aber wenn der Tanz- und Lust-Abend

zu Ende war, schüttelte er alle Weiber und Weibergedanken ab, wie das Leimrüthlein von den Fliegen.

Daß so Viele nach ihm sahen, vielleicht verstohlen ihm zuwinkten — daß so Manche denken mußte: der Simmerl wäre zu haben, aber welche wäre die Glückliche, die ihn bekäme? — das war der Labequell, aus dem er erquickend sog, mehr noch, als aus allen Fässern und Gläsern.

Anfangs, als der Bursch jung war, der Simmerl, da hätte er schon eine Braut gemocht. Aber der starkgewölbte Kopf auf dem flinken Nacken trug sich hoch hinaus! Er hätte, er wußte eigentlich nicht recht, Wen und Welche gewollt. Da war kein Hof in der Umgebung gut, d. h. reich genug! Dieser hatte einen Makel, jener zu viel Kinder, Jene war nicht schön und reich genug. Der Simmerl sollte sein: wie der Hahn auf dem Kirchthurme, daß ihn alle Leute sähen und bewunderten!

Er war genußsüchtig, doch sparsam dort, wo's nicht den eigenen Adam galt!

Daß der Valentin eine solche Mißheirat that, war ihm wie ein in die Scheune gerathener Hase, der nimmer ausfand und zum Braten wurde. Der Alte war tüchtig hinter dem Valentin her! —

Und der Valentin „hatte es wirklich auf der Brust" und war trotzdem ein Mensch und liebte und wollte glücklich, außer dem Schatten des Simmerl's, leben!

Anstatt ihm aber das mühselige Leben zu erleichtern, haben sie ihm die Last noch schwerer gemacht; und der Simmerl zahlte eigensüchtig und gerne, gleichsam auch um die „zu geringe" Verwandtschaft los zu werden, das

Wenige heraus, was der Vater, natürlich unter Einfluß, dem einen „Ungerathenen" bestimmte!

Mit jedem Jahre ward der Simmerl nur noch trockener und härter, wie weicher Kalkstein an die Luft gebracht. Wenn er in dem einen Jahre auf die andern verlebten und zugebrachten zurücksah, schien es ihm und sagte er sich, daß der Simmerl schon zu lange wie ein Wegweiser frei-sichtbar stünde, um jetzt gewendet zu werden und aufzuweisen, daß sein Wegzeigen früher falsch gewesen wär'!

Oder sollten sie zu sagen haben, daß er „es jetzt schon billiger gebe"?

Sie mochten über die „Waserl" und den „Gerhab" reden, was sie wollten; — sie mochten gerade so viel und so lange reden, als sie bisher über seine „Einschichtigkeit und Einspännigleben" geredet — was that's ihm an?

Sie waren alte Manner geworden, zerarbeitet und zermüht — Er ging mit schwingenden Händen, an deren kleinem Finger je ein breiter Ring saß, selbstbewußt mitten in den Wegen; er war der Simmerl, ein Bursch, jung, frisch und frei — rief er sich selbst zu — in seinem schneeweiß glänzenden Hofe!

Er, in seiner Kraft und Sorglosigkeit, wettete in den Wirthshäusern, wer eine harte Nuß mit einem Faustschlage zerschmettere, gleich ihm; — einen Stuhl bei der Lehne, mit ausgestrecktem Arm, vor sich hinhalte; — Zentnergewicht hebe und neben die Flasche stelle!

Welcher Bauer schlüge nicht in seine Hand, wenn er ihm für eine Tochter ein „Ja" geben wollte? — Welche Dirn nähm' ihn jetzt, heute, jede Stunde, etwa weniger?

— Welcher Tisch füllte sich, welche Trompete schmetterte minder, welcher Kramer grüßte geringer höflich?

„Hollioh!" sang er still dahin:

Lusti' gelebt
Und ledi' gestorben —
Is' dem Teufel
Die Wirthschaft verdorben!

Seine Ausnahmsstellung gefiel ihm besonders; und wenn er in eine Gaststube trat und die Wirthin reichte ihm mit ganz eigener Aufmerksamkeit das Seine, oder er saß recht breit und ausgestemmt, seine Pfeife oder Cigarre kühnaus vor sich hin — und auf den andern Tischen raunte man sich zu: das ist der Simmerl, ein reicher Bauernsohn, hat selm den Hof und ist ledig, und ist ihm Keine gut genug — da quoll ihm das Herz auf, trotz einem Helden, der eine Schlacht gewonnen hat.

Ja, es gibt allerlei Ehrgeiz!

Und der Simmerl hatte den seinen; er machte ein Haus trotz einem Verheirateten! Er wollte etwas zählen im Orte — und nicht blos so ein lebendiger Einschütt-Sack für die Andern sein, wie er sagte.

Er gab sich nicht etwa im Nichtsthun Ruhe. Je mehr er tummeln, handeln, feilschen, Leute beschäftigen, von sich reden machen, sein Wirthschaften zeigen konnte, desto wohler war ihm!

Die Leute im Dorfe kennen aber auch ihre Einzelnen, wie die beleuchteten Laternen, von innen und von außen!

Und weil man das ganze Jahr Mühsal und Plackerei genug hat, so denkt man auch zuweilen auf Schelmereien und nutzt einzelne Anhalte und Gelegenheiten aus, mit den allerpassendsten Personen.

Der Simmerl stand in einem Tauschhandel mit Weiz' um Wein.

Die Faßzieher im Orte wußten das.

Die Faßzieher sind nicht etwa Leute, welche Jahraus, Jahrein nichts Anderes in der geringen Ortschaft zu thun hätten. Nein, es sind Bauern, welche eigens einerseits das Recht, anderseits die Pflicht haben, die schweren Fässer aus dem Keller zu ziehen und in seine Tiefe hinab zu lagern, damit bei der harten Arbeit mit Geschick und weder zu Schaden des Gutes, noch Leib und Lebens vorgegangen werde!

Wir werden bald weiter hören, was mit ihnen ist.

Die Faßzieher wußten um des Simmerl's Handel, und da der Sonntag der letzte der Faßzieherabrechnung gewesen und der alte Jahresmeister sein Amt bei der ersten Arbeit nach diesem Sonntag niederlegen, der neue sein Amt antreten mußte — was nicht ohne Bräuche, Spaß und Gelage abgeht — wußten sie es so schlau einzurichten, daß der Bauer in rechter Zeit zu der Feilschaft „ja" sagte, und der reiche Simmerl, ehe er sich's versah und vermuthete, den geladenen Weinwagen gegen sein Haus heranfahren bemerkte.

Als der mit Fünf Eimern beladene und mit kräftigen Pferden bespannte Wagen des Bauers Haus verließ — stieg ein Mann, im weißgewaschenen, langen Leinenkittel, auf eine Berghöhe hinauf, von der man auf alle Hügel rings, in alle Felder und Gärten sehen konnte.

Er blieb auf der Höhe stehen, höhlte beide Hände vor dem Munde und fing mit langgezogenem, kräftigem Tone weithin zu rufen an: „Seh hoi!"

„Seh hoi! Seh hoi!" wiederholte er noch zweimal.

Es dauerte nicht lange, so rief es von verschiedenen Seiten wieder: „Seh hoi! Seh hoi!"

Die Faßzieher hatten den Ruf ihres Meisters gehört und ihm erwiedert, daß sie zu Befehl wären und kämen.

Wehe Dem, der etwa den Ruf nachahmen, oder unberechtigt in denselben einstimmen wollte! Er würde sofort geholt und so lange in ein leeres Faß in einen Keller gesteckt werden, bis er durch ein gehöriges Lösegeld den Rache-Wein-Durst und die auflodernden Faßzieher-Flammen gelöscht hätte! —

Und das braucht viel — und da es so viel braucht, hütet sich auch Jeder.

Der Wagenlenker fand schlau allerlei Hindernisse und Aufenthalt, um nicht zu rasch vorwärts zu kommen. Bald war ein Halfter vorne aufgegangen, bald schien ein Faß zu rütteln, bald mußte die Sperrkette anders befestigt und nach wenigen Schritten abermals ein Gebißriemen gekürzt oder verlängert werden.

Dies währte so lange, daß das Gespann gerade noch eine kurze Strecke von Simmerl's Hause war, als der Meister mit seinen drei weißberockten Gesellen des Weges dahertrabte.

In diesem Augenblicke waren plötzlich alle „Z'widrigkeiten" wie weggeblasen!

Der prangende weiße Rock ist eben so ein Würde- als ein Rechts-Zeichen, und jeder andere unberechtigte Trä-

ger würde nicht minder ins Faß gesteckt werden! — Die Weiber der Faßzieher begnügen sich demzufolge nicht mit dem Urstoffe des Grauleinen, sondern Jede wäscht und plättet daran, um sich und ihren Mann hervorzuthun!

Der Meister trug die dicke, kurze und schwere Schußleiter, welche dazu dient, das Faß von dem Wagenbaume herabzulenken oder auf das Ganter (Faßgestelle) hinaufzurollen, dann war er umgürtet mit einem Ledergürtel, an welchem allerlei Werkzeug hing.

Die drei Gesellen trugen, geschultert, jeder einen „Beißer", eine Hebestange mit einer Art eisernem Ziegenfuß unten, und auf der andern Schulter trugen sie ein Gewinde von dünneren Stricken, „Lein'", und dicken Seilen.

Einer der Beißer war, der ganzen Stange entlang, buntscheckig in Windungen angestrichen, und Der ihn trug, war der „Lotsch", der jüngste der Gehilfen und, trotz seiner ehrbaren Mannlichkeit, deren Lehrjunge.

Wenn er ein Jahr lang in Ehren den „Scheckl" getragen, immer hinterher der Letzte bei den Arbeiten war, bei allen Festlichkeiten die unliebsame Polizei, Thürwache, Krug- und Sesselzuträgerei getreulich verübt, so rückt er zum Gesellen vor, und ein neuer „Lotsch" wird eingeweiht und mit dem scheckigen Beißer versehen.

Die Beißer insgesammt bedürfen alljährlich, vor der Weinlesezeit, trotzdem ihnen gar nichts fehlt und das Eisen doch bekanntlich was aushält, äußerst dringend einer Schärfung. Sie werden zum Schmied getragen, welcher lachend an ihnen herumhämmert, und was an ihnen heiß ist, kann sicherlich im Wirthshause in den Krügen bequemlichst abkühlen.

So werden die Beißer scharf gemacht!

Der Gesell mit dem Beißer wird Meister, je wie die Reihe an ihn kömmt, und dann scheidet er, nach einem Jahre, aus der ehrsamen Faßzieherschaft, hat seine Pflicht zum allgemeinen Besten und seinem eigenen Wohl, oftmals mehr seiner Kehle als seines Säckels, gethan, und übergibt dem Nachfolger Szepter und Reich.

Als der weißleinenberockte Meister mit seinen weißleinenberockten Gesellen bei dem Weinwagen angelangt war, gebot er stimmkräftig „halt!"

Der Kutscher gehorchte gerne und lächelnd.

Der Meister stieg, von seinen Gesellen gefördert, auf den Wagen, auf das größte mittlere Faß, setzte sich darüber wie ein Bachus, mit der Schußleiter malerisch auf der Schulter, die Gesellen vertheilten sich, je rechts und links einer, und der Lotsch mit dem Scheckel, als Schwanz- und Hintergarde, schloß die Bedeckung.

Hätte der Meister oben nicht einen kräftigen „Juchezer" ausgestoßen, die Menge um den Wagen hätte es an Lärm nicht fehlen lassen!

Als Simmerl aus seinem Hofe hinaus und den Zug herankommen sah — wußte er, was es gelte!

Das Faßzieherfest war wie eine Regenwolke auf ihn losgeplatzt!

Was war zu thun? Sie hatten ihn gut und zeitgemäß ausersehen. Abladen mußte er von ihnen lassen, denn schon von den Viereimern an hatten sie einzutreten, das war Brauch, Herkommen, Recht, Zwang sogar, ein Zehner für den Eimer gebührte in die Kasse, und für den Boden zwei Maß Wein. Mit dem Boden ist das Faß gemeint.

Da aber das Faß wol einen Boden, der Magen der Faßzieher aber keinen hat, geht das Trinken oft in das

Bodenloseste — und der Simmerl sah, daß er ein nicht zu gutes Geschäft gemacht!

Der Wein war wol gut; aber das Geschäft war gerade nach diesem Sonntag schlecht, und zu dem schlechten Geschäfte wollte der Simmerl jedoch kein schlimmes Gesicht machen, sondern wie man sagt: gute Miene zum bösen Spiel!

Im Nu hatte er das heraus und beschlossen.

Er begrüßte die Manner mit aller Heiterkeit, die er nur aufbringen konnte, reichte ihnen die Hand und hieß sie willkommen.

Der Faßziehermeister hielt, vom Fasse oben, eine Ansprache an den Simmerl, wie er sich freue, heute bei dem ausgezeichneten Mann, dem Simmerl, vorsprechen zu können, und kein Zweiter sei so werth und würdig, die letzte und gleichzeitig die erste neue Arbeit zu haben, als der Simmerl — und er wisse, im Enzgarber Hause haben die Fässer ein so weites und offenes Loch, wie nirgends, und wenn ein Mann im Orte sei, der so viele Freudenthränen vergießen könnte, als die Faßzieher Tropfen Weines trinken, so sei es der Simmerl — der Simmerl soll leben!

Der Simmerl lachte und schrie „hoch!“ mit den Andern, und der Meister stieg vom Fasse.

Die Arbeit begann noch nicht.

Die Gesellen nahmen die Menge von Stricken, Beilen, thürmten Alles übereinander, der Lotsch stieß noch einmal und das letztemal fest in die Drängenden, um Platz für die Weißröcke zu behalten, dann steckten sie insgesammt die Beißer kunstvoll in den Hügel, der Meister

legte seine Schußleiter dazu, stieg auf das Ganze hinauf und begann unter allgemeinem mäuschenstillen Lauschen:

„Ehrsame und liebsame Zuhörer! Es ist nun das große Fest gekommen, das unsere Fürfahren mit so großem Aufwande gefeiert haben. So wollen auch wir das Unsrige beitragen zu diesem Feste, und es mit einer kleinen Red' und einem großen Glas Wein feiern. Diese Red soll, also wie eine gute Predigt, wohlgesetzt aus drei Theilen bestehen. Im ersten will ich mich von Euch und unserer ehrsamen Gemeinde beurlauben. In dem zweiten Theile will ich Euch einen neuen Herrn und Meister geben, und im dritten und letzten will ich Eurem neuen Mitgliede seine Pflicht auseinandersetzen. Ehe ich aber mit meiner Red' beginne, bitte ich um ein Glas Oestreicher! Und auch alle die Meinigen werden einen besseren Merks haben und kräftiger zuhören, wenn ihnen nit minder ein oder mehr Glas Oestreicher zugelangt werden!"

Nachdem unter allgemeiner Heiterkeit das Trinkgeschäft ernstlichst besorgt ist, beginnt der Meister nun seinen ersten Theil.

Er gibt Rechenschaft über die Güte und Lebhaftigkeit des Jahres, wieviel zu thun, einzulagern und auszuziehen war, und eröffnet: daß die Lade sehr sparsam gewesen und daher eine genügende Menge Vorrath — an Schulden habe! — Nach diesem befriedigenden Rechenschaftsbericht gehe er zum zweiten Theil über. Der erste habe ihn jedoch sehr angestrengt und er bitte zuvor um einen Krug Oestreicher. Nicht minder vermeint er einen für seine sehr angegriffene Helferschaft.

Im zweiten Theile redet er nun den neuen Meister an, gibt ihm allerlei Lehr', die je nach der Person gewürzt

ist, und ermahnt ihn, die Faßzieher bei der Frömmigkeit bleiben und hübsch fein trinken zu lassen, daß sie frischer angreifen. — Hierauf übergibt er ihm das Meisterwerkzeug, Bindermesser, Beil und Bohrer, Alles an dem ledernen Gurte angebracht, den er ihm umschnallt, und segnet ihn — wobei die Hände auch nicht zu leicht drücken — was abermals zu einem andern, dem dritten und letzten Theile, aber auch der Nothwendigkeit führt, zuvor noch einen Oestreicher zu trinken!

Im dritten und letzten Theil fordert er nun das neue Mitglied auf, in den Kreis zu treten und seine wichtigen Pflichten mit dem Scheckel und weißen Rock zu übernehmen. Er übergibt ihm Alles, ermahnt ihn zur rechten Würde, daß er einst werde wie er selber, daher möge er genau zusehen, wie er es nun mache, und er verlangt dazu den möglichst größten Krug Oestreicher, es kann auch ein Faß sein, und ebenso für seine Leute!

Es wird gejauchzt, vielleicht werden auch einige der umstehenden Dirnen und nicht gar zu alten Weiber ergriffen und zum Walzen und Hopsen genöthigt, oder beim Auseinanderwickeln der Leine eingefangen und nur durch einen Schmatz losgelöst.

Das kann ihnen auch jedesmal beim Zusehen geschehen!

Somit ist im Ganzen und Großen der Spaß, in dem der Ernst steckt, vorbei!

Die Faßzieher gehen an ihre Arbeit.

Am nächsten Sonntag, oder sogleich am selben Abende, ist noch eine Malzeit, und es ist ehrwürdige Sitte, daß die Frau des Meisters vom letzten Jahre eine Maß Wein und drei Bretzeln zugeschickt bekomme — wenn sie nicht

gleich Alles selbst bei Tische empfängt, gerade wie die Frau Meisterin des gehenden Jahres.

Der Ausgeschiedene hebt seinen Rock, den seine Frau froh ist, nicht mehr unter der Wäsche zu haben, zum Angedenken, vielleicht auch seine Schulden zum Gedenken, auf — und läßt sich die gehabte Arbeit und den gehabten Spaß nicht verdrießen — „denn imrigsmal (zuweilen) muß man ah was mitmachen“ — wenn er auch nicht gerne von Vorne begänne.

An vier Tagen im Jahre ist Rechnung, und das Ergebniß der Lade ist zu Ende keine so große Ueberraschung.

In sehr vielen Dörfern ist dies Brauch und Nothwendigkeit — denn erstens fänden sich nicht immer Leute, die von der Feld-Arbeit in solche heimgingen, und zweitens könnte, bei der Schwere der Fässer und Ungewohntheit in derlei Arbeit, allerlei Unglück vorkommen.

Das gesammte Werkzeug, das eine Summe beträgt, stellt die Gemeinde bei. — Der Witz oder Spaß ist Jedem freigestellt, zum Ueben oder Unterlassen, und hängt von den einzelnen „Köpfen“ ab.

Wenn aber das „Seh hoi!“ ertönt, muß der Faßzieher erscheinen; und daß sie Alle Geschick in ihrem Werke haben, dafür sorgt die Lehrzeit und das Ueberkommen von den Einen auf die Andern!

Simmerl lachte herzlich und er freute sich, vom Weine angeregt, mit den Andern, gleich den Andern.

Er wollte, wie gesagt, sich nicht spotten lassen. Er wollte zeigen, er könne es thun, er ließ ein Viertel um das andere aus dem Keller heraufschleppen, trank alle Gesundheiten mit und brachte selbst solche aus.

Er hob sich förmlich in seinem Stolze als Best-geber!

Als der kräftige Simmerl all' die rüstige Arbeit sah, da regte sich in ihm die alte bewußte Kraft! — Es schoß ihm förmlich zu Herzen und aus dem Herzen in die Faust und alle Glieder, zuzugreifen und zu zeigen, was er im Stande sei!

Alles, was die Andern, die Faßzieher, im Gesammt vollbrachten, war ihm, vom Weine angeregt — nichts!

Er bot ihnen — wohl aufgeräumt — Wetten an, daß er als Mann allein verrichte, was von ihnen Zwei thäten!

Er hob, zum Beweise seiner Kraft, allerlei Dinge, und spottete der Andern, die ihm nicht gleich thun konnten.

Er wollte eine Wette machen, er lasse, ohne Leine und Seil, das auf der Leiter liegende Faß in den Keller, blos mit seinen Schultern entgegengestemmt!

Der Meister lachte ihn aus und sagte, er solle das auf ein andersmal, auf den „Sankt Dimmerlstag" (einen, der nie kömmt) lassen!

Der Simmerl, aufgeregt, bot ein Viertel — einen halben Eimer — endlich, immer hitziger, einen ganzen!

Die sehr munteren Gesellen zwinkerten dem Meister zu, ihn gewähren und die nasse Wette verlieren zu lassen.

Sie wollten schon beim Zuge sein und entgegen-halten!

Der Meister rief endlich: „Es gilt — probir's!"

Die Kellerthüren standen weitest offen. Der schwarze Raum starrte in die Lichte, das Faß lag wie ein zusam-mengerolltes, gebändigtes Ungethüm, das in seine Höhle

gedrängt werden sollte, vor derselben auf der Leiter, von Stricken und Werkzeugen umgeben.

Simmerl sprang hinzu, auf die Kellertreppe, unter das Faß, entgegen — er riß, in der Weinhitze und im Eifer, die „Maus", das dreieckige Gegenstrebeholz, die Hemmung, weg, das Faß kam in's Rollen — ein Gesell stemmte, erschreckt, blitzesrasch noch ein Ende unter — Simmerl bekam einen Schlag und sprang an die Seite — das Faß rollte an ihm vorbei in die Tiefe, preßte ihn aber an die Mauer und streifte ihn — er bekam einen Druck auf die Brust — er ächzte, er taumelte — und fiel ohnmächtig. —

Er mußte in seine Stube gebracht und in's Bett gelegt werden. —

Den Feldweg entlang, den vor so vielen Wochen das Mädchen mit dem „Buschen" und dem Bündlein gewandert, schritt jetzt eine Mannesgestalt, hoch, mehr knochigderb als wohlgenährt, die Jacke über eine Schulter gehängt, einen tüchtigen Stock in der Hand, das sonnverbrannte Gesicht etwas grämlich und sorgengefurcht.

Es lag in diesem Gesichte ein Ausdruck, als wäre es an ernstes Sinnen und Vorsichblicken auf ein tüchtig Tagewerk seit lange gewohnt. Zwei Furchen, zwischen Mund und Wange in die Länge gezogen, zeigten, daß Frühling und Sommer des Lebens ihre Kerben in das Angesicht des Menschen geschnitten und, zum Abschiede, als Gedenk- und Wahrzeichen zurückgelassen.

Aus dem schwarzen, kurzgeschnittenen, glänzenden Hare schimmerten, bei einzelnen Biegungen im Lichte, silberglänzende Fädchen, ja es waren die Nadeln des Herbst-Reifes im Leben, die noch zwischen den letzten kräftigen Halmen aufschießen.

Die ein wenig, wie von harter Arbeit gebeugten Knie, schienen an dem Stocke eine gute Stütze zu haben, und er mußte, kräftig eingesetzt, seine guten Dienste thun.

Es war Abend. Leiser Nebel umdämmerte das Thal und gelbröthliche Lichte umkränzte die Giebel. Nur mehr wie ein kräftiges Herdfeuer flammte die Sonne über den höchsten Berg herüber, und der Nebel, der das Thal umdämmerte, schien wie der Rauch, der von diesem Feuer niedergeschlagen. Ja der Abend war wie ein Arbeiter von auswärts heimgekehrt, der das rothe Herdfeuer ein wenig auflodern und dann bald verlöschen läßt, um zur Ruhe zu gehen. In den kleinen Menschenhütten thaten sie ebenso.

Die Heimchen zirpten emsiger und zahlreicher vom Grase unten auf, dagegen summten Wespen und Bienen seltener und vereinsamter in der stillen Luft, ja, wenn eine einzelne dahinflog, schien es gerade, als ärgere sie sich und brumme darüber, noch nicht daheim zu sein und Ruh' zu haben!

Einzelne Wildtauben flatterten nur mehr kurze Strecken am Saume des Waldes und vielleicht herausgeschreckt von einem Nacht-Vogel, der noch unsicher und ungeschickt seine Umzüge begann. Die Sperlinge flogen lärmend in kleinen Scharen von Gesträuch zu Gesträuch, um dann auf einem großen Baum bis in die Nacht hinein ihr rastloses Abendgeschwätz und Abendgebet zu halten.

Das gelbliche Licht auf den weißen Hembärmeln des Wanderers verschönerte seinen Anzug, der keineswegs fein war und einen armen Mann verrieth, der sein Bestes mit Sorgfalt angethan hatte.

Wenn auch ein Fleck da oder dort dem Kleide aufgesetzt saß und als neu von dem alten abstach, so war er doch fein säuberlich vom gleichen Stoffe, saß sorglich eingefügt und ließ den Träger doch ehrbarst erscheinen. — Und die ganze Feierlichkeit und Heiterkeit, die über dem ärmlichen Gewande lag, lag auch über dem Gesichte des wandernden Mannes, der Grund ernst und fest — ein Schimmer darüber, wie des Außergewöhnlichen, keineswegs Alltäglichen.

Während der Mann so schritt, war Susi, von der Feldarbeit heimgekehrt, wieder an einen Waldrain gegangen, tief hinab in die Riese des Wildbaches, der nur bei Regen herabschoß, und sichelte, auf diesem Gemeingrunde armer Leute, Gras und junges Gezweig für die Ziege, ihrem ganzen vierbeinigen Hausstande.

Auf dem Herde stand indeß der Topf voll Wasser und Kartoffeln, und bis sie heimkehrte, sollte dies ein Mal für sie und die Kinder werden, wie es sicher keinem Hofbesitzer in der ganzen Umgebung besser munden und gedeihen konnte!

Während sie ging, schritten an ihr freilich schon die Andern mit den Grasbürden vorbei und dufteten die Wege aus. An Abenden ist es mit den Grasbürden förmlich ein Räuchergang auf allen Wegen und Stegen. Durch die große Kirche der Natur schreiten ihre Diener, die arbeitenden Menschen, und senden die Opferdüfte empor.

Das ist wol auch gottgefällig, da es zu Ehr' und Recht-
lichkeit und Milde geschieht!

Aber die Andern hatten meist kein Tagewerk in frem-
den Diensten verrichtet und begannen nicht erst jetzt für
sich, wie es die arme Taglöhnerin that!

Nichts desto weniger schritt sie wohlgemuth, und Man-
cher grüßte sie recht freundlich, freundlicher vielleicht, als
die meisten Andern; und Susi's Schulter und Gang
kräftigte der Gedanke: für Wen sie das Alles unternehme
und leiste!

Wenn sie sich die Kinder daheim, die entgegenstrecken-
den Aermchen, die leuchtenden Augen dachte, und vorstellte,
wie der Bub wieder die Ziege locken und ihr einzelne
kostbare Bissen besonders vorhalten werde; wenn sie sich
dachte, wie der Kleine die Ziege streicheln und umhalsen,
ihr die besten Namen und Locktöne geben werde — da
hätte sie nur gleich am Wege aufjauchzen mögen! — Und
schier war es ihr zuweilen, als wäre es sündig, sich so
zu freuen, da der Weg zu dieser Freude doch nur über
den Grabhügel ihrer armen, frühe gestorbenen Schwester,
der Kinder Mutter, ging!

Aber als sie im Grunde unten, in der wohlig-kühlen,
würzigen Tiefe, von überhängendem Gezweig und von
aufragendem Gehalme förmlich umschlossen, wie in weit-
hinreichender Gebirgseinsamkeit war, und auf jeden kräf-
tigen Hieb mit der Sichel die ergiebig grüne Ernte fiel,
da war ihr doch so wohlmuthig, daß sie sang und jauchzte
und wortlos so vor sich in die Luft hinein „stromelte",
als wäre sie eine Elster, die erst zur Ruh' zu gehen
hätte.

Aber die Elster krächzt und schnarrt zuweilen, Susi's Töne waren jedoch vollrund, weich und dennoch kräftig, und wurden fernhin in lieblicher Fülle gehört, ohne daß sich irgend Wer aus dem Dorfe was Besonderes dabei dachte, denn der Abend schallt und tönt immer so wohlgemuth und lieblich um die Dörfer.

Plötzlich hörte sie jedoch eine Männerstimme aus einiger Ferne ihre Töne so nachsingen, vielmehr ihrem Tongange so nachgehen, wie es eben eine unbehülfliche Männerstimme vermochte. Sie wollte Anfangs nicht recht darauf achten und dachte, es sei ein Scherz irgend Eines; aber immer hartnäckiger ließ sich dieses lebendige Echo vernehmen, immer näher kam es.

Und als ob sie's zum Trotze thäte und zeigen wollte, daß sie dies nicht schere, sang sie und sichelte dabei kräftig ins Gras hinein, so fort, als wäre gar kein lebendes Wesen in der Nähe, und wenn eines da wäre, daß es ihr Nichtbeachten vermerke!

So verlärmte sie sich selbst alles Hören.

Der Mann, der Wandernde, der kurz zuvor in's Dorf gekommen, ging leise ein Fußsteiglein in die Tiefe hinab, hütete sich, Zweige zu brechen, oder an ihnen zu rauschen, er schlich nahe herbei, er griff um die Hüften der Mähderin aus — und umfaßte sie. —

Ein Aufschrei gellte kurz durch die Luft! — Und gleichzeitig hob Susi die Sichel hoch, wie zur Vertheidigung.

„Niklas!“

Niklas sprach kein Wort — seine beiden vorgestreckten Hände faßten die ihren, die sich nach den seinen lenkten — er stand und sah sie an.

Susi fiel nicht, wie er erwartet hatte, in seine Arme — sie stand und sah ihn an — die Augen feuchteten sich — sie fanden Beide noch keine Worte — sie standen und sahen sich stumm an.

Endlich nahm Niklas das Wort: „Ih hab' Dir was mit'bracht!"

„So? Was denn?"

Er griff nach seiner noch überhängenden Jacke, er suchte in der Tasche, er hob ein zusammengefaltetes Papier heraus und übergab es ihr.

Das war der große Augenblick, den Niklas seit Tagen und Nächten vor der Wanderschaft immer in den Sinnen gehabt, der ihn nicht schlafen und nicht ruhig wachen ließ, den er sich ausgemalt mit allen Farben, mit aller Glut, mit aller Herzinnigkeit, die er je besessen und nun in Eins zusammenfaßte.

Sein Auge ruhte fest auf ihr.

Sie nahm das Papierpäckchen, sie bemerkte, daß es in ein Zeitungsblatt eingehüllt war, sie streifte noch einmal ihre Hände an ihrer Schürze ab, um ja kein Gut zu verderben — und ein feines mußte es sein, denn es war so dünn — sie enthüllete aus dem bedruckten Papier einen weißen, säuberlich zusammengelegten Schreibebogen — das mußte gar was Seltsamliches sein — sie that ihn auseinander in seiner ganzen Breite und Länge — sie sah einen Stempel — sie las die großen, dicken Buchstaben der Ueberschrift — „Heirats-Bewilligung!"

Ihre Farbe wechselte, ihre Stimme jedoch las klanglos — sie stand einen Augenblick starr — dann ließ sie, mit einem leisen Seufzer, Arm und Papier sinken.

Niklas kicherte als sie das Wort gesprochen — aber es war ein gedämpftes, ein rührungsvoll umschleiertes Kichern! „Was sagst? was sagst?“

Susi sprach noch immer nichts.

Ueber Niklas' Gesicht und Auge ging es, wie am hellen Tage ein rascher, dunkler Wolkenschatten. Er hatte abermals erwartet, daß sie alle Freude zeigen, daß sie ihm in den Arm sinken, daß sie all' das Geschwätz und Geblicke haben werde, das Frauenzimmer besitzen, wenn ihre vollen Herzen über Zunge und Augen strömen.

Als ob ihm eine unsichtbare Hand in die Brust und ans Herz griffe, es drücken und dessen Strömung gewaltsam einen andern Weg, als immer, lenken würde, so war es ihm.

Seine Kehle zuckte ordentlich um Worte, aber noch fand er keine, seine Lippen bewegten sich, zitterten vielmehr einigemale ohne Ton, er bebte leise, er stand harrend und sah sie an. —

Susi berührte seine Arme.

„Kumm aufi, Niklas!“ sagte sie halb zärtlich, halb trocken. „Weißt, es kann doh Wer vorbei geh'n, und wenn sie uns da, ordentlih im Versteck, sehen, haben s' leicht was z'reden!“

Sie wiederholte ihre Aufforderung, sie stiegen aus der Tiefe herauf, nicht weit vom Raine ragte ein Markstein aus der Wiese, sie nahm ihre bereits ziemlich gefüllte „Kraxen“ (Trage), stürzte sie um, und sie setzten sich einander gegenüber.

Die Sonne war nun ganz hinunter, und an der

Seite stand die Mondsichel hell und klar in der Nähe des Abendsternes.

Weiter ab leitete das Thal zu Gewässer und Strom. Der Schilfsänger, die Rohrdrossel, begann in kurzen Zwischenräumen den schwermüthig klagenden Gesang und sendete ihn wohltönend und bewegend in die stillen Lüfte dahin.

Ein von einem Raubthiere aufgescheuchter Vogel zuckte in kurzen Bogen ängstlich über die Wiese.

Da saßen die beiden Menschen — Er in dem Herbste des Lebens, ein abgemühter Taglöhner, ein ergreifendes Haupt — Sie ein Mädchen, das lange die Blüthezeit hinter sich hatte, dem der Ernst des Lebens bereits seit Jahren zurief, berge dein Haupt unter ein schützend Dach, wie die Garbe nach Erntezeit — es kommt der Herbststurm, trachte daß dein Lebensbäumlein eine Stütze kriege — siehe, Dirn, es kommt nimmer besser nur schlimmer, schau daß Du nit verlassen und verloren in alten Tagen dastehst!

Er verstand den Weltlauf gar wohl! Er schleppte nun mühsam die Bausteine zum eigenen Herd herbei — sie hatten Beide so lange für Andere das Holz gebrochen, gesägt und gespaltet, und den Topf zur Flamme geschoben — sie sollten Beide jetzt, nach langen Jahren, endlich das eigene Feuer zünden und schüren, und das eigene Gefäß zum Mahle bringen!

„Heiratsbewilligung“ — darin erschloß sich alle Seligkeit, aller Schmerz für den armen Taglöhner und die Löhnerin!

Er war bereits Jahre lang zur Gemeinde gelaufen — vergebens. Das Dorf war überfüllt, die Aussichten

standen schlecht. Er hatte endlich ein bischen Hilfe gefunden. Als Susi, wenn auch nur, wie es Anfangs hieß, auf Wochen sich von ihm entfernte — da fühlte er und überkam ihn die Einsamkeit noch ärger — er betrieb's mit aller Herzenskraft und bewegte die Manner mit aller Wärme — wie sollte Sie selig und überrascht werden! — Heirats-Bewilligung — er hielt das Kostbare in Händen und vor ihm war . . . . seine ersehnte Braut!

Und Susi — so selig sie noch vor einer Reihe von Wochen gewesen wäre — so Vieles sich in ihrem Geschicke geändert hätte — jetzt saß sie da und konnte nicht anders, als dem Niklas weinend endlich sagen, daß es damit aus und vorbei sei — daß sie sich tausendmal schön bedanken thät für seinen guten Willen und seine Treue — aber daß es nun nicht mehr ginge — daß sie sich's gelobt und der Welt geschworen, bei den Kindern zu bleiben — und daß sie still in das Grab ihrer Schwester das Gelöbniß hinabgesagt. —

Niklas griff mit den beiden rauhen Händen über das Gesicht und verhielt es darein. Ueber die Stirn- und Kopfhaut, bis zum Nacken entlang, ging ihm ein Rieseln, ihm war es, als dürre ein heißer Luftstrom etwas auf seinem Kopfe — er meinte, morgen werde er wol viel grauer sein!

Der unsichtbare Sänger im fernen tiefen Schilfe flötete langgedehnte, schmerzvolle Töne herüber. Das Laub raschelte und wiegte sich.

Niklas meinte endlich, ob er, um der Susi willen, nicht auch den Kindern ein Vater sein könnte?

Sie setzte ihm auseinander, wie ihr Weniges zusammen doch nicht ausreiche; wie sie als verheiratete Frau leicht einen Säugling an der Brust halten müßte, und wie sie dann nur Eines zur Arbeit, aber Vier zum Verzehren da wären, und wie Alle schmalste Kost und schwerste Tage haben würden, und wie sie sich's gelobt hätte, den Kindern ja nichts abgehen zu lassen und für sie zu leben!

Der schwere Kampf der Liebe und der Rührung, der Pflicht und der Neigung, des Edelmuthes und der Eigensucht, war in ihr in ruhelosen Nächten bitter und schwer durchgekämpft — sie fühlte Alles und ganz, was sie dem Niklas that — sie lehnte sich endlich erschöpft an seine Brust und weinte sich lange, lange aus.

Die Kinder saßen indeß daheim beim Herde, sahen sehnsüchtig nach dem Topf und in das verlöschende Feuer, die Ziege im Ställchen mäckerte hungrig und stieß mit den Hörnern an den Futterbarn.

Als ob Susi dies Alles genau im Geiste gesehen und gehört hätte, sprang sie endlich auf — sie drückte dem Niklas noch einmal warm die Hand und sagte ihm, er müsse die Nacht über zum Gemeinwirth — sie nahm ihre Mahd (Gemähtes) auf den Rücken und eilte davon.

Niklas stand und sah in die Halblichte dahin — mit feuchtüberschleierten Augen ihr nach.

Der Sänger im Schilfe zog lange, lange gedehnte Töne aus. —

In Simmerl's Hause war außen Alles noch so nett und geordnet.

Aber im Innern da sah es düster und öde aus.

Eine peinliche Stille lag über der Krankenstube, zur Hälfte waren die Fenster verhängt und ließen den schönen großen Geviertraum, in dem er lag, im träumerischen, halb einschläfernden Lichte.

Das früher so gesundstrotzende Gesicht war blaß, das früher rollende Auge nun in einer braunen Höhlung matt; auf der Decke lag ein Fliegenwedel aus gekräuselten Holzspänen, und die schwache Hand Simmerl's vermochte nur selten ihn zu heben und die zudringlichen Stubenfliegen von sich zu wehren.

Der Druck, den er auf die Rippen bekommen, war ein schwerer und betraf nicht nur diese, sondern die Lunge.

Wenn der Doktor nicht täglich kam und sein Pferd im Hofe anband; wenn die alte Köchin nicht in der Stube aus- und einging — da war's so stille, so stille — Simmerl kam es vor, als läg' er schon in einer Kapelle und es dürfe über das Bett, wie über einen Sarg, nur der Deckel geklappt werden, und das Gewürm, das eckle Gezieser suche ihn schon!

Er dachte an das Wirthshaus, wo er die Zentner gehoben, die Nüsse zerschlagen, die Sessel vor sich hingehalten; — wo waren die Leute alle, die so lustig um ihn gewesen und seine auf allseitiges Verlangen vorgesetzten Krüge austranken?

Und wenn Einer kam und ihn ansah, war es ihm schier, als käme er um zu fragen, ob der Simmerl schon, oder noch nicht sterbe?

Wer ihm schön that, der wollte erben! — Wenn die Köchin ihm die Suppe noch so sehr pries und blies — o, er wußte schon, die Alte spekulirte auf sein Testament!

Testament! Das Wort war wie ein Dolch, wenn er es sich selbst sagte; — wehe Dem, der es gewagt hätte, es vor ihm auszusprechen! Er wäre im Stande gewesen, seine letzten Kräfte zusammenzuraffen und ihm mindestens Löffel und Medizinflasche, die er zur Hand hatte, an den Kopf zu schleudern!

Er dachte zuweilen daran: wenn er stürbe, käme doch sein Haus und Gut an Valentin's Kinder, und er hörte schon die Leute lachen; — aber er wollte ihnen das Gelächter verderben! Ein Simmerl stirbt nicht so leicht! — Er raffte alle Kraft in sich auf, um zu gesunden — er wollte es — er hatte immer gehört, der Wille im Menschen und dem Leidenden sei mehr als Doktor und Medizin!

Und mit dem Doktor hatte er auch sein Kreuz. Oder der Doktor hatte vielmehr das Kreuz mit ihm!

War der Doktor heiter, so dachte der Simmerl: dieser Knochenschinder und Menschenfresser denkt an mich nicht mit so viel Herz, als an sein altes Reitpferd, das er zum Herumkommen in den Dörfern braucht; o, es liegt ihm nichts an mir, und wenn er morgen hinter meinem Sarg zum Kirchhof geht, so denkt er nur an die feiste Rechnung, die er nun zu machen hat!

War der Doktor ernst und trüb, so sah der Simmerl schon die Sonne am Himmel finsterer werden; ihm war es, als verlösche Alles, Alles, werde schwärzer und schwärzer, er dürfe nur die Augen schließen — und Alles sei aus, aus! Die Welt, das heißt der Simmerl, was ihm gerade so viel war und bedeutete, gehe zu Ende und zu Grunde!

Er war ein recht z'widerer Patient!

Er erinnerte sich an die Zeit, als seine Mutter gelebt, und wenn dem Simmerl nur der Kopf wehe gethan, so nahm sie diesen heißen Kopf zwischen ihre kühlenden Hände und legte ihn an ihre Brust und richtete und that ihm, was sie ihm nur an den wehleidigen Augen absehen konnte!

Aber jetzt — Wer war da, in dessen Hände, an dessen Brust er sein Haupt hätte legen können und mögen?

Er dachte an alle und an die kräftigsten Wirthshausbrüderln — sie waren ihm zuwider — er hätte sie im Geiste, in der lebhaften Erinnerung, mit den Händen von sich schieben mögen!

Seine alte Hauserin? — O, die Nase stach ihm ordentlich ins Gesicht hinein — die Alte wollte noch ihn, den Jungen, beerben! — Wenn er in ihr Auge, das auf ihn gerichtet war, sah, so war es ihm, als müßte er ihr das Gesicht wegdrehen — fort, fort, ihr Raben und Askäfer, ihr wollt an mir zehren, eure Brut in meinen Leib legen — ja es soll nicht sein!

Der eigensüchtige, harte, manchmal fiebernde und gehirnheiße Bursch dachte zuweilen wirbelnd daran: wie wär's — sterben müßte er — er stünde auf und würfe nur ein Zündhölzchen — es loderete auf — er verbränne — aber Alles mit ihm — er lachte und jauchzte im Fiebertraume auf über die hellen lustigen Flammen — haha! haha! — erbt Asche und Rauch und Trümmer — Asche — ein Simmerl lebt und stirbt so!

Dann war er wieder weich und weinerlich, er hätte mögen die ganze Welt um Erbarmen anflehen!

Aber warum? was konnte er aller Welt für dieses Erbarmen und Mitleiden sagen?

Ich zahl euch dafür — ich geb euch 'was!

Das brachte ihn wieder zu Aerger, Zorn und Besinnung.

An Valentin's Kinder dachte er wiederholt. Ob die wol Mitleiden mit ihm hätten? Wenn sie da wären? Oder auch zu Hause?

Wie wär's, wenn er wirklich was für sie thäte, sie etwa einmal kommen ließe?

Ja, daß der alte Stigler, mit seinem Brummbasse, im Dorfe ausschreien könnte: So, seht, den Simmerl hat der schwarze Stier getreten, jetzt verspürt er 'was! — Oder daß der Bürgermeister sagen könnte: Aha, da hat der Herrgott seinen Weinzeiger herausgesteckt, da gehet hin und sehet und nehmt euch euren Krug voll!

Die Manner beim Bürgermeister, der alte Stigler besonders, die hatten es ihm ohnehin „angethan"! Es hatte ihn Einer mit „bösem Blick" angesehen — sie hatten ihn „verschrien"! Er erinnerte sich wohl, wie er da sagte: glaubts wegen dem Sterben? Da hab' ih noh a Weil hin und kann mih b'sinnen!

Da guckten sie! Da, da stack's! —

Nun war es da und jetzt lag er! —

Aber er wollte sich doch besinnen, und fest und mit Kraft! Oho, der Enzgarber Simmerl ist im Liegen noch stärker wie ein Anderer, Aufgerichteter, und bleibt aufrecht!

Ob des Valentin's Kinder aber, trotzdem, nicht doch etwas Mitleid um ihn hätten?

Welche? Valentin's Kinder? — Seine Erben — Mitleid um ihn?

Je schwächer und kränker und hinfälliger sie ihn sähen, den ledigen Vetter, der noch allerlei „Sprünge"

machen könnte, desto mehr würden sie heimlich auflachen und die Stunden zählen, in denen das „Gfrett“ (Mühsal) einmal ein Ende nähme!

Freilich, jetzt verständen sie's noch nicht — aber würden sie nur um Jahrln älter, und es käm' so! — O, und jetzt — die Susi wirds ihnen schon sagen! Sie zehren vielleicht schon manchen Braten auf die künftige Rechnung! Sie verkaufen schon den Pelz des Bären, der noch im Walde rennt — rennt — sie sollen ihn nicht niederstrecken und nicht verfeilschen!

Als er ein bischen besser ward, der Doktor ihm aber noch jede Bewegung strengstens verboten hatte, als er nur ein bischen krabbeln konnte — da hob sich der einspännige Simmerl mit aller Gewalt auf, schlich, sich an Allem in der Stube forthelfend, allmälig zur Thüre — und während sie ihn schlafend glaubten, horchte er, drückte er seine Ohren an die Thürbretter, ob er nicht die Erbschaftsgedanken der Hausleute, ihre Freude über sein Sterben, ihr Beileid über sein Genesen vernähme?

Nichts hörte er, nichts — auch erspioniren konnte er nichts hinter dem Fenstervorhängelchen — Alles ging ohne ihn — mäuschen-todtenstille war Alles — und die Kühle, sammt dem Gedanken der Einsamkeit und Verlassenheit, durchschauerte den alten ledigen Burschen, daß er nur so rasch als er gehen konnte das Bett suchte, hineinhuschte und sich in der zurückgelassenen Restwärme eingrub.

Und er ward besser!

Ja der Simmerl raffte alle seine alte Nußknackerkraft und Zentner-Sehnen zusammen und erholte sich, stieg aus dem Bette, und ob es der Doktor wollte oder nicht, saß

er im Sessel, stützte seine Hände auf einen Stock und hob sich ab und zu.

Nur Ruhe, nur Ruhe war ihm empfohlen.

Ja, dachte er, damit das Krankenbesuchen noch länger dauere und der Besuchszettel wie das Faß-Lein sich in die Länge ziehe!

Er werde schon wieder auf sich allein stehen und sich helfen und seine Leute kennen lernen, durch und durch sehen wie eine Glasscheibe!

Immer mißtrauischer wiederholte er sein Lauschen, Herumschleichen und heimlich Lugen, und sammelte so für Jeden „sein Päckchen“!

Endlich ließ er, trotz allen ärztlichen Befehles und wider alles Erwarten, sein „Steirerwagerl“, das doch rüttelte, anspannen und sich ausführen — in die Luft hinein fahren.

Simmerl saß auf dem Wagen, wie zum Trotz der ganzen Welt — als ob er sagen wollte: habt ihr den Berg schon umgeworfen und eingetreten, habt ihr den Simmerl schon eingelegt, zerbrochen und zerbröckelt!?

Er sah, von den Fahrwegen aus, nach seinen Aeckern, Wiesen und Weingärten. — Sie sollten nicht nach der Zeit sagen können, es sei doch Alles ohne ihn gegangen! — Als hätte es gar nichts zu bedeuten, daß er auf der Welt und bei der Sach' sei! — Das nergelte ihn! — Er hatte Allerlei zu grollen über Vernachläßigung; ja ihm schien es, als hätte man sich weiter nicht mehr viel umgesehen und hätte sich Jeder nur vorbereitet, zu erben.

Nun ja, bei geschenkten Gäulern sieht man nicht nach den Mäulern!

Da mußte ihm auch noch Valentin's Häusl über die andern herab- und ihm förmlich zuwinken!

Er wollte nicht hinsehen. Aber der Weg schlängelte immer, als thät er's absichtlich und böswillig, ihm das Häusl zu zeigen!

Der Sonnenschein war warm und behaglich — es war doch ein Gutes, im Sonnenschein, bei so lebendigem Leibe!

Was Die dort oben und drinnen doch wol thäten? Ob Die schon nach der Erbschaft aussähen?

Wie sehr der Knecht sich auch verwundern mochte und schüchtern seine Einrede versuchte — der Simmerl stieg auf dem nächsten Dorfwege ab — es war schon dunkelnd — und er hieß den Knecht heimfahren — er werde schon kommen!

Simmerl stieg langsam, ja er schlich mehr in ein Seitengäßchen, und endlich zu .... nun, zu Valentin's Häusl.

Er wollte Susi und die Kinder sehen und hören!

O, wenn sie nur gerade losziehen über ihn würden! Er schämte sich ordentlich, sich ein Bischen weichherzige Umkehr eingestehen zu sollen! Wenn es gerade sich so schickte und so wollte, daß er einen Schimpf, einen Fluch, oder nur einen Spott zu hören bekäme! Was er längst gesucht, gewollt, thäte er; er würde deutlich und harklein für die allweisen Wisser aufzeigen, warum er von vorneherein nicht Gerhab sein wollte in dieser schon im Blut verdorbenen Familie — sie sollten staunend erkennen, was der Simmerl für ein „Kopf“ sei — er hinterbrächte ein

Testament bei der Gemein', daß seine Bruderskinder nach seinem Ableben keinen Heller bekämen — gerade wegen ihres Sinnens und Trachtens; — Geistlichkeit, Schule, Armenhäusl, die Landschaft und die kaiserliche Kammer sollten ihn, in Gottes und Teufels Namen, eher beerben, sollten Alles bekommen — nur Diese nicht!

Er hüllte sich fester ein — die Luft wahr wohlig — er schlich von der einen freien Seite heran — er stützte sich an die Wand — sah in das Fenster und in die Stube.

Auf dem Tische in der Mitte stand eine Oel-Lampe, sie leuchtete über die Kinder, die halb entkleidet waren, sie streifte auch noch Susi's kräftigen Kopf.

Wie die Kinder gesund aussahen! Wie rein und nett ihre Hembchen waren!

Und Susi! Das Mädl war nit hübsch; aber wie an ihr Alles so genau und nett saß — und wie sie mit den Kindern spielte!

Sie fuhr scherzhaft mit dem Finger durch das Licht hin und her, als sollte er recht heiß werden dadurch, und summte dabei, und dann fuhr sie mit diesem feuergeglühten Finger plötzlich dem einen oder anderen Kinde an das Brüstchen, und dieses kicherte und schrie lustig auf dabei!

Ihre starkgewölbten Lippen öffneten sich lachend, ihre schneeweißen Zähne standen in breiten Reihen glänzend. Sie gefiel ordentlich dem Simmerl! Wäre er gesund und nicht im Geheimen da gewesen, er hätte sie in die Wange gekneipt!

Jetzt hieß es, drinnen, zur Ruhe zu gehen.

Der Junge umhalsete die Mahm mit seinen Aermchen, er zappelte scherzend, von ihr emporgehoben, und

weigerte sich, in's Bett zu gehen. — Susi legte ihn, lachend, hinein — der Junge hielt aber seine kleinen Arme fest, zog sie mit sich auf das Kopfkissen nieder und küßte sie!

Die Kleine kam bald nach, auf gleiche Weise. Und nun umhalseten und zerküßten die Kinder die Susi-Mahm, scherzend und im Ernst, zur „guten Nacht"!

Das blauroth gestreifte Bettzeug wölbte sich am Fußende mit zurückgeschlagener „Duchent" (Federdecke) hochauf, ebenso am Kopfende mit den drei schwellenden Polstern, das Leintuch bildete ein schneeweißes, tieferes Feld in der Mitte.

„Nun, Kinder", sagte Susi, „was g'schiehcht, eh' ihr zum Schlafen gehts?"

Die Kinder knieten nebeneinander in den offenen Betten hin, auf dem weißen Felde — falteten die Händchen — ihre nackten Füßchen und Aermchen, ihre runden Köpfchen und Gesichtchen im Halbdunkel, in dieser Umgebung, waren rührend.

„Vater-Unser!" begann Susi, faltete ebenfalls die Hände und betete leise mit, die Kinder stammelten laut das ewige Gebet.

„Und jetzt", sagte Susi, „was kommt jetzt?"

„Das Vaterunser für den kranken Vetter Simmerl, daß er desund wird!" preßte die Kleine zwischen den Zähnen mit ihrem dünnen Stimmchen hervor.

Simmerl goß es die Thränen, wie von einem plötzlichen Regen, in die Augen.

Er hätte mögen hineinstürzen, beten und weinen, Susi zerküssen und umarmen!

Die Kinder hielten die Händchen gefaltet, stammelten die Bitte noch einmal durch.

Wie sah der Junge seinem, Simmerl's, Brüderl von einstmals ähnlich!

Ja, ja, dort an der Wand hing das Bild der Mutter, das sich Valentin einst besonders erbeten — die Mutter sah darein und die alte kindliche Familie war da wieder beisammen — er war selbst ein Kind — Simmerl wollte hineinstürzen!

Aber das war nur eine Regung — er hielt wieder an sich, so was kann man nicht zweimal thun, heute beginnen, morgen widerrufen!

Halt! Ja halt' ein und fest zurück! Hat sich das Heuchlervolk nicht vielleicht schon eingeschult, vorbereitet, an seiner Truhe und seinem Grabe zu beten? Geht's da nicht außen hui und innen pfui! und steht neben dieser Kirche nicht gleich das Wirthshaus?!

Halt' nur ein — der Apfel fällt ein bisl früh vom Baum, der is' wol ang'stochen? — Zeit, Zeit — es wird sich schon noch Alles klären!

Susi deckte die Kinder warm und weich zu.

Wie sie schön war — wie die Lampe über ihren Kopf leuchtete! Ja so eine Wirthschafterin könnte er auch im Hause brauchen! — So ein Weib? — Pah, „das sollt' noch aufkommen!" Der Simmerl heiratet nicht!

Er sah noch einmal auf die liegenden, unschuldigen Kinder — es war doch lieblich und so eigen anheimelnd — Susi streckte ihr kräftiges Gesicht zur Lampe, die es noch einmal mit allem Scheine übergoß — sie hauchte in die Flamme, das Licht verlöschte — die Arbeit rief morgen

frühzeitig — am Fenster stand Simmerl nur noch eine kurze Weile — er schlich heim, in Haus, Hof und Bett in einsamer Bauernstube!

Aus dem kränkelnden Simmerl wurde ein sich gänzlich erholender, gesundender, in Kraft täglich zunehmender.

Einige Zeit war er noch mit dem Stocke umhergeschlichen und mit langsamen Schritten, endlich spielte er nur mehr mit dem „dritten Füßl", und der kräftige Geflügelhof, der breite Kochherd, die große Schmalz-Dösen (Schmalzgefäß) halfen tüchtig mit, daß der Simmerl sich wieder reckte und streckte und aufwärts stand!

Mit dem Nußzerschlagen und dem Heben hatte es noch seine gute Weile — wer weiß, ob es jemals wieder sein sollte! Aber allen Leuten sah er in's Gesicht, herausfordernd, als wollte er sagen: was, das Thal besteht — und das Frühjahr kommt auch immer wieder — und da bin ich — und was ihr gemeint haben mögt?!

War er früher nur eigensüchtig, so ward er nun, mit den vorschreitenden Tagen und nach dem Unliebsamen, boshaft, nergelnd, ja kniffig, wie fast alle älteren, einsamen Leute, seien sie männlich oder weiblich.

An die Kinder dachte er aber doch, wiederholt.

Wie wär's, wenn ihr unschuldig Gebet doch genützt? Wie wär's, wenn das gute Wort bei Gott . . . .

Die Susi streckte ihm zuweilen den hellen Kopf so vor das geistige Auge, wie damals den leiblichen vor die helle Oellampe!

„Das sakrische Mensch!“ — Er hätte sich das von einem Weibsbild zeitlebens nicht versehen! Es „gruselte“ ihn ordentlich! — Er hätte ihr, in Neigung und Widerwillen, in Freudigkeit und aus Zorn, daß sie ihn so gebändigt und „untergekriegt“, nur gleich einen herzhaften Puff auf den breiten Rücken versetzen mögen!

Ja, Gerhab habe er nicht sein gewollt. Aber er wollte nun für die Kinder was thun.

Wie aber?

Ein Almosen? Pah, das wäre Schande! Vielleicht bekäme er es gar höflich und fein heimgeschickt. —

Sollte er bei der Gemein' etwas für die Kinder erlegen? — Aha, damit der „schwarze Stier“ wieder ein Geschäft bekäme und in Rede stände, und daß sein Hörner-Stoßen und Klauentreten an dem Simmerl zum Vorschein kommend gezeigt würde?

Nein-nein, anders müßte es gehen!

An der Stubenwand bei den Kindern und der Susi hing das Bild der Mutter.

In Oel gemalt war es, von einem Dorfkinde, das jetzt Zimmermalermeister in der Stadt war und einst seine damals noch lebenden Eltern besuchte, dabei im Enzgarberhof für Geld und gute Worte seine Geschicklichkeit bewährte.

Die Mutter sah den Simmerl an jenem Abende an, wie sprechend — schier gab es ihm einen Schlag aufs Herz!

Da sah sie aus dem Bilde heraus, mit ihrer „Stößl-Haube“, der alten, reichen, hochaufragenden Bedeckung aus Goldbortenstoff auf dem Kopfe, und darunter den schwarzen, fast drahtsteifen Spitzen um Stirn und Wangen. Da war sie, wie sie leibte und lebte, mit dem rostbraunen

„Spenserl“, dem hellrothen Halstüchl und darüber den drei Finger breiten „Kropfperlen“, der Halsschnur mit goldenen Schließen. Sie hielt das weiße Schnupftuch in der geschlossenen Hand; und der Zipf stand darüber hinaus, gerade wie am Sonntag, wenn sie zur Kirche, oder zu feierlichem Besuche ging, und selbst der Ring auf ihrem Goldfinger war „zum Sprechen“ getroffen. Auch die Ohrgehänge sah man so „sprechend ähnlich“ vor der Haube und den Ohren. Nichts fehlte!

Der Simmerl glaubte schier, der Zimmermaler war ein Herenmeister!

Wie hatte er, der Sohn, in der Krankheit an seine selige Mutter gedacht!

Das Bild wollte er haben! Das Bild wollte er den Kindern, der Susi abkaufen.

Der Valentin hatte es einst, bei der Hausabhandlung begehrt, und der weinerliche Bursche hatte sich damit für so Vieles beschwichtigen lassen. Der Simmerl gab es damals still lächelnd und nur zu gerne hin.

Jetzt wollte er es haben!

Sollte er in jene Stube gehen? — Sollte er jemand Andern hinsenden? Ja, warum nicht gleich auf die Zwölfer-Glocke hängen und zu allgemeiner Kunde für das ganze Dorf ausläuten!?

Nein, das mußte anders gehen! Er mußte die Susi so von ungefähr treffen, mit ihr was zu reden beginnen und dann auf das für sie werthlose Bild kommen. Sie solle staunen, was er ihr da hingebe!

Und so begann er. — Er wußte, wo sie in Arbeit ging und wo sie vor seinen Feldern vorbeikommen mußte. Er hatte da bald Allerlei zu besehen und zu besorgen.

Da kam sie — einen Milcheimer auf dem Kopfe — die rothgelbe Abendsonne war ihr im Rücken, beleuchtete sie seltsam und zeichnete sie scharf in der Luft — das Herz pochte ihm.

Einen Tritt hatte sie, die Susi, als ginge sie auf lauter eigenem Boden, so fest und sicher und gerade-auf und aus!

Er sprach sie an.

Sie erröthete nicht, sie erschrack nicht, sie verstaunte sich nicht — sie hob einen Augenblick die Last ab, das runde Pölsterchen auf dem Kopfe, der „Ribl", blieb liegen, schier wie ein Krönlein, zierend — sie stand fest und sicher und gab Red' und Antwort.

Der Simmerl sagte ihr, obschon er nicht der Gerhab sei, so gefalle es ihm doch von ihr, was sie thäte, und wenn er seinen Bruder und seine Schwägerin gerne gehabt und gemocht hätte, so würde er sicher, nach seiner Weis', so und bestens gehandelt haben. Aber deswegen wollten sie Beide, Er und die Susi, nicht Feindschaft mit einander haben, die Straßen im Dorf und die Wege seien breit genug, daß ein Jeder seinen Platz darauf haben könne und man nicht an einander zu stoßen brauche. — Er mache ihr einen Vorschlag. Für sie habe so ein Kram keinen Werth; ob so ein Rahmerl an der Wand hänge oder nicht; er bezahle es gut, sie möge es ihm geben! Was?

„Nit denken!" (Kein Gedanke daran) sagte Susi kurzgefaßt und trocken.

„Was?" wiederholte Simmerl — er traute seinen Ohren nicht.

„Nit denken!" wiederholte Susi.

„Warum, warum?“ sprudelte Simmerl heftig heraus. Ihm mit dem reichen Anbote das?

„Mir gehört's nit“, sagte Susi und sah ihn fest an. „Es g'hört den Waserln, und da darf ih's schon nit verkaufen. Und wenn ih's dürft, so thät ih's nit. Das Bild hat der Valentin für sein Leben lieb g'habt. Das Bild hat ah meine arme Schwester, seinetwegen und ihretwegen, so g'schätzt. Es hat über all ihren zwoan Sterbbetten g'hängt, es is' ihr Angedenken an die Kinder. Die Waserln sollen es haben, wenn s' groß wer'n und die Mutter von ihrem Vater kennen. Wollen sie's amal hergeben, so können sie's thun, bis dahin mag sich der Herr Simmerl-Vetter begnügen, sie kann den Waserln jetzt nix nehmen.“

Simmerl biß sich in die Lippen! Das Mensch (so heißt jedes Mädchen) sprach so verteufelt kouragirt und klug zu ihm; und weil sie ihn und wie sie ihn so fest ansah, ihm so geradeaus die Wahrheit nach ihrer Weis' sagte, ärgerte er sich! Er hätte sie, wie gesagt, wieder derb kneifen können, und doch gefiel sie ihm — gereuend — in all seinem Zorn, trotz und zu seinem Aerger!

Er bot und überbot.

Gott sei Dank, sagte Susi, gehe den Kindern jetzt nichts ab und sie sehen frisch und gesund aus. Thäten sie sterben, so nützte ihnen das Geld des Vetters nichts. Bei Lebzeiten könnte er ihnen ja, zur Großjährigkeit und Selbständigkeit, geben — und er könnte immer thun, was er mag.

Simmerl verlegte sich sogar aufs Bitten, um seinen Willen durchzusetzen. Er sah das kräftige Mädl sogar mit einer Art Rührung einen Augenblick an.

Susi blieb bei ihrer Pflichtigkeit, wie sie sagte, und bat ihn schließlich, „nix für ungut zu nehmen und verübel zu haben.“

Sie hob den Eimer Butter-Milch vom Boden wieder auf den Kopf und entfernte sich.

Simmerl stand und sah ihr nach.

Eine kurze Weile sann er so hinter ihr her. Dann stampfte er mit dem Fuße auf der Erde.

Ihm das! Mit all seinem Reichthum und seinem Ansehen ihm das verweigern! All die Angebote zurückweisen!

Und von einer armen Tagelöhnerin!

Er hätte ihr was anthun mögen! Und wie er hinter ihr hersah — wie sie den einen Arm geschwungen ober den Kopf empor hielt zum Henkel des Gefäßes, den andern Arm in die Hüfte gestemmt hatte — diese Hüfte schlank und stramm-kräftig sich vorwärts schwang oder wiegte — er konnte ihr nicht gram sein — es tönte ihm so halb und halb, wie von einem Unsichtbaren gesprochen: so ein Mädl, so ein Weib . . . .

Und wo war der Hof dazu? — Das kam gleich hinterher!

Und trotz alledem — sie sollte ihn nicht kühn herausfordern und nicht mit ihm Kirschenstengel ziehen! Er wollte ihr den Herrn zeigen! War er nicht der Simmerl, der Enzgarber Simmerl, der Vetter der Kinder?

Wenn er wollte, verjagte er sie jeden Tag von dem Stübl und den Kindern!

War er nicht der rechtmäßigste Gerhab?

Wenn er wollte! Nur ein Wort von ihm?! Und er sollte nichts zu befehlen haben? — Jetzt ärgerte er

sich, jetzt schien es ihm im Innern wie Grimm, wie ein lange ruhig gelegener aber nun endlich sich regender Wurm aufzusteigen, daß er, so nichts und wieder nichts, in das Leben der Kinder, seiner Verwandtschaft, seines Fleisches und Blutes, solle d'reinzureden haben!

Er wollte zeigen, daß er sprechen könne, sprechen werde!

Und nicht nur ein Bildl, sondern Häusl und Kinder und Susi müßten ihm zu Befehl sein; — biegen oder brechen — biegen und brechen! — Widerspruch ertrug er nicht!

Und er ging zum Bürgermeister und meldete: Der Simmerl wolle zu den Kindern halten und sei der Gerhab!

Der Weg zum Bürgermeister war der Susi wohl bekannt.

Und doch, mit all ihrem freien und guten Bewußtsein, geschah ihr nicht wohl, ja hart und unheimlich, daß sie ihm wieder nahen mußte, daß man ihr sagen ließ, sie solle kommen.

Was mag es nur da geben?

Bangend um die Ursache, immer ängstlich besorgt um die Kinder, wie die Henne um die Küchlein, nahm sie die Kleinen mit sich, als gäbe deren Nähe ihr Kraft und Beistand.

Hatte sie früher die Kinder geliebt, um ihre Schwester, betreut um deren Elends willen, so liebte sie jetzt die Kinder um deren eigenes Selbst wegen; so waren sie, voll Lieblichkeit und Unschuldsmilde, ihr ins Herz gewachsen!

Wenn eine Mutter, in dem täglichen Gewohntsein des Besitzes ihrer Kinder, der sich natürlich von selbst

versteht, in der Gewohnheit ihrer mit ihnen aufwachsenden Liebe, keine weiteren und abschweifenden Gedanken darüber macht — so stiegen deren täglich neue in Susi auf! — Ihr war die Freude eine errungene, eine von außen anerworbene, gleichsam als wenn man ein Haus nicht schon ererbt, sondern erst erwirthschaftet; und bei jedem Wangenglühen, bei jedem Lächeln der Kinder rief sie sich freudig selbst ihr Verdienst darum ins Gedächtniß. Sie bemaß deren Wohlaussehen, deren Wachsen und Gedeihen, wie der Wanderer den Weg, den er rüstig und mühsam, zu seiner Freude und Befriedigung zurückgelegt!

Auch die Größe der Kindesliebe zu ihr war ihr ein steigender Lohn, die Ernte einer mühevoll gelegten und gehegten Sat, von der jed' Körnlein schwer ihr wog und theurer als jede andere werthete!

Freilich, wenn man die Susi um das Alles gefragt hätte, so würde sie kein Wort von all Dem haben sagen können, was wir da, nach der Zeit erzählen! Kann's eine Mutter, kann ein liebender Mensch seine Liebe ausdrücken?

Das fühlt sich und denkt sich, das lockt und reizt und schmerzt, und hat keine Worte und rechten Zeichen und Töne — das pocht da innen, tick-tick, hämmert und zuckt — ein Herz!

Fühlt denn die Spinne, die ihren Brutsack mit Leib und Leben vertheidigt, anders? Der Adler und das Zaunkönigl ein, das Eichkätzchen und die Löwin? Durch die Natur geht ein heiliger Zug, und die weiblichen Wesen sind dessen Träger — das Menschenweib das königlich-Höchste!

Das Thier im Walde muß so handeln; das Menschenweib hat den freien Willen und die frei bedenkende Liebe — das ist das erhaben Höchste!

Susi konnte arbeiten für ihre Ziehkinder, einen kräftigen saugenden Schmatz auf ihre leibverwandten lieben Wangen drücken, wachen und lachen und weinen; aber sagen, erklären konnte sie nichts darüber!

Wie das Hausschwalberl, das sich schon seit Jahren geduldet weiß, doch im Neste zittert, wenn Einer nahe kommt, so zitterte die Ziehmutter für ihre Kinder, wenn sie den Simmerl oder sonst Jemand nahen fühlte!

Jetzt bangte sie schon vor Absichtlichkeiten und trotziger Derbheit, jetzt malte sie sich grell den Gegensatz, wenn sie von Allem lassen müßte, und ihr Herz klammte sich um so fester daran!

Mit den Kindern ging sie zum Bürgermeister.

Sollte sie Jemand verläumden wollen? Sollte, dann noch, Wer gegen dieses Aussehen der Kinder eine böse Zeugenschaft aufrecht erhalten wollen?!

Sie fühlte sich fast stärker in der Nähe der kleinen Ihren, es war ihr ein Schutz, ein Trost, ein Halt, ja eine Würde gegeben!

Sie stand mit den Kindern vor dem Bürgermeister.

Der Simmerl stand auch da.

Er hatte sein Begehr gesprochen und seinen Willen kundgegeben: Gerhab zu sein!

Der Bürgermeister war für den Vetter.

Susi schärfte alle ihre Sinne und sprach dagegen, setzte auseinander, daß er trotzdem gut und ein braver Vetter sein könne.

Als aber der Bürgermoaster wieder und wieder die erdenklichen Gründe einwendete und das schmerzvolle Weib sich nicht mehr zu helfen wußte, da brach sie zusammen vor Schwäche, da hielten die starken Sehnen der kräftigen Arbeiterin nicht mehr, da kniete sie sich hinab zwischen die Kinder und weinte und rang die Hände und bat, ihr das nicht zu thun!

Sie hatte Alles, ihr Weniges in der Welt aufgegeben — den Niklas — sie hatte ihre ganze Zukunft und Vergangenheit vor und hinter sich wie Brücklein abgerissen und stand auf dem einzigen Flecke, der unter ihr einsank! — Sie umfing die Kleinen, als wollte man sie ihr zu einem Verderben entreißen, fast krampfhaft drückte sie dieselben an sich, daß diese mit laut zu schluchzen anfingen.

Aber nur kurze Weile dauerte das. Die stämmige Dirn hob sich empor und wischte frischmuthig die Thränen, als gereue sie all das. „Wer will mir die Kinder nehmen? Wer? War't Ihr's nit, die sie mir übergeben? Gilt Euer Wort oder nit? Seid Ihr Männer? Habt Ihr nit Geld und Schrift und Haus und Vertrag? Wer will mih verurtheilen? Seid Ihr ein Gericht? Wer klagt mih an? Wollts Ihr mih in Schand bringen, und glauben lassen, wer weiß wegen was man mih veracht' und bei Seit' g'schoben? — Stigler, Ihr seid ein alter Mann, ein Ehrenmann, redet ein Wort! Gemeinräth', könnt Ihr's mit Eurer Seligkeit und Eurem Seelenheil verantworten? — Ih thu's nit! Und ih thu's nit! Nehmt mit Gewalt; aber reißt's mir vom Leib und aus den Händen!"

Sie umklammerte die Kinder fest und ihr Auge flammte auf die Andern.

Der Bürgermeister stand, der Simmerl war wie versteint.

Der alte Stigler hob die Stimme und sagte endlich: „Sie hat Recht, wir haben's mit ihr abg'macht, und wenn sie dabei bleibt, so muß es so bleiben!"

„Was sagt Ihr?" frug der Bürgermeister die andern Gemeinräth.

„Wenn sie so will, so muß es so bleiben!"

Der Bürgermeister sah den Simmerl an. „Simmerl", sagte er, „so siehst Du's, Du hast kein Recht mehr — zwingen können und wollen wir nit — Du hast verloren!"

Kaum Susi dies hörte, faßte sie die Kinder. „Gehts, gehts!" und ohne Abschied, ohne Umblick, ohne ein weiteres Wort eilte sie zur Thüre und davon — vor dem Fenster sahen sie die Erstaunten noch, geröthet vor innerer Aufregung, vorüberhuschen.

Der Simmerl stand wie ein bestrafter Schulknabe.

War er nahe daran gewesen von des Weibes Glut und Kindesliebe überwältigt zu werden, brauchte es seine ganze gewohnte, behäbig-trockene Miene, um nicht „klein zuzugeben" und ein Büßer-Licht auf sich zurückzuwerfen — so fuchste und grimmte ihn die Art und Weise, wie er nun da stehen mußte!

Er war ja doch nur ein Gestrafter — förmlich mittelst Spruch Gestrafter — er hatte ja doch ein Recht verloren, das ihm von Natur ward und das er verscherzt hatte!

Ein armes, ein nichtiges Weib, hatte ihn, den Haus- und Grundbesitzer, gemeistert!

Sie konnte hingehen und aller Welt seine Schmach sagen. — O, das war eine rechte Weiber-Geschichte! — Er selbst mußte die Schmach in Red' und Antwort verbreiten, sie werden ihn in Kürze fragen: „na, Vetter, was is' denn?“ Er hatte sich ja gebrüstet, er werde die Kinder an sich nehmen und sie nicht einer dummen Taglöhnerin hingegeben lassen!

Wie sie forteilte! Und wie sie bat! War er ein solches Ungeheuer, daß sie mit hargesträubter Angst förmlich vor ihm scheute und wich?

Und wie sie ihn ansah! Und wie sie die Kinder förmlich aus der Stube und seiner Nähe hinaustrieb, wie die Schafe aus dem Anger vor dem Wolf oder Bären!

Wenn einigermaßen rührend vor ihm die knieende bittende Weibsgestalt auftauchte — so verhüllte dieses Bild wieder der Vorhang des Zornes und der Beschämung, der ihn ab- und ausschloß!

Mit all seinem Geld und seiner Vetterschaft war er nur der Niemand!

Vor dem gesammten Gemeinrath und dem Dorfe — der Niemand! Er, der reiche Simmerl, der Hahn in allen Körben und höher als auf allen Thürmen!

Rothglühend im Gesichte verließ er die Bürgermeisterstube.

Wie sehr ihm der Stigler und die Andern noch die Gründe auseinandersetzten, so wenig vermochten sie den Grimm darüber zu dämpfen, daß er dastehe wie ein Unmoralischer, ein nicht zur Verantwortung und zum Vertrauen Gewürdigter, ein Unzuverlässiger!

Je mehr sie bedauernd sprachen, desto höher stieg seine Röthe — er wollte ihr Mitleid und Bedauern nicht — er wollte seinen Willen haben! Neider und nicht Mitleider — alles Andere war ja doch nur stiller Hohn!

„Ja, schön war das Weib, trotz seiner Richtschönheit, auf der Erde vor dem Bürgermeister“ — ging's ihm durch das siedende Gehirn, welches vielleicht früher einigen Muth aufgegossen und mit Rebensaft eingefeuchtet hatte.

„Wenn das etwa des Simmerl's Kinder gewesen wären“, sagte er sich, „und der Simmerl wäre todt und bedürfte über dem Grabe noch eine Freundin? — Schön war sie die Teufelssakrische!“

Und er konnte fluchen in aller Neigung, zürnen und die Hände ballen zu einem Faustschlag. Wenn er nur Einen oder Eine recht herzhaft träfe!

So taumelte, so schritt er fast willenlos vorwärts, an dem Wirthshause vorbei — vorbei — vorbei sollte er gehen? — nein, beim grünen Zeiger hinein — er mußte seinen Aerger verzechen und die grüne stockende Galle flüssiger machen, ins Zerrinnen bringen!

Herrisch, fast schreiend begehrte er seinen Krug, und er stürzte das erste gefüllte Glas hinab, als müßte er auf glühende Steine innen gießen.

Und er schlug mit dem Krug bei jedem Niederstellen auf, als wäre der Tisch ein beleidigender Feind und müßte er ihm Eines versetzen!

Er hätte mögen über die ganze Gemein' losschimpfen und losdonnern, welche solche „Geschworene“ wählt! — Er habe es immer gesagt, sie seien zu . . . zu . . .

Und wieder löschen und wieder löschen!

Er hieb mit seinem Schlagringl am kleinen Finger in

den Tisch hinein, mit sich selbst redend, daß der Wirth fragte: „was is' denn, was is' denn, Simmerl?"

Aber Simmerl gab keine Antwort und machte eine unwillige Wendung, wie Einer, der in Ruhe gelassen sein will.

Die Andern merkten das und respektirten ihn.

Aber zwei Spielleut' kamen, mit Geige und Zither, die im Dorf übernachteten, da warf der Simmerl gleich was Tüchtig's ein und begehrte Lustiges, Lustiges!

Und er trank und sang, und er paschte in die Hände und strampfte und schaukelte sich, nach den Tönen, bis zum Schweißperlen ab — und er juchzte und dudelte auch, daß er weithin gehört ward!

Keiner wußte noch, warum der Simmerl so gewaltsam lustig und so „aufbegehrerisch" durstig sei. Und der Wirth trug schon Bedenken ihm noch einzuschenken; aber der Simmerl fuhr auf, wer ihm sein Geld verbieten oder sparen wolle? und wenn er einen Rausch bekäme, könne er ihn nicht in seinem Haus ausschlafen bis übermorgen, nicht so wie andere Lumpen — he? was?!

Der Wirth wollte es nicht verderben und er setzte den frischen Krug hin — und als gar Einer von der Gemeinsitzung heim- und hereinkam, da jauchzte und schrie der Simmerl noch eine Weil' auf, aber eine kurze Weil', stürzte bald den starken Rest des Kruges auf einmal aus — und wankte endlich, angetrunken, aus dem Wirthshause hinaus und heimwärts.

Während Simmerl im Wirthshause jauchzte und aufgeigen ließ, war Susi daheim mit ihren Kindern.

Eine stille Rührung, ein süßes Befriedigtsein bemächtigte sich ihrer — keine aufjauchzende Freude; sie hatte wieder gekämpft und wieder mühsam errungen — ein solcher Gewinn erhebt, aber er ist ferne von Aufjauchzen, von wildem, lärmendem Entzücken.

Sie betrachtete nur stillgerührt die Kleinen und gab ihnen ihr Abendbrod.

Wohl — dachte sie — der Simmerl, der mochte heute; aber wer mag's für ihn gut sagen und verbürgschaften, daß es ihn morgen nicht gereue? Und wer wollte dafür einstehen, daß er die Kinder nicht verlasse, sie wie eine böse drückende Last bald fühle und sie recht stiefväterlich wo in die Kost gebe, in eine Versorgung thue, wo sie verkümmerten, verwilderten und verwahrloseten? —

Fast an jedem Bissen, den die Kleinen nahmen und den sie ihnen so treuherzig vergönnte, zehrte sie im Sehen mit, und das heilige Mitleid lohnte sich ihr tausendfach im Genusse des Gedeihens der „armen Hascherl". —

Aber der Simmerl ging ihr auch nicht aus dem Kopfe!

Sie sah wohl wie er roth ward. Sie fühlte, wie er gekränkt sein müsse, und sie kannte seine Zornigkeit, seine hartnäckige Selbstsucht.

Konnte er ihr nicht fortwährend Böses thun, Hindernisse in den Weg legen — konnte er nicht allerlei Gram und Verdruß stiften?

Sie hätte den Simmerl doch sänftigen mögen, ja ihm selbst irgend ein Opfer bringen, um ihn doch wenigstens nicht für die Kinder zum Feind zu haben! —

Sie dachte nach, wie sie ihm irgend ein Gutes thun, eine Gefälligkeit erweisen, wie sie ihm zeigen könnte, daß

sie es nicht strittig oder böse um seinetwillen, sondern nur gut für die Kinder meine, und in stillem Frieden neben ihm leben wolle. —

Da fiel ihr Auge auf das Bild der Mutter.

Wie ein Blitz zuckte ihr der Gedanke in den Kopf — sie sah mit ihren festblickenden Augen noch einmal über das ganze Bild, von oben bis unten, dann eilte sie an die Wand, stieg auf einen Stuhl, hob das Bild vom Nagel, wischte es fein säuberlich an allen Ecken und Flächen in seinem braunpolitirten Rahmen, band dann eine Schürze mit den Bindbändern darüber, und sagte zu den Kindern, sie mögen derweil' brav sein, sie werde bald wieder kommen. —

Der Weg führte sie vor dem Wirthshause vorbei, und da war es ihr, als ob sie des Simmerl's Stimme höre — sie vernahm auch sein Jauchzen und Klatschen.

Sie sah durch das Fenster — es war bereits Nacht — der Mond war eben im Aufgehen — das Licht von innen heraus, zeigte ihr, daß sie sich nicht getäuscht — der Simmerl vertrank seinen Zorn, das ahnte sie wohl.

Sie war fast froh darüber, daß er es that — sie dachte, wenn ihm nur der Groll in den leeren Weinkrug sinke; und für den letzten Rest bösen Blutes habe sie da ein Beschwichtigungsmittel!

Sie preßte das Bild fester an sich. Was ihr keine Bezahlung ablocken gekonnt, das gab sie jetzt im freien Willen. Nicht um Lohn gab sie dieses Gut; aber um des Vetters Gemüth, um sein Herz und die Ruhe der Kleinen, mit ihr!

Sie ging in das Enzgarberhaus — sie hatte es lange, lange Jahre nicht betreten, noch zur Zeit als

der Valentin und ihre Schwester darin gelebt — und jeder Schritt, den sie that, machte ihr das Herz stärker wallen.

Fast war es ihr, als spräche jede Thüre, jedes Mauerstück, jedes Fensterkreuz zu ihr in Erinnerung, ernst und mahnend und warnend.

Sie fand den alten „Mahr" (Maier, Oberknecht), der sie wohl kannte, sie nahm vor ihm die umhüllende Schürze weg; dieser freute sich die alte Hausmutter so im einst wohlgekannten Bilde wieder zu sehen, und er konnte sich selbst nicht satt blicken daran! — Er übernahm gerne den freudigen Dienst, die Hausmutter da wieder zu „einstalliren", das Bild in Simmerl's Stube zu bringen und das alte Mütterl dort so aufzustellen, daß er es gleich sehen müsse, sobald er komme, und eine recht herzliche Freude daran habe!

Der Mahr besah erst nochmals die Bäuerin im Bilde, für sich, und er erkannte auch jedes Stücklein, die Ohrgehänge, die Perlen, den Ring, ja die Falten im Gesicht, und „ganz das G'schau, ganz das G'schau!"

Endlich sattgesehen und sattgeredet über seine Kenntniß von jedem Stücklein auf dem Bilde, nahm er es, recht weihevoll, mit Susi's Beisein, und sie spekulirten eine Weile in der Stube, wie man es recht und am besten anbringe. — Zuletzt nahmen sie den großen Altvatersessel, der noch von den Seligen her übrig war, rückten diesen hübsch an das Fenster, so daß das Mondlicht darüber hinstreifte und der Simmerl in jedem Falle was Neues sehe, wenn er auch nicht Licht machen sollte. — Sie trippelten dann Beide, ordentlich wie aus einem stillen Heiligthum, hinaus — eilen mußte man auch schon, denn der

Simmerl konnte jeden Augenblick kommen — und sie ließen das Bild in seiner alten wiedergewonnenen Behausung, die einst die Lebende selbst bewohnt hat, in dem Sessel, welcher dem athmenden Leibe und nicht dem gemalten so oft zur still-inniglichen Behaglichkeit gedient!

Aus dem Wirthshause wankte Simmerl heraus.

Er fühlte, daß seine Füße schwerer würden, er verspürte es, daß ihm der Kopf glühe und daß es Zeit sei heimzugehen, um nicht zu Schand und Spott zu werden.

Zuvor warf er dem Wirth wankend das Papiergeld hin, ohne recht zu zählen und sagte ihm: „Du wirst schon rechnen — wirst schon!“ Auch schob er auf dem glühenden Kopf den Hut lüstiger zurecht, oder nicht zurecht!

Auf der Straße jauchzte er für sich zur Lust — und für den alten Brummbär, der kurz zuvor gekommen, wie zum Trotz — er vergaß in der Wildheit schier seine alte Würde; und in dem Sternenschein und in dem Mondlicht kamen ihm die Dinge so sonderbar vor, fühlte er sich wie allein in einem weiten Umkreis!

Er redete deshalb auch laut vor sich in die Luft hinein, als müßte er doch sich äußern, trotzdem Niemand da sei und könnte er es da ungenirt! Er hieb auch in die Luft hinein, als hätte er auf einem Tisch eine Nuß zu zerschlagen, oder einen Feind mit kräftigem Hieb und Wurf niederzuschmettern.

Fast bedauerte er es, Niemanden zum Balgen zu haben und bei dem Halstuche fassen zu können! Fast war's ihm, als müßte er ins Wirthshaus zurückwanken und einen Raufhandel dort beginnen.

Doch er hielt sich zum Heimwege, er wankte, so gut es ging, vorwärts, und wenn ihm auch mancher Baum zuweilen plötzlich wie ein sich entgegenstellender, finsterer Raufbold vorkam — er erkannte ihn doch rasch und klärte sich und kam immer weiter vorwärts.

Schon schimmerte ihm der Teich aus dem Hofe mit dem silberglänzenden Mondlicht entgegen.

Als er in der Nähe der lang sich hinstreckenden Umhegung kam, sah er eine Weibsperson ihm entgegenschreiten. —

War's nicht . . . . . Susi?

Ihm schien's so! Was macht sie da?

„Willst mir was nehmen — willst mir mein Haus anzünden? Schleichst um meine Scheuer!?" Er hob die Hand, und ehe sie ihm entweichen konnte, führte er einen Schlag nach ihrem Gesichte. —

Sie schrie schmerzvoll flehend auf: „Schwager! Simmerl!" und taumelte zurück — sein Schlagring hatte sie an der Stirne getroffen — sie knickte ein, sie fing sich an dem Mäuerl neben ihr — stand und athmete schwer und tief einige Augenblicke — sie fühlte in der kühlenden Luft das warme Blut über das Gesicht rieseln — sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und suchte den Heimweg. —

Simmerl, in seinem trunkenen Zustande, wankte weiter. Er bewegte sich in sein Haus hinein — er focht mit der Hand in der Luft — und wenn auch in seinem

Bewußtsein Reue auftauchen wollte, der hitzende, bluttreibende Wein drängte den Zorn und die überquellende Derbheit wieder vor.

Die Susi und ihre Schwester waren gleichartig Schuld an dem Tode Valentin's — die ganze Sippschaft! So betäubte er sich selbst — und so wankte er an seine Außenthüre, durch seine Küche, in die Stube.

Er öffnete die Thüre derselben — er hielt sie spanneweit, wie erstarrt und versteint, offen. — Was war das?! Dort ... im Mondlichte ... saß seine Mutter im alten Lehnsessel, leibhaftig, sie war aus dem Grabe erstanden ... sie winkte und lächelte wehmüthig ... Vorwurf und Gram und Schreck ... er bebte ... er stürzte an den Sessel hin, auf den Boden, breitete die Hände aus und ließ zerknirscht den Kopf niedersinken! —

Eine Weile lag er so, voll Angst und Jammer — er erkannte, was er gethan — die Erscheinung war ihm eine Strafe und reuevolle Mahnung an Alles seit Jahren — es leuchtete ihm in den trüben, wirren Kopf hinein!

Er hob endlich den schweren Kopf — er öffnete wieder die Augen — die Weindünste verflogen, er faßte sich an Brust und Stirn — wo war er — was war mit ihm geschehen? —

Er sah sich in der ihm immer heller scheinenden Mondbeleuchtung im Zimmer um — er erkannte das Bild der Mutter — er begann den Zusammenhang zu errathen — aber sein Kopf ächzte, seine Stirne glühte, seine Pulsschläge überstürzten sich schier — er drückte noch einen

Kuß auf das Bild — er nahm es zu sich auf das Bett — er schlief damit ein.

Als Simmerl des Morgens erwachte, da schien es ihm, als habe er einen wirren, wüsten Traum, voll Gespenstern und Erscheinungen und wilden Schlägereien durchgeträumt.

Er griff sich selbst an die Stirne — der Kopf schmerzte und glühte noch immer — er wußte, daß er im Wirthshause viel getrunken. Aber war Alles — vorher und nachher — ein Traum?

Die einzelnen Vorgänge sonderten sich in seinem Geiste — Dies und Jenes war doch Wahrheit — er sah klarer — und jetzt .... fiel sein Auge auf das Bild!

Es lächelte milde aus seiner Goldhaube, und die Hand am Schnupftuche rührte sich schier!

Ja, so war's — so war's!

Jetzt sah Simmerl klarer — das Bild hatte dort im Lehnstuhle gestanden — Sie hatte es gebracht — Susi war da, sie war gerade, von diesem heimlichen Liebesdienste, aus seinem Hause gekommen — die Arme hatte ihm das Bild geopfert, zu seiner Sänftigung — und o, er hatte ihr einen Schlag versetzt!

Ob es Wer gesehen?

Ja, ganz richtig so — sie war an das Mäuerchen beim Zaun gefallen! War sie dort liegen geblieben?

Wer sie wol nach Hause gebracht und wie es geschehen?

Sie rief ihm ächzend zu: „Schwager! Simmerl!" — sie hatte ihn erkannt!

Wenn sie Jemand gehört hätt'! — Wenn sie ihn verriethe und verklagete!

Schande, Reue und Wehmuth überkamen ihn gleichzeitig! — Er zuckte unwillkürlich mit der Hand am Bilde, es schien sich zu bewegen, und den Kopf zu heben und zu senken!

Vor diesem milden Mutterauge öffnete sich das verschlossene Herz, wie die Blume vor der Sonne, wie die sagenhafte, felsenverrammelte Höhle vor dem zauberischen Pflänzlein!

Die Mutter schien den Namen Valentin's, ihres Sohnes, seines Bruders, zu flüstern — sie hatte ihn, sie Beide, gleichzeitig unter dem Herzen getragen! Ihm ward, wie ihm lange, vielleicht seit ihrem Tode und Begräbnisse, nicht gewesen!

Und jetzt die Schande vor der Welt!

Die Rohheit ward ihm immer greller und klarer.

Er sann und sann — er wußte nicht, wie er das gut machen könne.

Die Susi ward ihm immer schöner und wehleidiger und, in ihrer Stämmigkeit, mit den beiden Kindern zur Seite, immer reizender.

Als er so saß und sann, voll Scham, Leid und Reue und Sorge — da waren schwere Tritte in seiner Küche hörbar.

Sein Knecht kam herein und sah nach, ob denn der Herr heute gar so lange schlafe, und sagte, es sei ein Taglöhner draußen, er hätte dem Hausherrn was aus-z'richten.

„Was will Der?" frug Simmerl, fast ängstlich vor Jedem, und sagte dennoch, neugierig: „Laß ihn nur hereingehen!"

Eintrat der Niklas und sagte, er sei von der Susi geschickt.

Dem Simmerl pochte das Herz in raschen Schlägen, er frug nicht und gab keinen Laut von sich.

„Die Susi," fuhr Niklas fort, „lasse schön grüßen und bitten, daß er das Bild nur behalten möcht' — sie wär' gern' selber 'kommen, aber sie sei gestern Nacht g'fallen und hab' sich aufg'schlagen!"

Dem Simmerl verschlug es schier die Rede!

„Was war gestern Nacht?" frug er nochmals, um deutlicher zu hören und sicherer zu gehen.

„Sie is' gestern Nacht g'fallen und hat sich auf der Stirn' zerschlagen!"

Simmerl wußte nun ganz und gar, was es zu bedeuten habe — es lag eine große, eine ganze Welt für ihn in diesen Worten!

Er schwieg eine Weile und sah dem Knecht immer dabei in's Gesicht. Dieser stand und wartete, fast regungslos, noch immer auf eine Antwort.

Endlich gewann der Simmerl Worte — er sagte mit unsicherer Stimme, er lasse sich schön bedanken, recht schön, er sei ein Bißerl krank heute — er wisse noch nicht . . . und er werde schon hören lassen . . . kurz, der Knecht möge nur gehen — er wisse nun schon!

Er hätte mögen eine endlose Menge sagen und vertrauen, aber er mußte an sich halten, er mußte die neue Welt, die ihm aufging, in sich bergen!

Auf dem freien Felde ging der Simmerl lange hin und her; aus einem Stück Wäldchen heraus und in ein Stück Weingarten hinein; und dann wieder einen andern Weg, den er schon gegangen war und der keinen Zweck hatte.

Er wußte bereits, die Susi könne keinen der Wege kommen, denn sie war nicht auf Arbeit, sie konnte noch nicht arbeiten.

Er malte sich da allerlei Dinge vor, und die Bäume, die Weingeränke, nahmen zuweilen eigenthümliche Gebilde an.

Endlich entschloß er sich, faßte sich ein Herz und ging geradezu auf Valentin's, auf Susi's, Inhäusl los!

Er öffnete das leichte Zaunthürchen, die Hand zitterte ihm fast. Er ging durch den kleinen Hof mit den Ziehbrunnen und den Reisigen, er ging durch die Küche und stand in dem Zimmerraum.

Die Kinder saßen zu Boden und spielten mit einem Häuflein Blumen.

Susi saß auf einem Bänkchen vor dem Bett — die Augen geschlossen, den Kopf rückgelehnt auf die Kissen — und dieser Kopf hatte einen Ausdruck der Milde und des Leides, der ihn rührte.

Das Bindtuch mit dem kaltbewässerten Leinenfleckchen lag neben dem Kopfe, auf dem Kissen, war von der Wunde entsunken und ließ diese klaffend an der Stirnseite sehen.

Susi schlief.

Fast that es Simmerl leid, in dieses Heiligthum eingedrungen zu sein — er wollte zurücktreten. — Die Kinder saßen ruhig und starrten ihn mit ihren großen, hellen Augen an.

Er stand einige Augenblicke unschlüssig — dann konnte er sich doch nicht halten — es regte sich gewaltig — er ging hin — er neigte sich über Susi — er küßte ihre Wunde!

Susi erwachte erschreckt — sie sah auf — vor ihr stand Simmerl mit einem unendlich bittenden, rührend freundlichen Ausdruck.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um sich zu besinnen — das Blut schoß ihr zu Herzen, und von dem Herzen in die Wange — das Gesicht mit den starken, kräftigen Zügen gewann für Simmerl einen Reiz, wie ihn noch keine andere feinhäutige und feinlippige Dirn hatte!

Sie redeten nichts, gar nichts — er fand kein Wort, sie fand keines — es drängte sich Beiden nur ein Bischen das Feuchte in die Augen.

Es war gut, daß die Kinder herankamen und allerlei Beschäftigung gaben, daß der Vetter Simmerl sie küssen und um Allerlei befragen konnte — er weilte da noch einige Zeit — dann stand er auf und gab stumm die

Hand — er sah mit feuchten Augen in die ihren und sagte nichts und ging. —

Der Niklas war zu rechter Zeit wieder gekommen. Oder war er nicht zu unrechter wieder angelangt und hier in Arbeit gegangen, um doch in der Nähe der Susi zu sein und doch zu versuchen, ob er sie nicht bereden könne?

Der Schein für die Heiratsbewilligung war ein kostbares Gut, eine heilige Errungenschaft, ein lange und schwer Verdientes.

Er wußte, wie er altere, er fühlte, wie er Niemanden habe, die Susi kannte ihn seit Jahren, und sie liebten sich nicht wie ein junges Pärchen; aber sie konnten für einander dulden, arbeiten; sie schätzten sich und wären für einander in's Feuer, in Leid und Elend gegangen.

Der arme Niklas seufzte, er wußte, daß sein Gesicht, sein tagewerkender Leib, sein grauschillernder Kopf, keine Reize habe; — wo werde er eine Lebensgefährtin finden, die ihn liebete und schätzete gleichzeitig, die seinen müden Leib einst betreuen, bewahren werde vielleicht vor dem Spitalbett, vielleicht vor dem Gutenleuthäusl, vielleicht ihm die Augen zudrücken werde?

Ihm ward täglich schwerer und schwerer.

Den Simmerl sah er mit Angst und Bangen kommen und gehen.

Vielleicht geht es doch, gerade auf diese Weise? dämmerte es in seinem trübsinnenden Kopfe, inmitten aller schweren Arbeit auf, und er dachte alle Möglichkeiten durch.

Susi konnte ihm das schwere Leid nicht lösen.

Simmerl wollte endlich, sie solle mit den Kindern zu ihm in's Haus ziehen und seine „Wirthschafterin" sein.

Trübe und thränenden Auges ging sie eines Frühmorgens in der Sonnenröthe neben dem Niklas her.

Sie trug sein Bündlein und er setzte wieder seinen Stock fest auf dem Wege ein. Sie geleitete ihn aus, aus dem Dorfe hinaus, auf die Straße, in die Welt hinaus — er konnte nicht mehr länger da bleiben!

Susi sagte es ihm, wie sie nicht daran denken könne, eine verheiratete Hauserin bei dem Simmerl zu sein, und wie sie da Alles, was sie so schwer errungen, den Kindern verderben könnte.

Und er fragte, ob sie etwa den Simmerl, in Liebschaft, gerne hätte?

Sie aber legte die Hand auf's Herz und sagte: nein!

Und wenn er sie etwa gern heiraten möcht'?

„Wenn es der Simmerl wollt', und ih glaub's nit, daß er es jemals will! — so thät ih ihn heiraten um der Kinder willen, und wär' eine brave, rechtschaffene Frau bis an mein zeitlich's und selig's End'!"

„Und ih?" frug Niklas.

Susi gab keine Antwort — sie hatte sich still den Kindern angelobt — sie wischte eine Thräne.

Er wischte dann auch eine, und der Niklas sagte, er sehe, daß er fort müsse!

Vor dem nächsten Dorfe nahm er sein Bündlein aus ihrem Arm, küßte sie und seufzte und weinte, wie ein Mann hart weint; — sie weinte auch, aber reichlicher, und dann stand sie und sah dem Manne mit dem Wanderstecken nach — nach. —

Sie ging in den Wald hinein und saß darin.

Niklas ging und ging – er kam bis an das Wasser, dort setzte er sich hin am Ufer und sah in die rinnenden Fluthen und sann ihnen nach und sah ihnen nach — schier schien es ihm, als müßte er von dem schiefen Ufer hinabgleiten auf Nimmerwiederkehr.

Die schreienden Männer eines Schiffszuges warnten ihn endlich vor dem Schiffsseile, das ihn in das Wasser hineinreißen könnte!

Er stand auf und frug, wohin sie führen? — Sie führen weit, weit, wochenlange. — Er frug, ob sie ihn nicht mitnähmen — und sie wurden bald einig.

Es war ihm nirgends so wohl, als bei rinnenden Fluthen.

Susi zog in das Enzgarber Haus, als Hauserin — ihre Stube bekam Inleut'.

Ihr war es wohlig, als wäre sie eine Andere, ihre selige Schwester, und gehe da in Dienst. Und als wäre der Simmerl . . . .

Ei, da waren des Valentin's Kinder dazwischen und der ganze Hof und zwei Gräber!

Die Kinder kamen bald mit schönen Kleidern in die Schule, und der Schulmeister wies ihnen gar gute Plätze an.

Der Simmerl ging allmälig weniger in die Wirthshäuser der Umgebung, er hob keine Gewichte neben die Tischkrüge und wettete um keine Faustschläge, es war ihm nirgends so lieb als daheim, denn was die Susi für Einrichtungen, ja im Hause aus allerlei unbeachteten Dingen machte, war erstaunlich und merkwürdig.

Dagegen die alte Hauserin bei Simmerl, die keifte und zankte und warf der Susi in allen Beziehungen ihre Schwester vor. Sie, die Hauserin, kenne den alten Hausbrauch und ihren Simmerl besser, und sie müsse zu ihm halten und auf ihn sehen! Kurz, die „Rumasori" dauerte so lange, bis der Simmerl der Hauserin ein Auszugsstübl gab und sie bat, sich ihren „Austrag", ihr Ausgeding, gut g'schehgn zu lassen!

Der Teich mit den schneeweißen Enten und großen Gänsen darauf, auch den kleinen Holz- und Papier-Schiffen der Kinder, die Thüren, die Stube, Alles lockte den Simmerl heimischer an — die Kinder belebten, verschönten dies Alles umsomehr.

Der kleine Valerl erinnerte den Vetter ganz an die eigene Kinderzeit, wie er mit dem Bruder gespielt — ganz sah er so aus — er selbst ward wieder jung und kindlich.

Und das kleine Mäderl, mit seinem kleinzahnigen „Göscherl" und eingebogenem Kinne, hatte unverkennbar

diesen Zug von der alten Mutter, ihrer Ahnl (Großmutter), so daß der Vetter oft lachen mußte, wie sie es bewegte — und doch gerührt dabei war.

Das so oft angesehene und verglichene Bild der Mutter hing in dem neu aufpolirten Rahmen, mit den geweihten Palmzweigen und zwei zierlich sich kreuzenden Pfauenfedern darüber, in der „schönen Stube“.

Am Allerseelentage ging die Susi auf den Friedhof beten und mit einer Reihe von Kränzen auf dem Arm. Aber wie war sie überrascht und gerührt — das Grab Valentin's und ihrer Schwester war völlig prachtvoll geziert — und davor kniete der Simmerl ganz in Andacht und Weihe versunken.

Sie kniete hinter ihm hin und wagte sich nicht zu rühren!

Aber, als ob Diesseits und Jenseits verbunden, als ob selbst über den Tod eine Brücke gefunden sein würde, so war ihr. — Unaussprechlich!

In der Bürgermeisterstube ließ der Simmerl natürlich Valentin's Kinder von der Liste der „Waserl“ streichen und nannte sich als Gerhab.

Die Susi hatte da sicherlich nichts dagegen und bat und weinte nicht mehr, höchstens Freudenthränen.

Die Kinder waren nun tiefer gelangt im Dorfe — und doch höher! Susi, mit ihnen, wirthschaftete so hin, und der Simmerl that in der Wirthschaft nichts ohne sie zu fragen und überließ ihr die Sorge für Vieles ganz, sie verstände es ja so gut wie er. —

„Du bist für die Kinder und Dich selber viel zu klug (karg)!“ sagte er zur Susi, „ich muß Dich schon zwingen!“ Und da brachte er allerlei Putzsachen und „Gutigkeiten“ heim!

Nach zwei Jahren brachte der Simmerl auch ein Papier heim, darauf stand, zur Ueberraschung: „Heiratsbewilligung“!

Die Susi war völlig verschrocken, sie hatte sich's nicht versehen.

Der arme Niklas hatte Alles voraus gesehen!

Die Hare des Simmerl wurden auch schon „schimmelig“, und er scherzte, dies machen nicht die Jahre, sondern weil er sich sein Lebtag zu feucht gehalten! —

Aber, wenn er, im Bewußtsein seines Entschlusses, schon seinen Bräutigamsstand trug, wie ein König, so sah er nach der Hochzeit doch noch aus, als hätte man ihn nur zu fragen: was bei ihm die Welt kostet!

Der Enzgarber Simmerl war zu seiner Zeit ein „Einspänniger“ ohne Gleichen, er wird, und gerade als „Eisenschimmel“, ein „Zweispänniger“ sein ohne Gleichen. — „G'rad z'wegen Dem, daß ich kein Simandl wer', hab' ich Eine g'heirat', wie die Susi! So g'scheid muß man sein!“

Die Leute sagten, die Susi habe ein Hexenstückl gemacht; aber Jeder vergönnte es ihr vom Herzen und nannte sie mit freudigem Stolz — die Enzgarberin!

Allen armen Mädeln im Dorfe war es schier, als hätten sie so ein Bislein sich mit angeheiratet. Sie

fühlten sich, und Jede spürte einen Werth in sich, wieder einmal!

Sie aber arbeitete in Haus und Hof, als wäre sie noch im Dienst, und der Simmerl mußte seinem betreuenden Wei' schier wehren!

Er ging nochmals zum Bürgermeister und sagte ihm, er möge die Kinder auch noch von der Vormundschaftsliste streichen — denn sie haben gar keinen mehr und brauchen auch keinen mehr, er selbst sei nicht mehr Gerhab, sondern in aller Form Rechtens — Vater!

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

